



Edgar Wallace

**Sanders der
Königsmacher**

**scanned by Ginevra
corrected by eboo**

Eigentlich ist das Afrikaabenteuer für unsere Helden ja beendet. Wichtige Gründe ziehen sie zurück und neue Gefahren und Erlebnisse warten auf sie. Mit neuem Rang, aber alter Ve rschlagenheit werden Probleme gelöst.

ISBN 3-8036-4042-3
Original: Sandi, the King Maker
ins Deutsche übertragen von: M. Luise Droop
© Hesse & Becker im Weiss Verlag GmbH, Dreieich
August 1986

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhaltsverzeichnis

Die Propheten des Großkönigs.....	3
Sandi! Sandi!	26
Die Hilfsmittel der Zivilisation.....	46
Das Haus des Erwählten.....	66
Das Todeszeichen.....	85
Das Weib, das in der Hütte war.....	106
Bofaba, das Weib	123
Der König aus dem Süden.....	140
Das Verschwinden des Major Hamilton	157
Der Zaubervogel.....	173
Die Schlacht an den Geisterbergen	190
Die Teufelshöhle	209

Die Propheten des Großkönigs

In P'pie, einem kleinen Dorf zu Füßen des Hungerbergs, des Limpisi oder auch Limbi, wie ihn die Eingeborenen nennen, lebte ein Jüngling, dessen Eltern um seinetwillen ein schauerliches Ende gefunden hatten, als er noch ein kleines Kind gewesen war. In jenen fernen Tagen forderte die ›Teufelsmutter von Limbi‹, der Schreckensgeist des Felsenskeletts, dessen hagere Schattenzungen quer über den Hütten lagen, doppelte Opfer, und wenn ein Kind an dem ihr geheiligten Tage, dem neunten Tage des jungen Mondes, geboren wurde, so heischte die Sitte, daß seine beiden Eltern unter dem Opfermesser starben.

Das Schicksal der Eltern gab dem Kinde den Namen. Durch Zuruf wurde es M'sufu M'goba getauft, und das bedeutet: ›der glückliche Knabe, der nicht sein eigener Vater war‹. Alle Kinder, die mit ihm dieses Glück teilten, zeichneten sich von jeher durch besondere Klugheit aus, und M'sufu M'goba wurde sogar von den Gespenstern und Teufeln durch besondere Gunst geehrt. Man sagte ihm nach, daß er auf seinen schwachen Kindesbeinen die Höhle der ›Heiligen Teufelsmutter‹ erklettert habe, ohne daß ihm die Garde der Jungfrauen, die den Höhlenzugang bewachte, auch nur ein Haar gekrümmt habe. Unbefangen sei er in die Felsenkammer gestolpert, aus der noch kein Lebender den Weg herausgefunden hatte, und er habe die Unholdin im tiefsten Schlafe gesehen.

Er kam mit dem Leben davon und gelangte ungefährdet in sein Dorf zurück. So munkelte man, aber auch das nur in tiefster Heimlichkeit. Es sprach davon auf seiner Schlafmatte der Mann mit seinem Weibe, und im Schäferstündchen erzählte es der Liebhaber seiner Geliebten; denn diese beiden haben unbegrenztes Vertrauen zueinander. Laut oder offen sprach keiner von dieser entsetzenerregenden Wundertat, und keiner

erwähnte je im Gespräch die Teufelsmutter. Ihrer gedachte man nur in dunklen Gleichnissen und furchtsamen Anspielungen.

Aber dieser Entdeckungsreise und dem geisterhaften Einfluß der Höhle schrieb man die wunderbaren Kräfte zu, die M'sufu M'goba offenbarte, als er herangewachsen war.

So saß er einst beim Mahl mit einer der Familien, die sich seine Pflege teilten, und plötzlich geschah es, daß er das vorgeschriebene Schweigen brach. »K'lama und seine Ziege liegen tot bei den Tiefsteinen!«

Die Tiefsteine bildeten das zerklüftete Bett einer abgründigen Talsohle.

»Schweig, Knabe«, herrschte ihn sein entrüsteter Pflegevater an. »Schämst du dich nicht zu sprechen, während ich esse? Merke dir: Wenn der Sinn in die Irre geht, dringen die Teufel um so leichter in den unbewachten Körper des Menschen ein.«

Trotzdem wurde eine Rettungsmannschaft ausgesandt, die K'lama und seine Ziege an der von dem Knaben bezeichneten Stelle fanden. Aus beiden Körpern war das Leben entflohen, und ein alter Mann erzählte schaudernd, was er gesehen hatte. Die Sonne hatte den Scheitel des Hungerberges eben mit goldenem Geschmeide gekrönt, da hatte die toll gewordene Ziege den jähnen Sprung getan und K'lama, der sie am Riemen zurückhalten wollte, mit sich in die Tiefe gerissen. Um die gleiche Stunde hatte M'sufu den Mund in der Hütte seines Pflegevaters aufgetan.

Ein zweites Wunder geschah. Ein Gärtner namens Doboba hatte M'sufu beim Bananendiebstahl ertappt und sich mit kräftigen Hieben für die entwendeten Früchte bezahlt gemacht.

»Mann«, sagte M'sufu und rieb sich das brennende Sitzfleisch, »in zwei Nächten wird dich ein Baum erschlagen und zu den Geistern gesellen!«

Genau zwei Nächte nach dieser Weissagung starb Doboba den Tod, den M'sufu ihm verkündet hatte.

M'sufus Ruhm breitete sich mit der Schnelligkeit eines Steppenfeuers aus. Selbst in den geheimen Winkeln der Königshütte raunte man sich seine Taten zu. Und dann kam der Erste Minister des Königs, der Seni-Seni, Oberhäuptling der Tofolaka, ein Mann von Macht und Ansehen, in höchsteigener Person.

»O M'sufu, künde mir die Zukunft«, sprach Kabalaka zu dem schwarzen Propheten, und vor dem ganzen erschauernden Dorf, das sich über die Ankunft des Würdenträgers und seines Gefolges von Speerträgern und Tanzweibern entsetzte, weissagte M'sufu: »Herr, deine Ernte wird gut sein und besser als gut. Aber die Saat der Fongini wird sterben, und die Erde wird aus Mangel an Regen aufbrechen.«

»Was noch?« fragte Kabalaka gnädig. Denn er haßte die Fongini und ihren Häuptling Lubomala, dessen Einfluß auf den Großkönig ihm im Wege war.

»Herr«, sagte der junge Seher, indem er beträchtlich schwitzte, »der Sohn deines Weibes ist krank und dem Tode nahe, aber wenn der Mond sich zur Schale formt, wird er wieder aufleben.«

Kabalaka senkte die Stirn, denn er liebte den Sohn seines Weibes. Dann trieb er sogleich zum Aufbruch und kehrte in Eilmärschen nach Rimi-Rimi zurück. Er fand das Kind auf ein Totenlager gestreckt, und nasser Lehm beschwerte ihm die Lider.

»Wartet, bis der Mond sich zur Schale formt, und das Kind wird leben«, verkündete Kabalaka in zuversichtlichem Ton, aber inwendig spürte er den schweren, dumpfen Schlag seines Herzens.

An jedem Morgen zogen die Weiber hinaus, um die grünen Blätter zu pflücken, in die sie ihre Leiber beim Totentanz hüllen. Aber als der Mond im ersten Viertel stand, öffnete das Kind die Augen und bat lächelnd um Milch.

Eine Woche später barg das Volk von Treuland - denn das ist die Bedeutung von Rimi-Rimi - mit großer Mühe die reiche Ernte, und an diesem Tag betrat Lubomala, der Häuptling der Fongini, die Hauptstadt und bat um Erlaß des Tributes.

»Meine Ernte ist vernichtet, o Großkönig«, klagte er. »Wir hatten keinen Regen, und die Erde ward rissig vor Dürre.«

In dieser Nacht sandte der Großkönig nach M'sufu, und der Prophet, den eine herrliche Messingkette, ein Geschenk des dankbaren Kabalaka, schmückte, traf in der Hauptstadt zur gleichen Stunde ein, als die Garde des Königs den Kommissar im Dienste der britischen Regierung mit ihren Speerschäften zu Boden stieß.

Hughes Lloyd Thomas war vor seinem Eintritt in den Kolonialdienst ein Laienprediger gewesen, dessen feurige Beredsamkeit sein keltisches Heimatdorf bis in die Tiefen aufgewühlt hatte. Ein Mystiker, seltsam gefeit wie alle Kelten, war er in keine der Fußangeln geraten, die auf jeden gewissenhaften Mann lauern, der in den britischen Kolonien Dienst tut.

Es war die unbesiegliche Geistigkeit dieses Mannes, seine todbereite Märtyrerseele, die das merkwürdige Lächeln in sein Gesicht zauberte, mit dem er in das finstere Antlitz K'saluga M'popos sah, des großen Königs und Oberherrn über viele tributpflichtige Völker.

Man hatte vor der Hütte des Großkönigs Pflöcke in den Boden gerammt und den Gefangenen daran gefesselt, so daß er mit schmerhaft ausgerenkten Gliedern dalag. Dicht hinter ihm brannte des Königs Lagerfeuer und versengte ihm das Haar. Sein abgetragener Drillich war steif von seinem Blute, durch die Risse seiner Jacke schimmerten seine weiße, gewölbte Brust und das braune V, das die Sonne in seine Hemdöffnung gemalt hatte. Aber obwohl die ewige Finsternis bereits ihre düsteren Schatten über sein Haupt warf, schlug sein Herz mit großem, stolzem

Schlag, und er lächelte und dankte Gott, daß keines Weibes Antlitz erbleichen, keiner Mutter Herz zerbrechen und keines Kindes Stirn sich trüben würde, wenn die Nachricht von seinem Ende in die Heimat gelangte.

»Ho, Tomini«, sagte der Großkönig spöttisch und blinzelte durch seine schmalen Augenschlitze auf den Gefangenen nieder, »du hast mich vor allem Volk zum Palaver gerufen. Hier bin ich.«

Lloyd Thomas war am Halse so gefesselt, daß er seinen Kopf zur Seite wenden konnte, und tat er es, so bot sich seinem Blick ein Ausschnitt der gewaltigen Menschenmasse, die gekommen war, um seinem Ende beizuwollen. Die vorderen Reihen kauerten am Boden, dann kamen welche, die hockten und über ihre Vordermänner hinwegsahen, und dann kamen solche, die standen, Gesicht an Gesicht, eng aneinandergepreßt, Menschheit auch sie, und in aller Augen brannte die abgründige Begier, ihn auf schreckliche Weise sterben zu sehen. Selbst die Kinder drängten sich, zappelnd vor Ungeduld, herbei. Es war niemand in ganz Rimi-Rimi, der sich das spannende Schauspiel seines Todes entgehen lassen wollte.

»Ich kam in Frieden, K'saluga M'popo«, sagte Lloyd Thomas. »Ich kam, um Fergisi und seine Tochter zu sehen. Böse Nachrichten haben uns von ihnen erreicht, und Fergisis eigenes Weib beklagte sich bei unserem König und sprach von einem Todespalaver in Rimi-Rimi. Darum hat mein König mich gesandt, den Überbringer vieler schöner Geschenke, und fordert dich durch meinen Mund auf, alles zu sagen, was du von dem Schicksal des Gottesmannes weißt.«

Die Geschenke waren neben dem Königssitz zu einem stattlichen Haufen getürmt. Da waren Ballen aus Tuch und Seide, schimmernde Halsketten, Spiegel in vergoldeten Rahmen, so wie Könige sie lieben.

Der König zog seinen Blick von dem Gefangenen zurück und

bückte sich, um ein Halsband aufzuheben. Er hielt es einen Augenblick in der Hand und ließ das geschliffene Glas aufblitzen. Dann warf er es wortlos ins Feuer. Auf einen Wink seines Herrn ergriff Kabalaka den Rest und schleuderte ihn in die aufflammende Glut.

Lloyd Thomas biß die Zähne zusammen, denn er wußte, was das zu bedeuten hatte.

»Wenn ich schon sterben muß, so laß mich rasch sterben, o König«, sagte er gelassen.

»Laßt Jububu und M'tara vor mein Angesicht kommen«, befahl der König, »und laßt sie zeigen, wie gut sie es verstehen, einen Menschen zu häuten.«

Zwei nackte Männer traten aus dem Vorhang von Qualm und Rauch hervor, und in ihren Händen funkelten die kleinen Messer.

»O König«, sagte Lloyd Thomas, in seiner Stimme schwang der Spott, in seinen Augen glühte ein Feuer, »o Schinder von Menschen und Schlächter unschuldiger Mädchen, einen Tag lang und einen anderen Tag lang wirst du noch leben. Doch dann wird einer an meiner Stelle kommen, der wird dich unter Tausenden herauswittern, und euren Körper wird er den Fischen zum Futter vorwerfen.«

»Die Enthäuter sollen ihre Arbeit langsam verrichten«, sagte der König und rieb sich sein stoppliges Kinn.

Die beiden Männer, die zu Füßen des Gefangenen saßen, nickten und prüften die Schärfe ihrer Messer an ihren Handflächen.

»Kommen wird er. Ich sehe ihn mit den Augen meines Geistes«, rief der verurteilte Mann. »Sandi Ingonda, der Tiger, der Vertilger von Königen!«

»Ko!«

Der König erhob sich halb von seinem Stuhl, und es zuckte in

seinem faltigen Gesicht.

»O Männer, laßt mich sprechen«, sagte er heiser. »Dieser Mann redet gottlose Worte. Denn Sandi ist tot. Aber selbst wenn er lebte, wie will er die Geisterberge überqueren? Meine Truppen hüten die Pässe. Oder wenn er den Strom befährt, wie will er mit seinem Pucka-Puck die Strudel bezwingen?«

»Er wird kommen«, sagte der Gefangene feierlich, »und er wird dort stehen, wo ich liege, und in jener Stunde wirst du sterben, K'saluga M'popo.«

Der Großkönig blinzelte, als stäche ihm die Sonne in den Augball.

»Das sind böse Worte, und der sie spricht, ist ein Lügner. Denn Sandi ist nicht mehr unter den Lebenden. Sagte der Akasava nicht, daß Sandi auf die schwarzen Wasser ging und durch ein Loch aus der Welt fiel?«

»Großer König, es ist, wie du sagst«, bestätigte Kabalaka.

Der König lehnte sich in seinen Stuhl zurück. »Wenn Sandi kommt, stirbt er den Tod«, schwor er, aber während er sprach, spürte er in seinem Rücken eine unheimliche Kälte. »Ich, der ich die Tochter des Gottesmannes in die Erde sandte und ihn selber in die Arme der Unholdin von Limbi, ich kenne keine Furcht -! O M'sufu!«

Aus dem Kreise der Frauen, die hinter dem Könige saßen, trat ein Jüngling hervor, der eine glitzernde Kette trug.

»O M'sufu, sieh diesen Mann. Und nun kündet uns: Wird Sandi dies Land betreten, das dereinst das Land der Allimini war? Und bedenke wohl, wir hielten ein großes Palaver ab, als die weißen Frentsches kamen. Wie dürfte da Sandi, der weder Frentschi noch Allimini, sonder Inegi ist, es wagen, seinen Fuß in dieses Land zu setzen?«

M'sufu fühlte den Glanz und die Bedeutung dieses einzigartigen Augenblicks, und er stolzierte mit

zurückgeworfenem Kopf und ausgebreiteten Armen in die Mitte des Platzes.

»Höre mich an, großer König. Höre M'sufu, der über geheimnisvolle und wohltätige Kräfte verfügt. Er sagt dir, Sandi wird nie wieder in dieses Land kommen, er ist so gut wie tot.«

Der Großkönig sprang auf die Füße, und seine Knie bebten.

»Hört ihn«, brüllte er und griff nach seinem Speer, der neben ihm auf dem Boden lag. »Oh Tomini, höre diesen Mann, denn er spricht die Wahrheit, und du bist ein Lügner - ein Lügner – ein Lügner!«

Und bei jedem Schimpfwort stieß er zu, obgleich er sich die Mühe hätte sparen können, denn bereits der erste Speerstoß hatte Lloyd Thomas entseelt.

Der Großkönig blickte auf sein Werk, und der Kopf wackelte ihm.

»O ko«, sagte er. »Das Palaver hat böse geendet, denn ich habe ihn zu rasch getötet. M'sufu, deine Stimme klang meinen Ohren lieblich. Du sollst im Schatten meiner Hütte wohnen. Aber wenn der Teufel in deinem Herzen ist und deine Zunge falsch geredet hat, so sollst du liegen, wo der liegt, der jetzt erkaltet ist, und meine Enthäuter sollen deine Klageschreie hören.«

Es liegt etwas Bedrückendes und Schweigen Gebietendes in der Atmosphäre des Britischen Kolonialamtes, das ernüchternd und lähmend auf den Besucher wirkt. Die Feierlichkeit weiter Korridore und hoher, bleicher Fenster drängt sich als erstes dem Eintretenden auf. Aber wenn er den Korridor entlangwandert, und die düsteren Türen wollen kein Ende nehmen, so meint er unwillkürlich, in einem Gefängnis zu sein, in dem hinter jeder Zellentür ein Schwerverbrecher einsam und weltenfern haust. Zu gewissen Tagesstunden liegen diese Flure da wie die Gassen einer toten, verzauberten Stadt. Nur zuweilen taucht ein

Schreiber auf und huscht wie ein Gespenst vorbei. Irgendwo dröhnt eine Tür mit nachhallendem Echo wie ein Kanonenschuß über dem Grabe eines betrauerten Beamten.

An einem Oktobernachmittag schritt ein hochgewachsener, von Wind und Sonne verbrannter Mann durch einen dieser verlassenen Korridore. Seine Schritte hallten dumpf wie in einem Klostergang oder in einem Grabgewölbe wider. Zuweilen blieb er stehen und prüfte die Nummer einer Tür, die er mit einem offenen Brief in seiner Hand verglich. Endlich hatte er die richtige Tür gefunden. Er zögerte einen Augenblick und hob dann die Hand. Eine unterwürfige Beamtenstimme beantwortete sein Klopfen. Zwei jüngere Beamte mit eingefrorenen Mienen saßen sich an zwei Schreibtischen so gegenüber, daß jeder von ihnen den gleichen Blick durchs Fenster hatte.

Bei Sanders' Eintreten erhob sich einer der jungen Leute mit einer Schwerfälligkeit, die auf ein vorzeitiges Altern schließen ließ. Auch das gehört zur Atmosphäre des Kolonialamtes.

»Mister Sanders?« Er flüsterte den Namen mehr, als er ihn sprach. »Jawohl, der Herr Unterstaatssekretär erwartet Sie!« Er schaute auf seine Uhr. »Ich denke, er wird Sie sofort empfangen können. Wollen Sie bitte einen Augenblick Platz nehmen!«

Sanders war zu ungeduldig und zu nervös, um sich zu setzen. Wie alle Menschen, die an ein Leben in freier Natur gewöhnt sind, hatte er ein Grauen vor den Büros, wo vom grünen Tisch aus regiert und dekretiert wurde, und nur selten und in langen Zwischenräumen hatte er die Zentrale seiner amtlichen Tätigkeit aufgesucht. Der junge Mann, der in einem anstoßenden Zimmer verschwunden war, kehrte zurück und ließ Sanders eintreten. Es war ein hoher Raum, dem ein breiter Marmorkamin und ein mächtiger Diplomatentisch eine steife Würde verliehen.

Ein Herr kam Sanders entgegen und begrüßte ihn, noch ehe er ihn erreicht hatte, mit einem bewillkommenden Lächeln. Die freie Menschlichkeit, die aus diesem Lächeln sprach, erhellt

sogar noch die katakombenhafte Düsterkeit des Raumes und verhalf dem Besucher zu einem Anflug seiner gewohnten Frische.

»Setzen Sie sich doch, bitte, Mister Sanders«, lautete die freundliche Aufforderung, und diesmal nahm Sanders bereitwillig den dargebotenen Platz.

Der Unterstaatssekretär war ein sehniger Herr mit magerem Gesicht und feinen Zügen, dessen kurzsichtige Augen einen überaus wohlwollenden Blick hatten. Unter diesem Blick gewann Sanders schnell seine Laune wieder. Der Unterstaatssekretär schien es nicht eilig zu haben, über die Frage zu beraten, die ihm am Herzen lag. Er sprach über Twickenham, über die dort veranstalteten Fußballspiele, über gesellschaftliche Ereignisse der jüngsten Zeit, und erst als Sanders sich bereits zu wundern begann, warum der Brief, der ihn ins Kolonialamt gerufen hatte, als eilig gekennzeichnet war, kam der Unterstaatssekretär plötzlich zur Sache.

»Nicht wahr, es ist Ihnen nicht unlieb, Mister Sanders, daß Sie Afrika mit der Heimat vertauschen konnten?«

»Nein, Herr Unterstaatssekretär«, sagte Sanders hellhörig.

»Und doch ist es ein einzigartiges Land«, gab Sir John Tell zu bedenken, »ein Land, das auch den mit tausend Banden festhält, der sich losgerissen zu haben glaubt. Außerdem bietet es - für den richtigen Mann - gerade heute die günstigsten Gelegenheiten zum Vorwärtskommen. Eine Karriere ist schnell gemacht - in Afrika, lieber Mister Sanders!«

Sanders fand, daß es weise war, zu schweigen und abzuwarten.

»Sie kennen natürlich das Gebiet der Tofolaka und das Land jenseits der Geisterberge«, hub der Unterstaatssekretär wieder an, wobei er angelegentlich mit seinem Federhalter spielte.

»Sie vermuten richtig«, lächelte Sanders. »Rein geographisch betrachtet, ist dies Land allerdings noch eine terra incognita.«

Sir John nickte eifrig. »Wie nannten Sie das Land?« wollte er wissen.

»Wir nannten es in unseren Berichten das Land des Großkönigs«, erwiderte Sanders lebhaft werdend. »Es grenzt an das Gebiet der Ochori und erstreckt sich über das ganze eine Flußufer. Auf der anderen Seite des Stromes hausen die Akasava. Aber ich bin nur einmal in meinem Leben dahin gekommen und mußte die Berührung mit den Negerstämmen aus politischen Rücksichten vermeiden. Es führt ein Bergpfad dorthin, aber er ist nur drei Monate im Jahr passierbar. Der Strom bildet allerdings eine Brücke, aber man braucht dazu einen ganz anderen Dampfdruck in den Kesseln, als ihn die ›Zaire‹ hergibt - Sie erinnern sich, das war der Name meines Schiffchens -, und hat man ihn nicht, so zerschellt man am Höllentor.«

»Am Höllentor?« fragte Sir John interessiert. Dann gab er sich selber die Antwort. »Ah- jetzt fällt mir ein, das ist die Felsenenge, die sich der Ochori durch das Massiv der Geisterberge gräbt. Ist diese Stelle nicht auch durch starke Stromschnellen gefährlich?«

»Zehn Meilen die Stunde«, warf Sanders ein. »Wenn diese Wirbel nicht wären, dann hätte vielleicht schon längst der eine oder der andere europäische Staat dem Großkönig die Klauen beschnitten. Selbst die Deutschen haben nicht viel ausrichten können, und soviel ich weiß, gehörte dies ganze Gebiet in ihre Machtssphäre!«

»Nicht eigentlich«, sagte Sir John nach kurzer Überlegung. »Zwei oder drei Nationen zeichneten es in ihre Kolonialkarten ein. Erobert oder gar besetzt hat es keine, und das ist eben der Grund, weswegen ich Sie zu mir gebeten habe, Mister Sanders. Keine der interessierten Großmächte wollte ihre Ansprüche aufgeben, und es blieb nur der übliche Ausweg. Das Land fiel an den... hm... Völkerbund!«

Sanders lächelte. »Das heißtt, es ist noch immer Niemandsland!«

»Wenn Sie es so nennen wollen, ja«, gab der Unterstaatssekretär zu. »Inzwischen haben wir vom Völkerbund ein Mandat erhalten, das uns berechtigt, auch in diesem Gebiet mit allem aufzuräumen, was der Zivilisation widerstrebt oder gar den primitivsten Anschauungen von Recht und Ordnung Hohn spricht.«

Er hielt inne und schien auf eine Meinungsäußerung seines Besuchers zu warten, doch Sanders hütete sich, zu seinen Worten Stellung zu nehmen.

»Wir sind der Meinung«, fuhr Sir John endlich fort, sich taktvoll vorfühlend, »daß ein willensstarker, entschlossener Mann, der eine genaue, ich möchte sagen übernatürliche Kenntnis des Charakters und der Sinnesart der Eingeborenen besitzt, die fünf jetzt vom Großkönig beherrschten Gebiete in sechs bis sieben Monaten befrieden und einem Lande Gesetz und Recht geben könnte, in dem bisher Grausamkeit, Aberglauben und Tyrannie willkürlich wüteten.«

Wieder machte er eine Pause, und wieder wartete er vergebens. Er erhob sich, ging an die Wand und entrollte eine Landkarte. »Hier ist eine rohe Übersichtskarte des Landes, Mister Sanders«, sagte er mit leiser Aufforderung.

Sanders trat höflich an seine Seite.

»Hier sehen Sie die Geisterberge, an deren westlicher Flanke Ihre alten Freunde, die Ochori, ihren Wohnsitz haben; hier im Osten erstreckt sich das Land der Tofolaka, südlich davon am anderen Ufer beginnt das Gebiet der Bubujala. Hier beschreibt der Fluß eine Krümmung. Dort sehen Sie einen See, dessen Ufer nur angedeutet sind. Noch hat kein Weißer sie betreten.«

»Was ist das für eine Insel«, fragte Sanders plötzlich und wies auf einen kleinen dunklen Punkt in dem ausschraffierten See.

»Das ist das ›Eiland der goldenen Vögel‹ - ein hübscher

Name für eine Insel, nicht wahr?«

Sanders nickte zustimmend, dann wurde sein Blick zum zweitenmal gefesselt. »Rimi-Rimi, die Residenz des Großkönigs«, sagte er kurz und deutete auf einen Kreis.

»Ganz recht - und dort oben im Norden von Rimi-Rimi sehen Sie einen Berg, das ist der Limpisi. Neuland für Sie, Mister Sanders. Das ist etwas anderes als die sumpfige Küste. Berg und Hochfläche, von Großwild belebt, ein Klima, das die zerriebenen Nerven gesund macht.«

»Wohl möglich«, sagte Sanders ruhig und kehrte mit Sir John an dessen Schreibtisch zurück. »Aber ich weiß sehr wenig darüber, und wenn Sie sich an mich als an eine Fundgrube des Wissens gewandt haben, so muß ich Sie leider enttäuschen!«

Der Unterstaatssekretär lächelte. »Sie werden mich nie enttäuschen, Mister Sanders, und ich hoffe, am wenigsten in dem, was ich Ihnen zu unterbreiten habe. Ich deutete schon an, daß wir auf der Suche nach einem Mann sind, der die besten Führereigenschaften mit den hervorragendsten Kenntnissen der Denkweise der hier lebenden Menschen verbindet, nach einem Mann kurzum, der sich bei den Eingeborenen in Respekt zu setzen weiß.«

»Es tut mir leid«, begann Sanders hastig.

»Warten Sie nur ab!« Sir John unterbrach ihn mit einer schnellen Handbewegung, um einen unwiderruflichen Bescheid abzuwehren. »Der Regierung ist sehr viel daran gelegen, daß dieser Mann recht bald gefunden wird, weil...« Sir John zögerte - »Nun, vor Ihnen brauche ich nichts mehr zu verschleiern. Es ist uns etwas Böses da unten zugestoßen. Wir hatten einen Unterhändler zum Großkönig geschickt. Er hatte die Aufgabe, Nachforschungen über das Schicksal Fergusons, des verschollenen Missionars, und seiner Tochter anzustellen.«

»Er wurde getötet?« fragte Sanders leise. Er wußte, wie schwer es dem Unterstaatssekretär sein mußte, die Wahrheit zu

gestehen. »Wer war es?«

»Lloyd Thomas!«

Sanders nickte vor sich hin. »Ich habe ihn gut gekannt. Armer Kerl! Aber war es nicht ein wenig - übereilt, ihn allein und ungeschützt in ein so gefährliches Gebiet zu entsenden?«

»Übereilt - hm - ja«, lautete die zögernde Zustimmung. »Ihr Nachfolger, Mister Sanders, hat da einen Irrtum begangen, für den allerdings die Regierung die volle Verantwortung tragen muß. Zur Erklärung möchte ich ihnen folgendes sagen. Der Krieg ist an dem Gebiet des Großkönigs vorbeigegangen. Es bestand für keine der beiden Parteien die Notwendigkeit, bis dorthin vorzustoßen, so daß dem König die wertvolle Lektion eines Truppendurchmarsches leider erspart blieb. Andererseits waren die Deutschen ihren Gegnern gegenüber zu sehr in der Minderzahl, um noch eine nennenswerte Beaufsichtigung des Hinterlandes durchführen zu können. Die Folge ist Unbotmäßigkeit und wachsender Dünkel des Großkönigs. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß er Ihren alten Bezirk angreift«, sagte Sir John sehr ernst. »Nach allem, was uns zugetragen wurde, ist Lloyd Thomas mit größter Nichtachtung empfangen worden. Die Geschenke, die er mitbrachte, wurden im Ratsfeuer verbrannt.«

Sanders hob den Kopf. »Das ist ein böses Zeichen. Es bedeutet soviel wie die Ansage einer Erzfehde. Alle Wirren bei den Nordochori und den Akasava haben so ihren Anfang genommen.«

Sanders schwieg eine Weile und überlegte mit gerunzelten Brauen. Dann war es, als schüttete er eine Last von seiner Schulter. »Ich würde mich der Regierung gern zur Verfügung stellen«, sagte er, »aber offen gestanden, das Kapitel Afrika ist für mich beendet, ich möchte es nicht wieder aufschlagen.«

Der Unterstaatssekretär rieb sich das Kinn und sah geflissentlich an seinem Gegenüber vorbei. »Wir haben ein sehr

annehmbarer Schiffchen nach dem Stromgebiet entsandt. Es stellt im Vergleich mit der ›Zaire‹ eine wesentliche Verbesserung dar und verfügt über die dreifache Maschinenkraft.«

Sanders schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid«, beharrte er bei seiner Weigerung.

»Sie können sich Ihre Offiziere selbst auswählen, und wir würden Ihrer Wahl auch dann nicht widersprechen, wenn sie auf Herren fiele, die den Dienst inzwischen quittiert haben. Wir würden sie sogar beim Wiedereintritt in den Dienst entsprechend im Range erhöhen«, setzte Sir John bedeutungsvoll hinzu. »Ich höre zum Beispiel, Ihr Schwager, Hauptmann Hamilton....«

»Dem geht es wie mir«, fiel Sanders schnell ein, obwohl er in diesem besonderen Fall hätte zögern können. Denn Hamilton trug schwer an einem Liebeskummer. Er hatte sich heftig um eine Schönheit beworben, die ihm einen reicheren Freier vorgezogen hatte.

»Und wie steht es mit Tibbetts?« erkundigte sich Sir John.

»Oh, der sitzt jetzt auf dem Geldsack«, sagte Sanders lächelnd.

»Schwerlich würde er das Westend Londons mit den afrikanischen Dschungeln vertauschen wollen.«

Der Unterstaatssekretär zuckte bedauernd die Achseln und erhob sich. »Es tut mir leid, daß ich keine bessere Überredungskunst besitze. Überlegen Sie sich mein Angebot auf alle Fälle, Mister Sanders, und lassen Sie sich bis zur endgültigen Entscheidung noch ein paar Tage Zeit. Noch eine Frage, ehe wir uns trennen: Das St.-Michaels-, und das St.-Georgs-Kreuz ist Ihnen wohl schon verliehen, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Unterstaatssekretär«, sagte Sanders mit einem leichten Lächeln auf seinem sonnverbrannten Gesicht.

»Eine Aufgabe, die sechs Monate Zeit kostet, schwierig, aber interessant«, sagte der Unterstaatssekretär scheinbar ziellos und starre geistesabwesend in die Luft. »Eine Aufgabe, deren glückliche Beendigung die Regierung nicht vergessen würde, Mister Sanders. Für einen Mann wie Sie« - er machte eine kleine schmeichelhafte Handbewegung und gestattete sich ein verbindliches Lächeln - »bedeutet natürlich der Baronet-Titel nichts. Aber die Damen lieben diesen kleinen Schmuck. Sie sind ja auch verheiratet, Mister Sanders? Nun - natürlich sind Sie es! Auf Wiedersehen also!« Er streckte die Hand aus, und Sanders schüttelte sie. »Übrigens«, fügte er rasch hinzu, »Fergusons Schicksal will mir nicht aus dem Sinn. Und noch Schlimmeres befürchte ich für die junge Tochter. Frau Ferguson kommt beinahe in jeder Woche und fragt händeringend, ob wir noch immer keine Nachricht haben.«

Sanders nickte. Die Frau des verschollenen Missionars hatte sich auch an ihn gewandt, und er wollte in diesem Augenblick lieber nicht an sie denken.

»Sie glaubt fest daran, daß ihre Tochter als Gefangene in der Hütte eines Unterhäuptlings lebt - wenn man das ›leben‹ nennen kann.«

»Tausendmal besser, sie ist tot«, sagte Sanders und verbarg sein Schaudern.

Er ging nach einem letzten Abschied. Der greisenhafte Jüngling, der seine Tage im Meldezimmer fristete, erschien wie aus dem Boden gezaubert und öffnete ihm die Tür.

Der Zufall wollte es, daß sich in Twickenham an dem gleichen Abend eine kleine Gesellschaft versammelte, die durch afrikanische Erinnerungen eng miteinander verknüpft war. Nur die anmutige junge Dame, deren Einladung Tibbetts bei der Hausfrau bewirkt hatte und die von ihm mit drolliger Ehrerbietung und wechselnden Ausdrücken der Verliebtheit angeredet wurde, stand noch ein wenig außerhalb dieses intimen

Kreises. Außer Tibbetts, der vor kurzem noch in der City geglänzt hatte und der jetzt sein Heil in der Landwirtschaft versuchte, war noch Hamilton erschienen. Hamilton, der ehemalige Hauptmann einer Kompanie dunkelhäutiger Haussas, stand noch stark im Schatten seiner Enttäuschung, und auch die Dame des Hauses, Patricia Sanders, war nicht ganz so strahlend wie sonst. Tibbetts, den seine Kameraden ausschließlich Bones nannten, denn er bestehe nur aus Haut und Knochen (so sagten sie), Tibbetts kam natürlich zu spät, und da alle schon bei Tisch saßen, merkte er nicht, wie gedrückt die Stimmung war.

»Beeile dich, Bones«, knurrte ihn Hamilton an, »es scheint dir gar nicht aufgefallen zu sein, daß wir eine geschlagene halbe Stunde auf dich warten!«

Bones war ins Zimmer gestürmt. Er zupfte noch an seiner Krawatte, aber fast im gleichen Augenblick hatte er drei Verbeugungen gemacht, eine feierliche zu seiner Tischdame hin, eine respektvolle vor Sanders und eine herzliche vor Patricia. Hamilton schüttelte er die Hand, als er neben ihm Platz nahm. »Tag, alter Knabe! Es lebe die Tomatensuppe!«

»Tomatensuppe?« fragte Hamilton und schaute mit gekrauster Stirn auf seinen Teller. »Ich glaube, das ist Juliennesuppe!«

»Teurer Alter, wer wird gleich so genau sein!« sagte Bones mit erhabenem Vorwurf. »Ich meine die Tomatensuppe im allgemeinen; denn wenn sie nicht wäre, wer kaufte mir dann meine Tomaten ab. Schon der gute alte Shakespeare pflegte zu sagen...«

»Halt den Schnabel und iß deine Suppe«, wies Hamilton ihn zurecht.

»Es lebe die Landwirtschaft, es lebe die Tomatenzucht, es lebe der künstliche Dünger«, sagte Bones begeistert und hielt seinen Löffel in halber Höhe zwischen Mund und Teller, ohne in seinem Überschwang darauf zu achten, daß inzwischen die Juliennesuppe den nicht ungewöhnlichen Weg vom Löffel herab

auf seine weiße Hemdbrust fand. »Man reiche mir auf der einen Hand die ganze Industrie der Welt, auf der andern ein Beet mit Tomaten...«

»Man reiche ihm ein Mundtuch und ein Geiferlätzchen«, brauste Hamilton auf, »denn das hat er am nötigsten. Mensch, Bones, hast du denn gar kein Taktgefühl? Merkst du nicht, daß etwas Besonderes in der Luft liegt?«

»Haben Sie sich endlich entschlossen, Landwirt zu werden?« fragte Sanders über den Tisch herüber.

»Ja, Mister Sanders«, sagte Bones mit der Wärme einer schönen Überzeugung. »Es gibt nichts Herzigeres als rote Tomaten, und ich habe mir eine fabelhafte Methode ausgedacht, sie auch im Winter zu züchten. Man gebe, einer jeden Tomatenpflanze eine Wärmflasche! Im Ernst«, ereiferte er sich, als Hamilton trocken und spöttisch auflachte, »wenn man neben jeder Wurzel eine tönerne Flasche vergrübe und sie von Zeit zu Zeit mit heißem Wasser fülle, warum sollten dann die Tomaten nicht auch im Winter gedeihen!«

»Ich freue mich, daß Sie mit so ehrlicher Begeisterung an Ihrem neuen Beruf hängen«, sagte Sanders, ein Lächeln unterdrückend, »denn nun wird das, was ich Ihnen zu sagen habe, Sie kaum aus der Fassung bringen. Man hat mir nämlich ein Angebot gemacht, nach Afrika zurückzugehen, das heißt, nicht ganz in unser altes Gebiet, sondern weiter landeinwärts, in die Wildnis, über die der Großkönig gebietet.«

Bones und Hamilton legten gleichzeitig den Löffel nieder.

»Du meine Güte!« sagte Bones sanft und ergeben.

»Ich habe das Angebot natürlich abgelehnt«, fuhr Sanders gelassen fort.

»Natürlich«, sagte Bones.

»Sehr richtig«, bestätigte Hamilton.

»Unsere Aufgabe war befristet, sie sollte sich über sechs

Monate nicht hinausziehen...«

»Unsere Aufgabe?« fragte Bones. »Täuscht mich mein Ohr, oder sagten Sie wirklich: unsere Aufgabe, teuerster Kommandeur?«

»Ich sagte: unsere Aufgabe, Bones; denn darauf lief es hinaus«, lächelte Sanders. »Man legte mir nahe, auf meine alten Offiziere zurückzugreifen, und erklärte sich bereit, sie bei Übernahme der Aufgabe zu befördern. Das würde Hamilton zum Major machen, und Sie, Bones, würden die Würde eines Hauptmanns mit Fassung zu tragen haben.«

Bones räusperte sich, aber Sanders kam ihm zuvor. »Wie gesagt, ich habe abgelehnt. Selbst auf sechs oder sieben Monate möchte ich nicht nach Afrika zurück.«

»Hat man dir selbst irgendwelche Vorteile versprochen«, erkundigte sich Patricia.

Sanders lächelte. »Nun, ich denke, man würde sich auch mir gegenüber erkenntlich erweisen, aber das alles verlockt mich kaum. Außerdem hast du doch eben erst Bones' Geschäft übernommen, Hamilton, und selbst wenn du wolltest, könntest du dich nicht freimachen.«

»An sich wohl nicht«, meinte Hamilton bedächtig, »allerdings dürfte sich in den nächsten sechs Monaten kaum etwas ereignen, das meine Anwesenheit unbedingt notwendig machte.«

Sanders tat, als habe er diese Einschränkung nicht gehört. »Wir alle haben uns inzwischen seßhaft gemacht«, fuhr er fort. »Es ist viel von uns verlangt, daß wir nun alles das über den Haufen werfen sollten, und sei es auch nur für die Dauer eines halben Jahres. Außerdem erwartet uns da nicht etwa der gemütliche Dienst auf unserer alten Station. Es heißt Neuland erobern, wahrscheinlich sogar mit Waffengewalt. Der Großkönig scheint auf Macht- und Gebietserweiterung auszugehen. Ihn jetzt kleinzukriegen ist ein heißes Stück Arbeit.«

»Wirst du etwa in Gefahr sein, wenn du nach Afrika gehst?« Die junge Dame zu Bones' Linken sah angstvoll zu ihm auf.

»Was heißt Gefahr, geliebte Goldpuppe«, fragte Bones und warf sich in die Brust. »Gefahr ist mir ein Dreck an meiner Sohle... Verzeihung... äh... ich meine Sekt in meiner Bowle. Gefahr ist mir...« Er holte zu einem tiefen Atemzug aus, um sich mit voller Lungengewalt über sein geliebtes Thema zu stürzen, doch ein warnender Blick seines früheren Vorgesetzten gab ihm eine ganze Wendung nach links. »Gefahr, mein süßes Kind, laufe ich eher, wenn ich über die Oxford Street gehe, als im afrikanischen Dschungel. Gefahr! Ha! Ha! Ha!«

Bones verfügte über ein Lachen, das die Teller erkirren ließ.

»Was kann dir, mein Zuckerpüppchen, denn schon in einem solchen Dschungel begegnen? Vielleicht triffst du einen Löwen. Erschrick nicht! Der alte Kerl hat zumeist gar keine Zähne oder eben erst gefrühstückt. Oder du fällst so einem ollen, kannibalischen Großkönig in den Freßnapf. Ist auch nicht so schlimm, wie es sich anhört. Man muß alles mal durchgemacht haben.«

Es war gut, daß in diesem Augenblick das Hausmädchen ins Zimmer trat und Bones' Redestrom unterbrach. Das Mädchen beugte sich zur Hausherrin nieder und nannte flüsternd einen Namen.

»Frau Ferguson?« fragte Patricia erstaunt. »Ist das nicht die unglückliche Missionarsgattin, deren Mann in Afrika verschollen ist?«

Sanders nickte seufzend. Er erriet, daß der Unterstaatssekretär mit diesem Besuch seine Trumpfkarte ausspielte.

»Ich muß sie wohl empfangen.«

»Führen Sie die Dame herein, Marie«, sagte Patricia, noch ehe Sanders eine andere Anordnung treffen konnte.

Die Herren erhoben sich, als Frau Ferguson ins Zimmer trat.

Sie war eine schlanke, zarte Frau in Trauerkleidung, und zwei tiefe, kummervolle Augen hefteten sich auf Sanders. Der Blick traf ihn ins Herz.

Sanders stellte ihr die Anwesenden vor. Sie nahm schüchtern den Stuhl, den er ihr anbot.

»Werden Sie nach Afrika gehen, Mister Sanders?« fragte sie flehend. »Sie sind meine letzte Hoffnung.«

Sanders stieg das Blut ins Gesicht. »Ich bitte Sie, mir glauben zu wollen, daß ich...«, begann er.

Aber Frau Ferguson hatte nicht die Geduld, ihn anzuhören. »Oh, Mrs. Sanders, lassen Sie Ihren Gatten nach Afrika gehen. Ich kenne die Größe des Opfers, das Sie bringen werden, aber versetzen Sie sich in meine Seele. Ich bange um das Schicksal meines einzigen Kindes!«

»Meine Frau hält mich nicht zurück«, sagte Sanders, und seine Stimme klang laut, so still war es im Zimmer.

Frau Ferguson starnte vor sich hin. Sie erschauerte.

»Das Unglück traf uns an einem Morgen beim Frühstück«, hob sie nach einer Weile wieder an. »Wir ahnten nichts Schlimmes, denn der Großkönig hatte mit meinem Manne Salz gegessen. Mofobolo, der Jäger des Königs, führte die Mordbande. Henry rief mir zu, ich sollte zum Fluß laufen, wo unser kleines Dampfboot verankert lag. Ich sah, wie man ihn blutüberströmt fortschleppte und... sah... wie Mofobolo mein Kind in den Busch trieb. O mein Gott, Mister Sanders, sie ist in der Gewalt dieses Menschen, und sie war achtzehn Jahre alt. Sie wird zwanzig am Ersten des nächsten Monats!«

»Mrs. Ferguson... ich bitte Sie!«

Sanders' Gesicht war von Gram verzerrt, und in seinen Augen lag ein Ausdruck der Qual.

»Sie ist in seiner Gewalt... und jede Stunde, um die Sie Ihre Entscheidung verschieben, fügt der Rohling meinem Kinde eine

neue Folterung zu.«

Die Damen führten die schluchzende Frau hinaus, und die Männer blieben in tiefem Schweigen zurück, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Sie hörten, wie die Haustür dumpf ins Schloß fiel, wie Gummireifen auf dem Kies der Auffahrt knirschten. Dann kamen die Frauen zurück.

Patricia ging an ihrem Gatten vorbei und legte mit leiser Liebkosung die Hand auf seine Schulter. Er nahm ihre Hand und küßte sie.

»Ich fahre mit dem nächsten Dampfer nach Afrika«, sagte er schlicht. »Wer geht mit mir?«

Die Frage war überflüssig. Hamilton zeigte sein grimmigstes Lächeln. Bones hatte sich auf den Schaukelstuhl gesetzt und sang, während er hin und her schwang, ein Lied in seltsamem Rhythmus, das in seiner Kehle rauh und drohend klang. Es war der Kriegsgesang der Isisi, den sie in dröhnendem Chor anstimmten, wenn die ›Zaire‹, von ihren Expeditionen zurückkehrend, an der Flußkrümmung auftauchte und an dem kleinen Landungsplatz der Station anlegte.

Sandi, der Recht setzt vor Trug, er, der des Nachts kommt gegangen, er, der Usumbi erschlug und der N'gombo gerichtet, der die Kranken rettet von Schmerz und Tod, der die Armen schützt vor Hunger und Not, Sandi! Sandi! Sandi!

Über die Geisterberge, vom Tal zum Gipfel und wieder zum Tal herab, drang der schrille Wirbel eines Lokoli, und der Signaltrommler der Ochori, der als erster die Botschaft aussandte, legte seine ganze Liebe und seinen ganzen Stolz hinein.

»Sandi... der Würger... der schnelle Geber der Gesetze... Sandi... lebt!«

Man hörte die Botschaft in Rimi-Rimi und brachte sie vor den Großkönig. Schaum trat auf seine Lippen, keuchend flog der Atem aus seinem Munde, und seine Augen rollten in den

Höhlen.

»Bringt mir M'sufu, den Propheten«, heulte er, »und ruft mir meine Enthäuter. Heute nacht gibt es einen Wundermann weniger im Lande.«

Sie brachten M'sufu, und sie folterten ihn, bis gegen Morgengrauen die Seele aus seinem blutenden Körper entfloh.

Sandi! Sandi!

Wütend warfen sich die Strudel gegen den Bug des langgebauten Schiffs, das seinen Rauch trotzig aus zwei Schornsteinen stieß. Sein Anstrich war grellweiß, doch das offene Zwischendeck sah von weitem aus, als sei es mit Gewinden von hellroten Mohnblumen geschmückt. Die Mohnblumen waren die Feze der eingeborenen Soldaten, dieträumend an der Reling des gepanzerten Decks standen oder reglos auf dem gescheuerten Boden kauerten, während das Schiff stöhnend mit den Stromschnellen rang. Über das Zwischendeck, das die Wasserlinie nur um wenige Fuß überragte, erhob sich das Oberdeck mit den Kabinen, etwa zwölf an der Zahl, deren Außenbordluken durch engmaschige Gitter gegen jeden Angriff geschützt waren. Ein ausgespanntes Sonnensegel warf seinen erquickenden Schatten auf das Hüttendeck, das mit seinen hellen Korbmöbeln und bunten Kissen zu Muße und Beschaulichkeit einlud. Aber die drei Offiziere, denen diese Annehmlichkeiten dienten, standen auf der Kommandobrücke und starnten mit sorgenvollen Mienen auf die Felsenenge, die näher und näher kam. Unaufhörlich klingelte der Maschinentelegraf, bewegte sich das Steuerruder in den Händen des eingeborenen Rudergängers, stieß das Schiff aus keuchenden Lungen den aus den Kohlen gesogenen Atem aus.

An seinem Bug lohte in funkeln den Bronzebuchstaben sein Name ›Zaire II. Am Topmast wehte die britische Kriegsflagge. Ein mächtiger Scheinwerfer überschaute die Kommandobrücke, backbords und steuerbords waren die Schnellfeuergeschütze ausgeschwungen. Kein Zweifel, die ›Zaire II‹ war in Gefechtsbereitschaft. Aber noch waren es nicht menschliche Gegner, die sich zum Kampf stellten. Die Elemente selbst nahmen den Fehdehandschuh auf. Die Felsen drängten sich drohend zusammen, um den vorwitzigen Feind zu zermalmen. Die Wasser tobten mit vermehrter Gewalt, sie stiegen vor dem

Bug des Schiffes zu meterhohen Bergen in die Höhe und spülten ihren glitzernden Schaum über die Back. Der Schiffsrumpf zitterte und ächzte bei jedem dumpfen Stoß der Maschine, aber er teilte nicht mehr mit stolzer Kraft die Wogen, er kroch mit nur fünf Knoten Geschwindigkeit vorwärts, obwohl ihn die Peitsche des höchsten Dampfdrucks wieder und wieder in die Flanken traf.

»Noch steht uns das Schlimmste bevor«, seufzte Sanders. »Wir erreichen das Höllentor erst an der nächsten Krümmung. Wir brauchen mehr Dampf in den Kesseln!«

»Aber liebste, beste Exzellenz, wenn ich noch mehr Dampf gebe, platzen die Kessel und mein Schädel dazu!« Bones trocknete sich das feuchte Gesicht mit einem grellfarbigen Taschentuch und bekam einen Leidenszug um den Mund. »Man muß zum alten Bones Vertrauen haben«, setzte er höchst überflüssig hinzu.

Major Hamilton lehnte rücklings gegen die Reling. Er hörte und sah nichts, denn er hing schon wieder seinen trüben Gedanken nach. Sein Blick fiel durch die offene Tür der Kommandantenkajüte. Sie war einfach, aber freundlich möbliert. Störend wirkte nur das Standbild, das neben dem blütenweißen Bett Wache hielt. Hamilton vergaß seinen Kummer, als er diesen eigenartigen Kajütewächter wahrnahm.

»Guy Fawkes grinst schon wieder. Wahrhaftig, es scheint der Bestie zu gefallen, wenn wir in der Klemme sind«, bemerkte er trocken.

»Guy Fawkes?« Sanders' Gesicht entspannte sich plötzlich. Er wandte den Kopf und schaute lächelnd in seine Kabine.

Eine fürchterliche Fratze starnte ihm entgegen, das holzgeschnitzte Gesicht giftgrün bemalt, die wulstigen, scharlachroten Lippen zu einem hinterhältigen Lächeln verzogen, gierig und scharf die fletschenden Zähne, die Ohren weit abstehend, zu Henkeln gebogen, der birnenförmig

zulaufende Rumpf in drei spindeldürren, zinnoberroten Beinen endend - eine Ausgeburt der Hölle, eine Schreckensvision tropisch erhitzter Phantasie.

Doch das merkwürdigste war, daß die Fratze unter der wechselnden Beleuchtung auch ihren Ausdruck änderte. Vom Fletschen des Hasses bis zum Grinsen des Hohns standen ihr alle mimischen Mittel zur Verfügung.

»Wahrhaftig, er grinst«, stellte Sanders köpf nickend fest, »ein entzückender Bursche, ein beneidenswertes Gemüt. Das Herz schmilzt einem zu Wachs, wenn man ihn ansieht!«

»Ich begreife«, sagte Hamilton bedachtsam, »daß das Scheusal einem Negerkönig gefällt, aber es war doch sonst nicht deine Art...«

Hamilton räusperte sich und schwieg verlegen.

»Sprich es nur ruhig aus, Schwager. Du meinst, es ist nicht meine Art, auf das Geschmacksniveau eines Negerkönigs herabzusteigen.«

»Nun ja, du hast es bisher wenigstens immer abgelehnt, einen Schwarzen bei seinem Aberglauben zu fassen!«

»Bedenke wohl, wir gehen in ein neues Land, da rechtfertigen sich auch neue Methoden. Außerdem habe ich das Zutrauen Guy Fawkes, daß er sich nicht verbrennen lassen wird, wenn der Großkönig ihn ins Feuer wirft. Er hat einen Leib aus Stahl. Er ist stärker als alle Götzen, zu denen Rimi-Rimi bisher gebetet hat.«

Sanders preßte die Lippen zusammen, und sein schmaler Mund verbarg mehr, als er ausgeplaudert hatte. Seine Blicke richteten sich wieder geradeaus.

»Unsere Lage wird kritisch«, stellte er grimmig fest. »Hamilton, lasse sofort deine Leute antreten und verteile die Bootsstangen. Ich fürchte, wir treiben an eine Felswand.«

Hamilton eilte wortlos die eiserne Treppe hinab, die steil in das Zwischendeck führte.

Der Befehl war zur rechten Zeit gegeben worden. Zehn Minuten später stampfte die Zaire langsam in die Mündung des ›Höllentors‹, die Strömung erfaßte sie und drängte sie so weit vom Mittellauf des Stromes ab, daß der überhängende Gipfel der Felsschroffen schließlich gerade über ihrem Mast stand. Schon geriet das Heck ins Schleudern. Im nächsten Augenblick mußte der Anprall erfolgen. Da stießen, von kräftigen Armen geführt, wohl ein Dutzend Stangen zu, fanden einen Halt an der Granitwand und drängten das Schiff Zoll um Zoll aus der gefährlichen Nähe fort, bis es wieder freie Fahrt gewann.

Der Wasserdruk, den der Strom jetzt aufbot, um der ›Zaire‹ den Weg durch das Höllentor zu verlegen, übertraf alles, was Sanders je erlebt hatte. Der Steven schaufelte das Wasser wie ein Besen frisch gefallenen Schnee, aus den Schornsteinen lohten gewaltige Wolken sprühender Funken, die heulend ihrem Gefängnis entwichen.

Sanders ließ den Maschinentelegraf spielen. »Volldampf!« war sein lakonischer Befehl, aber die ›Zaire‹ antwortete nur mit einem vermehrten Keuchen ihrer Lungen, ohne daß sie deswegen rascher vorwärts kam. Sie hatte jetzt verhältnismäßig langsames Wasser erreicht und sammelte Kraft für die nächsten Stromschnellen. Doch war die Gewalt der Strömung auch hier noch so mächtig, daß der Fluß buchstäblich eine schiefe Ebene bildete und vom rechten zum linken Ufer um volle drei Fuß seinen Spiegel senkte. ›Ufer‹ war ein sehr unvollkommener Ausdruck für das, was die entfesselten Naturkräfte hier gestaltet hatten. Denn die Felsen stiegen zu beiden Seiten senkrecht in die Höhe. Manchmal hatte der Fluß eine Höhlung in das Gestein gegraben, dann verlor sich sein Saum in endlosem Dunkel. Obwohl die Sonne noch hoch am Westhimmel stand, drang keiner ihrer Strahlen in die graugrüne Dämmerung der Schlucht, nur ganz, ganz oben, wo die Felsschroffen in den blassen Himmel stachen, umspielte ein silbernes Leuchten ihre verwitterten Zinnen.

»Wir müssen den Scheinwerfer aus den Akkumulatoren speisen«, sagte Sanders. »Seien Sie sparsam, Bones! Ich kann nicht den geringsten Dampfdruck für den Dynamo hergeben, und ich fürchte, wir stecken noch bei Anbruch der Nacht in dieser verteufelten Klemme.«

Er sprach in mißmutigem Ton, aber im geheimen fühlte er doch zitternden Jubel über die Größe seines Kampfes. Noch niemals hatte ein Schiff das Höllentor stromaufwärts bezwungen, obschon manche mit der Strömung herabgekommen waren. Auch Mrs. Ferguson hatte in ihrem gebrechlichen Boot die Fahrt stromab gewagt und sie glücklich überstanden. Doch an sie mochte Sanders nicht denken. Er brauchte die ganze Härte seines Entschlusses.

»Die nächste Flußbiegung ist die gefahrvoollste. Da geht es um Sein oder Nichtsein«, wandte sich Sanders an seinen Schwager. »Wenn wir heil hindurchkommen, werden wir heute nacht in Rimi-Rimi sein. Es ist kaum anzunehmen, daß der König den Strom bewacht. Seine Häscher erwarten uns an den Bergpässen. Wenn wir Glück haben, werden wir vor Anker gehen, ohne daß er dadurch in seinem ahnungslosen Schlummer gestört wird.«

Kaum hatte er ausgesprochen, da stießen die Sicherheitsventile der Schiffsmaschinen mit verdächtigem Zischen den Dampf aus. Bones kam die Treppe heraufgerannt. Seine weißen Hosen waren mit einer Schmutzkruste überzogen, Ölklecken zierten sein Gesicht. »Melde: Zylinder undicht«, sagte er kummervoll, und Sanders mußte die Zähne zusammenbeißen, so warf ihn die Meldung im ersten Augenblick nieder.

Auf den Kämmen der Geisterberge, die wie Katzenbuckel in den flimmernden Mondschein ragen, versammelten sich in gewissen Nächten die Seelen der abgeschiedenen Häuptlinge, um mit den vornehmsten der großen Geister, den ›Juju, Salz zu essen. Dahn kommt M'shimba M'shamba, der Feuergeist, der ganze Waldstreifen schmatzend zerkaute und Dörfer wie nichts verschlingt. Dort erscheint auch M'giba M'gibi, der sich in jedes

Ding verwandeln kann, das seine Phantasie ihm vorgaukelt. Er ist es, der in dunklen Nächten dem tapferen Manne nachschleicht und verschwunden ist, mag dieser sich noch so schnell nach ihm umdrehen. Er ist das Gesicht, an das man sich erinnert und das man doch nicht kennt. Man begegnet ihm zuweilen zur Dämmerstunde auf der Landstraße. Sieh da, ein Bekannter, denkt man freudig, hemmt den Schritt und hebt die Hand zum Gruße. Aber plötzlich sieht man ein fremdes Gesicht, und dann muß man zweimal ausspucken, einmal nach rechts, einmal nach links. Denn das war M'giba M'gibi, »er, der nicht ist.«

Es soll Neugierige und Vorwitzige geben, die viele Meilen weit wandern und verlorene Pfade erklimmen, um zu sehen, wie unsichtbare Hände das kalte Salz auf die Bergketten streuen. Es fällt meist in der Nacht als dünnes Pulver, durch das die kahlen Flanken der Felsen in scheckigen Flecken durchscheinen. Trifft man es schlimm, so kann man von ferne der Versammlung der Unholde beiwohnen, und einige wenige Kühne haben gar das Salz aufgehoben, das nach der Geistermahlzeit übrigbleibt. Doch die Zauberkraft der Juju verwandelte das Salz in ihren Händen zu Wasser von beißender Kälte.

Durch diese Gespensterberge läuft ein einziger Saumpfad, der sich zu der Einsattelung des höchsten Kammes emporwindet. Hier häuft sich zu einer gewissen Jahreszeit das Geistersalz fußtief, und solange diese Zeit dauert, doch nie mehr als einen Monat, wagt sich kein Mensch über die große Gebirgsschanke hinüber.

Aber einmal geschah es, daß jemand seine Fußstapfen in das \ Geistersalz setzte. Es war ein hochgewachsener Mann, der weder vor den Juju noch vor ihren Salzen zurückwich; denn eine größere Furcht in seinem Herzen als die vor Gespenstern trieb ihn vorwärts. Er war nackt bis auf einen Schurz von Affenschwänzen, der über seine Lenden fiel, und besaß keinen Schutz gegen den Schneesturm als seinen geflochtenen Schild.

Er trug drei kurze Schlachtspeere, und an seinem Gürtel hing in einer aus einem Begonienblatt gefertigten Scheide das breite Schwert. Er überschritt die Berge, allen Gefahren trotzend, und wandte das Antlitz dem Lande des Großkönigs zu. Doch die Späher des Königs erblickten ihn und gaben die Kunde auf ihren Signaltrommeln weiter. In der Nacht rasselte die große Trommel des Königs die Antwort: Niemand krümme ihm ein Haar! Er ist meine Beute!

So schritt der Fremde unbelästigt dahin; denn wer sich dem Alten von Rimi-Rimi widersetze, der sah dem Tode ins Auge, und seine Familie desgleichen.

Der Wanderer erreichte das erste Dorf auf dem jenseitigen Abhang des Berges, gerade als die erste Röte des Morgens auf den kristallenen Schneefeldern lag. Die Dörfler hatten die Trommeln des Großkönigs gehört. Keiner schlief, jeder Mann, jedes Weib und sogar die kleinen Kinder hatten ihre Hütten verlassen.

»Ich sehe dich!« herrschte der Fremdling den Häuptling an. »Ich! bin müde und hungrig. Gib mir Speise und Trank und eine Matte zum Schlafen!«

Der Häuptling erwiederte nichts. Er gab seinem Gast das Fleisch einer jungen Ziege und ein Gericht aus Mais und Fischen. Dann führte er ihn in seine eigene Hütte und gab ihm seine Matte.

Der Fremde schlief fünf Stunden lang wie ein Klotz, dann er hob er sich, trat an den kleinen Flußlauf hinab und stieg in das kühle Wasser. Er schwamm eine Zeitlang, dann ließ er sich von der Sonne trocknen. Wieder gab ihm der Häuptling zu essen. Aber niemand sprach mit ihm; denn jeder ehrte ihn als des Königs Beute.

Der Gast verwunderte sich nicht. Er bat um keine Auskunft und gab keine. Er winkte sein Lebewohl, und der Häuptling empfing seinen Gruß mit einem Kopfnicken. Dann beobachtete

er ihn, wie er den schmalen Waldpfad einschlug, der in den dichten Wald führte. Als er verschwunden war, rief er alle seine Leute zu einem Palaver zusammen.

»Wer hat den Fremdling gesehen?« fragte er singend.

»Niemand hat ihn gesehen«, gab das ganze Dorf im Singsang zur Antwort.

»Ist er gekommen?«

»Er ist nicht gekommen!«

»Ist er gegangen?«

»Er ist nicht gekommen, er ist nicht gegangen, niemand hat ihn gesehen.«

So ging der Fremdling vorüber und verschwand ins - Nichts.

Zur selben Zeit stand in Rimi-Rimi der Abendhimmel in Glut, und auf den sieben Hügeln der Stadt drängten sich die Menschen Kopf an Kopf. Denn in der Niederung, die am Fuße der flachen Hügel lag, brannte das Königsfeuer, und der geschnitzte Sessel des mächtigen Despoten stand vor der Hütte seiner Hauptfrau. Hier indem Schatten seines Palastes hatte der Alte seit zahllosen Jahren Gericht gehalten. Er selber war älter, als Menschengedenken es errechnen konnte, und einige sagten, daß er mit der Welt zugleich erschaffen worden sei. Aber alle stimmten darin überein, daß die Teufelsmutter von Limbi älter war als er; denn sie war immer gewesen, niemand hatte sie erschaffen.

Als die Sonnenscheibe mit ihrem Rand den Bergsaum berührte, begann das Dröhnen der Kriegstrommeln, und K'saluga M'popo, der König, bleckte seine Zähne. So lächelte er immer, wenn er das Wirbeln seiner beiden Trommeln hörte: Denn hatte nicht die Haut des Empörers Ufubili, seines leibhaftigen Bruders, das Fell zu der einen geliefert und die Haut M'gurus, des Akasavahäuptlings, der seine Tochter entführt hatte, das Fell der andern?

Aus den baufälligen Grashütten, die sechs von den Hügeln bedeckten - der siebente war unbebaut und den Gerichtshandlungen des Königs geheiligt -, strömten die Menschen zu Tausenden und Abertausenden. Es mochten wohl zuletzt an die fünfzigtausend sein. Dann kamen die Alten und die Jungen, die Männer und Frauen, sogar die Kranken kamen und die Sterbenden, an Stöcken humpelnd oder auf geflochtenen Bahnen getragen. Wehe ihnen, wenn sie nicht kamen. Die Häscher der königlichen Leibwache erschlugen eine Stunde nach dem Erdröhnen der Kriegstrommeln alles, was sich noch in den Hütten aufhielt.

Als sie vor ihrem König saßen, bildeten ihre Gesichter einen großen Halbmond, der von fünf Pfaden geradlinig geteilt wurde. Die Pfade strahlten von dem Stuhl des Königs aus wie die Speichen eines Rades, so daß seine Minister und Diener freien Zugang zu jedem Übeltäter hatten und Zeugen sich ungehindert dem Throne nahen konnten. Und so saßen sie nun in feierlichem, ungebrochenem Schweigen.

Eine Stunde, zwei Stunden ließ der König sie warten, dann brach mit einem jähnen Ruck der Trommelwirbel ab, und fünfzigtausend Hände erhoben sich zum Gruß, selbst die Hände der Aufgebarhnen wurden von ihren Freunden und Anverwandten hochgehalten. Der Alte trat aus seiner Hütte und schritt langsam zu seinem Sessel. An seinem Kinn war ein Anflug von Grau, und auf seinem knochigen Schädel lag ein schwacher, weißer Schimmer. Seine zusammengeschrumpfte Gestalt verschwand in einem farbigen Mantel von handgewebter Seide.

Diener warfen große Klötze von Eukalyptusholz in die Glut, bis das Feuer flammend emporbrauste.

»Man soll meine Frauen zählen«, befahl der Alte in seiner rissigen Greisenstimme, und sein Minister Lubomala, der Häuptling der Fongini, Oberfeldherr seiner Heerscharen, trat hinter den Sessel des Königs und zählte dessen Frauen; denn

auch sie mußten an der Versammlung teilnehmen.

»Herr, alle deine Frauen sind hier.«

Der König nickte. Er hatte einen Fuß auf einen Schemel gelegt, den Ellenbogen auf das Knie gestützt und ließ das Kinn auf der Innenfläche seiner Hand ruhen. So saß er lange, schaute verdrossen ins Feuer, und niemand wagte, ihn zu stören.

»Sie komme«, brach er endlich das Schweigen, und Lubomala gab ein Zeichen.

Durch die fünfte Gasse trabten vier Leute von des Königs Leibwache, und sie stießen eine Gefangene vor sich her. Als sie die königliche Majestät erreicht hatte, kniete sie vor ihr nieder. Sie war schmal und rassig gebaut, hatte eine gerade Nase, feine, hellrote Lippen und eine hellbraune Haut. Offenbar war sie eine Fremde.

Der König starnte durch den Schlitz seines Auges auf sie nieder. »O Weib«, sagte er mit der Gefühlskälte des Greises, »heute nacht stirbst du!«

»Herr, ich verdiene den Tod nicht. Ich habe dir und deinem Volke nichts Übles getan«, verteidigte sich das junge Weib. »Außerdem unterstehe ich nicht deiner Gerichtsbarkeit, denn ich bin nicht von deinem Reich.«

Der König kicherte in sich hinein und drehte sich in seinem Sessel um. »Schon vor dir hat es einen gegeben, der war nicht aus meinem Reich, und doch mußte er sterben.«

Die Gefangene folgte dem Blick des Alten und sah neben der Königshütte einen großen Pfahl stehen. An dem Pfahl hing etwas Lebloses, durch die Sonne eines langen Monats vertrocknet und verschrumpft, umflattert von zerrißenen Lumpen, ein erbarmungswürdiges Etwas, das noch vor kurzem ein lachender, liebender, denkender Mensch gewesen war. Sie erschauerte tief und senkte gequält den Blick.

»Er war nicht von meinem Volk, und doch kam er. Über den

Saumpfad kam er geschritten, und ein Unterhäuptling zeigte ihm den Weg.« Gedankenvoll strich sich der Alte das Kinn. »Soll ich, Großkönig von Rimi-Rimi, es zulassen, daß ein kleiner fremder Häuptling mich betrügt und meinen Feinden den Weg in mein Land weist? Weib, ich habe meine Rache lange aufgespart, und auch meine Späher, die ich in dein Land sandte, damit sie dich festnehmen und vor meinen Thron bringen sollten, haben schlau und geduldig gewartet. Dann zog dein Herr, der Häuptling, auf die Jagd, und sie schlichen des Nachts zu dir und nahmen dich gefangen.«

Das junge Weib benetzte die trockenen Lippen mit der Zunge und schwieg. Denn die Geschichte ihrer Entführung brachte ihr Blut in Wallung, und sie getraute sich nicht zu sprechen, aus Furcht, sie könnte den König reizen.

»Höre mich an, Weib«, fuhr der Alte nach einer Weile fort, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Diese beiden Pfähle ließ ich setzen für dich und deinen Häuptling, auf daß ihr dem weißen Mann auch dahin folgt, wo er euch als Führer nicht braucht.«

Wieder schlug die Gefangene die Augen auf, und zum erstenmal nahm sie im Düster die beiden Pfähle wahr, die den Richtpfahl des Weißen einrahmten.

Aber angesichts des Grauens, das sie erfassen wollte, wappnete die Gefangene ihr Herz mit Mut, und sie holte tief Atem.

»So töte mich, Herr, denn ich bin in deiner Gewalt«, sagte sie frei und kühn, »aber ihm, meinem Mann, mußt du das Leben wohl lassen. Denn alle deine Jungmannen reichen nicht aus, ihn gefangen zu nehmen.«

Der Alte kicherte von neuem und streckte wie ein Zauberer die Hand aus. »Mein Wille liegt auf ihm«, sagte er triumphierend. »Er kommt! Er kommt!«

Das junge Weib wandte den Kopf, und ihr Blick wurde starr.

Durch eine der freigelassenen Gassen schritt ein hochgewachsener Mann unangetastet auf sie zu. Er trug seinen geflochtenen Schild über dem Arm, und die Stahlspitzen seiner Schlachtspeere blitzten im Schein des Feuers.

»Herr, was tust du?« jammerte sie, und als er den freien Platz vor dem Thron des Königs erreichte, fiel sie zu seinen Füßen nieder und umschlang seine Knie.

Im selben Augenblick stürzten sich vier riesige Leibwächter auf ihn, doch so groß sie waren, er überragte sie doch noch um mehrere Zoll. Er leistete keinen Widerstand. Gelassen überlieferte er ihnen Schild und Speere. Er trat unbewaffnet vor das Antlitz des Königs und hielt sein Weib an der Hand.

»König«, sagte er kalt und stolz, und seine Stimme hatte einen herrischen Klang, »du hast große Schande über mich und meinen weißen König gebracht. Vergißest du, daß hinter mir die Speere von einer Million Männer stehen, und Gewehre, die mit einem einzigen Taktak deine tapfersten Krieger tot zu Boden strecken?«

Die Augen des Königs waren jetzt kaum sichtbar, so eng kniff er die Lider zusammen. Er verdrehte den Nacken, um in das Gesicht des hochgewachsenen Mannes zu spähen. »Es gibt keinen König in diesem Lande als K'saluga M'popo«, sagte er.

Er schwieg eine Weile, dann begann er zu fragen.

»Wo ist M'siti?«

»Seine Hütte ist zerbrochen«, antworteten die Minister, die ihn umstanden, in singendem Ton.

»Wo ist Gubini, der Mächtige?«

»Seine Hütte ist zerbrochen.«

»Wo ist B'lili und sein ganzer Wald von Speeren?«

»Seine Hütte ist leer, seine Speere sind zerbrochen.«

Da öffnete der König die Augen weit, und in ihren Tiefen glühte ein kaltes Feuer.

»In dieser Nacht, o kleiner Häuptling, wirst du sterben! Denn du hast einen weißen Späher in mein Land gesandt, damit er mir und meinem Volke Unheil bringe. Um deinetwillen lauert Sandi mit seinen Soldaten vor den Toren meines Reiches. Doch du, o Häuptling, wirst ihn niemals sehen. Denn die schnellen Wasser sperren ihm den Weg in meine Stadt. Du aber bist über die Berge gekommen; an meiner Klugheit gingest du wie an einem Leitseil. O Häuptling, ich wußte, daß du kommen würdest, als ich dein Weib entführen ließ!«

Der Hochgewachsene nickte zu diesen Worten. »Herr, du sprichst wahr«, sagte er schlicht. »Denn dieses Weib ist das Licht meines Lebens, und ich will lieber diese Nacht an ihrer Seite sterben als mit meinem Volk leben und sie tot wissen. Aber fürchte Sandi, den schnellen Rächer. Ich hinterließ ihm ein ›Buch, in dem ich alles verzeichnet habe, was mir widerfahren ist. Besser für dich, o König, du siehst die Geschenke, die ich dir brachte, mit gnädigen Augen an.«

Er nahm aus seinem Hüftschurz einen schweren Beutel und schüttete, niederknied, den Inhalt zu des Königs Füßen aus. Es waren Münzen aus Gold und Silber, und sie türmten sich zu einem kleinen Haufen.

Der König schaute mit habgierigen Augen auf die Münzen. Er wußte wohl, daß die Welt da draußen viel Begehrwertes barg, das er mit diesen seltsamen runden Stücken erhandeln konnte. Ja, die Portugiesen würden nicht zögern, ihm dafür viele bauchige Flaschen zu verkaufen, in denen heiße Wonne war und taumelnde Lust. Doch sein Zaudern währte nur einen kurzen Augenblick. Dann gab er einen Wink, und Lubomala bückte sich, scharrete die Münzen zusammen, schritt bis an den Rand des Feuers und streute sie in die rote Glut. Der Hochgewachsene aber erstarrte. Der König hatte seine Geschenke vor seinen Augen verbrannt, nun stand nichts mehr zwischen ihm und dem Tod.

Er wandte sich seinem Weibe zu, schloß sie innig und fest in

seine Arme und redete lieblich zu ihr in einer Sprache, die der König nicht verstand. Dann wurden sie auseinandergerissen und zu Boden geschleudert. Bewaffnete sperrten jetzt alle Durchgänge, und hinter der Königshütte war die Leibwache aufmarschiert.

Den Gefangenen wurden Hand- und Fußgelenke gefesselt. Dann legte man sie zu des Königs Füßen nieder, und der Henker hielt sein breites Messer drohend über sie gereckt.

Zweimal sprach der König die übliche Formel.

»Rede Gutes über mich zu den Geistern, den Seelen der Häuptlinge, den Göttern der Berge, sprich freundlich über mich zu M'shimba M'shaba und versöhnlich zu allen Juju -! Schlage zu, Henker!«

Der Henker maß die Entfernung, berührte die Kehle des verurteilten Mannes versuchsweise mit dem Messer wie der Golfspieler vor dem Abschlagen seinen Ball, dann erhob er die scharfe Schneide hoch über seinen Kopf.

Und dort blieb sie, denn ein durch Mark und Bein gehender Aufschrei, ein unirdischer Ton, der mit dem Aufheulen eines ganzen Gespensterheeres endete, lähmte ihn und alle, die in Hörweite waren. Der König fuhr von seinem geschnitzten Sessel empor, und der Mund stand ihm offen vor abergläubischem Schreck. Uneingedenk der Strafe, die alle erwartet, die ihre Blicke von dem Gesicht des Königs nehmen, wandten sich fünfzigtausend Köpfe mit einem jähnen Ruck der Richtung zu, die den markerschütternden Schrei entsandte.

»O Lubomala, was ist das für ein Gekreisch?« fragte der König mit schriller Stimme, die nichts Gutes verhieß.

»Herr, ich weiß es nicht«, antwortete der zitternde Lubomala.

Der auf dem Boden liegende Gefangene hätte eine bessere Auskunft geben können, doch ehe er den Mund öffnen konnte, kam eine Unterbrechung von einer anderen Seite.

Vom Feuer hell erleuchtet, schritt eine Gruppe von Männern gelassen auf den Sessel des Königs zu, und die Wachen, die die Gasse besetzt hielten, verschwanden wie vom Boden verschluckt. Zwei waren eingeborene Soldaten. Sie gingen voran und schleppten schwer an einem scheußlichen Standbild, das sie zu Füßen des wie vom Donner gerührten Königs niedersetzen. Zwei Weiße folgten. Sie traten dicht vor den Königssitz, und der eine ergriff das Wort:

»O König«, sagte er, »erkenne mich!«

Der König schwieg, das Entsetzen lähmte ihm die Zunge, denn er erkannte ihn nur zu gut.

»Ich bin Sandi vom Strom und von heute an Oberherr dieser Länder, von meinem König entsandt, die Herrschaft zu ergreifen, und als Beweis meines guten Willens habe ich dir ein reiches Geschenk mitgebracht, das dir Glück bringen und dich vor allem Übel bewahren wird.«

Die Augen des Königs wanderten langsam von Sanders' schmalem, sonnenverbrannten Gesicht bis zu dem Geschenk, das so wundertätige Eigenschaften entfalten sollte. Es war eine seltsame, dreibeinige Gestalt mit einem Kopf, wie ihn sich nur M'giba M'gibi erdenken konnte. Er trug die aufgemalten Stammesmerkmale des Tofolakavolkes, und er hatte brezelförmige Ohren, die den Haussa beim Tragen als Henkel gedient hatten. Vier verschiedene Flaggen, deren Farben dem König nicht vertraut waren, stachen aus vier Öffnungen des Kopfes heraus, und der birnenförmige Rumpf war mit den merkwürdigsten Zeichnungen bedeckt. Es war wirklich ein ansehnliches Geschenk, das ihm da gemacht worden war, noch niemals hatte der alte König etwas Ähnliches gesehen.

»O Sandi«, hub er seine Rede an, und seine Stimme zitterte unter der Einwirkung des Sirenengeheuls und des Schreckens über den unerwarteten Besuch, »o Sandi... ich...«

Er kam nicht weiter. Wieder erhob sich der schrille,

unheimliche Schrei, den die Felsen, die das Hochplateau von Rimi-Rimi einrahmen, verzehnfacht wiedergaben. Er endete in herzzerbrechendem Schluchzen.

Der König sank aschfarben in seinen Sessel zurück. »Was war das?« hauchte er, und seine Augen waren kreisrund vor Entsetzen.

»Das waren die Geister, die mir dienen, König«, sagte Sanders. »Denn ich bin zu dir gekommen, um als König zum König zu reden, und meine Macht ist gleich der deinen. Viele Dinge, die waren, dürfen nicht mehr sein, seit meine Geister zu dir gesprochen haben.«

Er hatte bemerkt, daß Gefangene zur Hinrichtung auf den Boden gestreckt waren, aber er hatte ihnen nicht ins Gesicht geblickt.

»Zuerst, o Großkönig, sei dir gesagt, daß kein unschuldiges Blut in diesem Lande mehr fließt.« Und er beugte sich nieder und schnitt blitzschnell die Grasstricke durch, mit denen die Verurteilten gefesselt waren.

»Herr!« flüsterte der Hochgewachsene, und Sanders, der ihn jetzt erst erkannte, hätte vor Schrecken fast das Messer fallen lassen.

»Bosambo... du?« stieß er hervor.

Sandis verwegene Tat gab dem König sein Gleichgewicht wieder.

»Sandi«, sagte er scharf, »du bist in meine Stadt gekommen, aber niemand weiß, wann du wieder gehen wirst!«

»Ich weiß es, König«, sagte Sanders kühl und ruhig, »ich gehe jetzt, und wenn du dich bewegst, so wird mein kleines Gewehr, das taktak sagt, nach deinem Magen speien, und du wirst viele Tage im Todeskampf liegen, bis du endlich stirbst.«

Der König bewegte sich nicht. Er heftete den Blick auf die schwarze Pistolenmündung, die ihm entgegenstarnte. Hätte der

weiße Mann, dessen vertrocknete Haut rasselnd gegen den Todespfahl schlug, ebenso vor dem König gestanden, sein Schicksal hätte vielleicht eine andere Wendung genommen.

»O Sandi«, sagte der König mit sanfter Stimme, »ich will dir nicht übel. Du sollst eine Hütte in meiner Stadt bewohnen. Denn ich sehe, du bist ein großer Mann, und deine Schlauheit gefällt mir. Wer anders als ein mächtiger Zauberer hätte die schnellen Wasser des Stroms bezwingen können! Aber sieh - dieser Mann, dieses Weib haben meine Rache verwirkt...«

»Sie sind mein«, unterbrach ihn Sanders in entschiedenem Ton.

»Sie folgen mir!«

Der König zauderte. »Sei es, wie du sagst«, unterwarf er sich endlich, doch während er sprach, schloß er die unbewimperten Lider.

Sanders gab den Befehl, sich rückwärts schreitend zu entfernen, und Bosambo, der seinen Schild und seine Speere aufgenommen hatte, deckte sie als Nachhut.

»O König«, sagte Sanders in der gutturalen Bomongosprache, »sieh, ich gehe wie ein Krebs, und während ich gehe, schaut mein kleines Gewehr in dein Herz, und wenn du dich bewegst oder sprichst, so stirbst du.«

Der König schwieg, und die kleine Schar verließ ungehindert die Gasse. Als sie den Saum der Menschenmasse erreicht hatten, drehte Sanders sich um.

»Wir werden das Schiff nicht erreichen«, sagte er. »Der Alte wird sich jetzt in den Schutz seiner Hütte begeben und seine Leibwache auf uns hetzen!«

Er starre zum Feuer hinüber.

Huschende Gestalten wandten sich dem Buschwald zu. Man sah deutlich ihre sich bewegenden Schatten.

»Sie schneiden uns den Weg ab. Es bleibt uns nur die Flucht

auf den Hügel der Hinrichtung. Den können wir bestenfalls eine Stunde halten!«

»Und was geschieht dann?« fragte Hamilton trocken.

»Das liegt in Gottes Hand«, erwiderte Sanders ruhig.

Sie eilten jetzt durch eines der dünnbevölkerten Dörfer am Außenrand der Stadt dem unbebauten Hügel entgegen, den die Gebeine der Gemarterten in dichter Schicht bedeckten.

»Nachts werden sie sich kaum hierher wagen«, erklärte Sanders, als er atemlos die Spitze erreichte. »Selbst die Leibwache des Königs dürfte nicht mutig genug sein, um es mit den Geistern aufzunehmen, die hier ihr Wesen treiben.«

Von ihrem hochgelegenen Standort aus blickten sie in den Talkessel hinab, in dem jetzt die Menschen wie Ameisen durcheinanderwirbelten. Sanders schraubte sein Nachtfernglas ein und sah den Alten noch immer auf seinem Richterstuhl sitzen.

Er reichte das Glas Hamilton hinüber.

»Ich fürchte, wir haben uns in Guy Fawkes getäuscht. Er scheint dem alten Sünder nicht sehr zu imponieren«, sagte Hamilton, nachdem er eine Weile hindurchgeblickt hatte.

»Geduld! Geduld!« lächelte Sanders.

Ein ohrenbetäubender Lärm stieg aus dem Talkessel auf. Die Menschen zerstreuten sich, lange, wohlgeordnete Reihen von Kriegern marschierten vor dem König auf, der die Parade seiner Soldaten abzuhalten schien.

»Es sieht nicht danach aus, als ob der unverbrennbare Guy Fawkes woanders enden wird als im Feuer des Königs«, bemerkte Hamilton, als er seinem Schwager das Glas zurückgab.

»Nun, so habe ich wenigstens alles Menschenmögliche getan, um mir das Herz des Königs zu gewinnen. Wo Guy Fawkes versagt, da hätten auch Engelszungen nichts ausrichten

können!«

»Ich möchte wohl wissen, wer bei Guy Fawkes' Taufe Pate gestanden hat«, meinte Hamilton lächelnd.

»Der Völkerbund«, erwiderte Sanders mit todernstem Gesicht.

Der König hatte sich jetzt erhoben. »O Volk«, sagte er, und die Erregung hatte seine Stimme so geschwächt, daß sie kaum noch vernehmlich war, »o Krieger, eine große Schande ist euch und meinem Hause zugefügt worden. An euch ist es, diese Schande zu tilgen, indem ihr die weißen Teufel ergreift und vor mein Gericht schleppst. Dann wollen wir ein Palaver abhalten, wie es dieses Land noch nicht erlebt hat. Und nun bringt mir Sandis Juju.«

Er deutete auf den dreibeinigen Götzen. Zwei seiner Leute ergriffen ihn an den Ohren und warfen ihn auf seinen Wink ins Feuer.

Bosambo konnte mit bloßem Auge erkennen, was am Thronsitz des Königs geschah.

»Herr«, flüsterte er, »sie haben dein Geschenk verbrannt, das bedeutet Krieg bis aufs Messer!«

»Und Tod!« nickte Sanders.

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, da schoß ein weißer Strahl blendenden Lichtes aus dem Feuer, ein ohrenbetäubendes Dröhnen und Krachen folgte, und ein Luftstoß von ungeheurer Gewalt warf sie beinahe zu Boden.

»Gott im Himmel«, keuchte Hamilton. »Was war denn das?«

»Das war Guy Fawkes! Eine Fliegerbombe stak in seinem Leibe«, war Sanders' gelassenfreundliche Erklärung. »Der Bursche sah von Anfang an nicht so aus, als ob er mit sich spaßen lassen würde...«

Er stand und schaute in das Flammenmeer nieder, das mit verheerender Gewalt um sich fraß und Tausende jammernder

Menschen an den rettenden Fluß trieb.

»Sag mal, Hamilton«, fragte er plötzlich und krauste die Stirn, »mir ist da nachträglich ein Bedenken gekommen. Ich bin in Unruhe wegen der Flaggen, mit denen ich Guy Fawkes' würdiges Haupt geschmückt habe. Ist Amerika auch Mitglied des Völkerbundes...?«

Die Hilfsmittel der Zivilisation

Von Rimi-Rimi bis zur Hauptstadt der Bubujala wandert man einen Tag und eine Nacht. Aber Balaba, einst Leibdiener des Großkönigs, legte den Weg in einer einzigen Nacht zurück und fiel staubbedeckt und halb verdurstet zu Füßen Fombas nieder, der inmitten seiner Räte und Vormänner im Palaverhause saß.

»O Balaba«, sagte Fomba, Oberhäuptling der Bubujala, aber dem Großkönig zinspflichtig, mit unsicherer Stimme, »wer erdreistet sich, mich bei dem Großkönig, meinem gnädigen Herrn, mit erstunkenen Lügen anzuschwärzen?«

Er hatte, wie es schien, Grund zu Befürchtungen, und er konnte sich nur vorstellen, der König riefe ihn vor sein Gericht.

Als der Bote, mit seinem Atem ringend, nicht gleich antworten konnte, fuhr er daher fort: »Alle meine Leute hier wissen, daß ich sehr demütig vor des Königs Antlitz gelebt habe. Ich habe ihm Gummi und Kautschuk gesandt, daß sich die Rücken meiner Träger krümmten, und wenn irgend jemand aufsteht und sagt, ich hätte etwas Übles über ihn gesprochen, so will ich ihm das Maul mit Nattern stopfen!«

Jetzt hatte Balaba seinen Atem wieder. »Herr«, brachte er mühsam hervor, »mein Herr, der Großkönig, ist tot!«

»Waaa...?« stammelte Fomba und ließ sich mit der ganzen Fülle seines Gewichts auf seinen Ratsstuhl fallen.

»In der Nacht vor dieser Nacht kamen zwei weiße Männer und zwei schwarze Soldaten«, fuhr Balaba fort. »Sie brachten einen mächtigen Juju mit und setzten ihn vor den König nieder. Auf dem Fluß aber lag ihr Pucka-Puck, und ein dritter weißer Mann stand darauf und befahl seinen Geistern zu heulen.«

»Der König schlug den Frevlern den Kopf ab?« fragte Fomba mit großer Teilnahme.

»Herr, wenn er es in seinem Herzen erwog, so konnte er es

doch nicht tun, denn sie hielten in ihren Händen die kleinen Gewehre, die Taktak sagen!«

Fomba ließ seinen Blick über die Gesichter seiner Räte gleiten und belauerte eines jeden Ausdruck. »Der Großkönig ist tot - o ko!« sagte er leise. »Die weißen Teufel haben ihn getötet! Aber«, wollte er wissen, und er zeigte das Weiß seiner Augen, »ihr schlugt sie doch dafür auf der Stelle nieder, Balaba?«

»Herr«, sagte Balaba, »ehe wir sie erreichen konnten, waren sie auf und davon. Auch haben sie nicht den König getötet. Das tat der mächtige Juju, den sie als Geschenk mitgebracht hatten.«

Balaba hielt einen Augenblick inne und sammelte seine Kraft zu einer eindrucksvollen Schilderung.

»O Herr, es war ein Juju von schrecklichem Aussehen, und sie sagten, er würde dem König nur Gutes erweisen. Er aber achtete dessen nicht und gab den Befehl, den Juju zu verbrennen. Doch kaum hatte der König dem Juju die Schande angetan, im Feuer zu enden, da spie er einen weißen Blitz aus seinem Maul, und aus seinem Bauch kam ein Dröhnen, daß der König in die Luft flog und niemand mehr eine Spur von ihm sah. Auch wurden viele Soldaten seiner Leibwache niedergeworfen und getötet. Und ein gewaltiger Sturm fegte die Hütten des Königs fort und nahm allen Häusern die Dächer.«

Er erzählte nicht, daß der mächtige Juju eine Fliegerbombe gewesen war, die Distriktgouverneur Sanders den weiten Weg von London mitgeführt hatte, und daß ein kunstbegeisterter Offizier im Kriegsministerium den prächtigen Kopf geschnitten, die Stahlbeine angenietet und die liebenswürdige Bemalung besorgt hatte - denn woher sollte er das wissen?

Aber auch ohne daß er seine Erzählung mit den nötigen Erklärungen abrundete, dauerte das bestürzte Schweigen des Häuptlings lange genug.

»O ko!« sagte er endlich. »Du bist der Bringer einer schlimmen Botschaft. Denn wenn die weißen Männer noch

leben und über einen so mächtigen Juju gebieten...«

»Herr«, fiel ihm Balaba in die Rede, »da, wo der Juju stand und das Feuer des Königs brannte, ist jetzt nichts als ein großes Loch, in dem zwanzig Männer Platz finden.«

Der Häuptling wiegte bedenklich das kummervolle Haupt und dachte lange nach, denn er war ein Schlaukopf, wenn auch kein großer Krieger.

»Wie steht es mit Masaga, des Königs Sohn - flog auch er in die Luft?«

»Nein, Herr«, sagte Balaga. Er trat von einem bloßen Fuß auf den andern. Schließlich aber überwand er seine Verlegenheit und fiel mit der Tür ins Haus: »Wer soll jetzt Oberherr über des Königs Lande sein? Ich denke, du solltest es sein, o Häuptling. Denn du bist ein Mann, Masaga aber ist ein Narr!«

Ein Schweigen entstand, das anhielt und für den Boten nichts Gutes kündete.

»Gehe in meine Hütte, Balaba, und ruhe dich aus«, beschied ihn Fomba in gnädigem Ton. »Doch ehe du gehst, sage mir noch, wo sind jetzt die weißen Männer?«

Balaba stäubte seine Hände ab zum Zeichen, daß seine Sendung jetzt erfüllt sei, und damit schmeichelte er Fomba, denn das war ein Brauch des Bubujalavolkes.

»Die Soldaten sitzen in zwei tiefen Gräben nahe der Landungsstelle, und davor haben sie einen Zaun gezogen, der mit scharfen, stechenden Nadeln gespickt ist«, sagte er, »und sie haben auch viele große und dicke Gewehre, und die Leute, die sich vor ihnen fürchten, hüten sich, nahe an sie heran zu gehen.«

Fomba nickte und entließ Balaba mit einer huldvollen Handbewegung.

Doch als er außer Hörweite war, wandte sich der Häuptling seinem Leibjäger zu. »Geh ihm nach und schlag ihn nieder«, befahl er ihm leise. »Denn wenn er die Wahrheit gesprochen

hat, so ist es besser, daß niemand in der Stadt sie erfährt. Wenn er aber gelogen hat, so kann ich zum Großkönig sagen: Sieh her, o Herr, ich tötete ihn in seiner Verruchtheit.«

Der Jäger schlich sich lautlos an den ahnungslosen Boten heran und erschlug ihn im Angesicht der Stadt und der Räte des Häuptlings. Balaba aber starb rasch, ohne zu wissen, durch wen und warum.

Sanders erfuhr erst einige Zeit später davon. Vorläufig kümmerte ihn das Trauerspiel, das sich in den Tiefen der Dschungel ereignet hatte, sehr wenig. Er hatte genug mit dem zu tun, was sich vor seinen Blicken abspielte. Er saß unter dem weiten Sonnensegel auf dem Hüttendeck der »Zaire II«, schlürfte eine Tasse kalten Kaffees und ließ kein Auge von den vierzig Haussas, die fünfzig- bis sechzigtausend Einwohner von Rimi-Rimi in Schach hielten.

Es war nicht schwer, das Gebiet des Großkönigs zu beherrschen, denn es lag auf einer Hochfläche, die ringsum von unerklimbaren Felswänden eingeschlossen war. Die Grenze bildete der Strom, der hier einen weiten Bogen schlug. Nur von einer Stelle her war dies Plateau zugänglich, nämlich vom Landungsplatz aus, dem gegenüber die »Zaire« vor Anker lag. Hier fiel die unzugängliche gerade Linie der Felsen in einem stumpf winkligem V ab.

Vor Sanders hockte ein gewisser N'kama, ein kleiner Häuptling, der zu dem Gefolge des Großkönigs gehört hatte. Obwohl seine Gelenke in Handschellen steckten, befleißigte er sich eines philosophischen Gleichmuts.

Sanders betrachtete mißmutig die gekrümmte Gestalt zu seinen Füßen.

»N'kama«, redete er ihn in der Sprache der Oberbomongo an, »seit zwölf Stunden beehrst du mein schönes Schiff mit deiner Gegenwart, und obwohl man mir gesagt hat, du seiest ein großer Schwätzer, hast du deinen Mund noch nicht auf getan.«

»Herr«, sagte N'kama und rutschte unter Sanders' prüfendem Blick unbehaglich hin und her, »ich glaube nicht, daß du dieses Land lebendig verläßt, aber wenn ich zu dir von den Geheimnissen meines Volkes rede, so erwartet mich ein noch schlimmerer Tod, und meine Haut wird dort hängen, wo die Haut des weißen Mannes hing, ehe du, Herr, sie herabnahmst und in die Erde vergrubst, dabei gewisse Geheimsprüche aus einem Buche hersagend.«

»O ko«, sagte Sanders leise. »Dann sehe ich allerdings ein, daß du schlimmer daran bist als ich. Denn ich bin frei, und dem freien Manne winkt immer noch die Möglichkeit des Entkommens, du aber sitzt gefesselt zu meinen Füßen, und der Tod winkt dir, ob du mit mir redest oder ob du mit mir schweigst. Dennoch wirst du unter der Hand deines Volkes einen weniger schmerzhaften Tod erleiden als durch mich. Denn ich lasse dich an den Fersen aufhängen und ein Feuer unter deinem Kopf anzünden.«

Die kleine Grimasse im Gesicht des Gefangenen verriet, daß er die Drohung voll und ganz zu würdigen wußte.

Er schwieg lange, und als er dann endlich zu reden anhub, geschah es nur, um Bruchstücke aus dem Sagenschatz auszukramen, der sich um Sanders' Namen gesponnen hatte.

»Gefangene Akasavamänner haben mir erzählt, o Herr, daß du ausnehmend grausam seiest und daß kein Mitleid in deinem Magen wohne. Auch die Trommeln des Kleinen Volkes (Pygmäen) waren von deiner Bosheit voll. Später hieß es, du seiest durch ein Loch aus der Welt gefallen, aber es scheint, daß du durch das Loch wieder aufgestiegen bist, und mein Herz ist darüber voll Kummer.«

Sanders lächelte nicht. Er zweifelte daran, ob er je wieder lächeln würde, und wäre ihm ein Blick in die Zukunft vergönnt gewesen, er hätte Grund genug für seinen Zweifel gehabt.

»Sprich nicht über mich. Rede von dem, was du über dein

Volk weißt«, herrschte er N'kama an.

»Herr, ich darf nicht reden - und doch wünsche ich sehr, in mein Haus zurückzukehren, denn ich habe eine kranke Frau. Und wäre ich hier, wenn einer deiner Soldaten mich nicht auf den Kopf geschlagen und einen Speer in den Rücken gestoßen hätte?« fügte er mit naiver Entrüstung hinzu.

Sanders kannte den Wert jener Redepausen, die in den Palavern der Eingeborenen so große Bedeutung haben, und er überließ daher N'kama seinen kummervollen Betrachtungen.

Sein Blick wanderte zu den Gräben zurück, in denen Hamilton und Bones die Haussa befehligen. Es war Sanders in der vorletzten Nacht nicht nur gelungen, sich mitten durch das von panischem Schrecken erfaßte Volk einen Weg zum Dampfer zu bahnen, er hatte auch noch vor Tagesanbruch einen Brückenkopf angelegt, durch den er die Stadt des Großkönigs beherrschte und überdies jede feindliche Annäherung an den Dampfer unterbinden konnte. Denn Rimi-Rimi verfügte über eine große Anzahl von Kanus, die jetzt zu beiden Seiten der Felsenlücke auf den Strand gezogen waren.

»Sandi«, sagte N'kama, der es augenscheinlich doch nicht liebte, an den Fersen aufgehängt zu werden, zumal wenn ein Feuer unter seinem Kopf brannte, »du bist ein weiser Mann, was könnte ich dir sagen, das du noch nicht wüßtest?«

»Sprich zuerst von dem weißen Mann, der vor fünf und noch! mal fünf Monden hierherkam.«

»Herr«, erwiderte N'kama freimütig, »es ist nichts von ihm zu sagen. Er kam und wurde von der Hand des Großkönigs erschlagen. Danach hängten wir seine Haut an den Pfahl, wie es seit altersher Sitte bei uns ist, und wir hatten ein großes Fest und aßen und tanzten. Denn wir sind ein stolzes Volk und lieben den weißen Mann nicht, und selbst wenn wir ihn liebten, dürften wir ihn doch nicht schonen, hat doch die Teufelsmutter von Limbi, eine heilige Frau von großen Geheimnissen, den Tod aller

weißen Männer gefordert, damals, als Fergisi noch am Leben war.«

»Fergisi?« fragte Sanders stirnrunzelnd.

»Fergisi«, bestätigte N'kama kopfnickend. »Er war ein Mann Gottes, weiß von Haut, und auch sein Weib und das kleine Weib waren weiß, und ihre Haare waren sehr häßlich. Denn sie hatten die Farbe von reifem Mais.«

Sanders fuhr auf. Er hatte den Schlüssel zu dem Schicksal des Missionars und seiner unglücklichen Tochter in der Hand. Sein Herz schlug schwer und heftig.

»Sie starben?« fragte er leise. »Weißt du, wie sie starben?«

»Herr, ich weiß es nicht. Denn an dem Tage befand ich mich auf der Jagd. Aber ich weiß, daß die Teufelsmutter von Limbi zum König kam und das Blut der Weißen von ihm forderte. Es war ein furchtbares Ereignis, denn die Teufelsmutter hatte seit zwanzig Jahren die Berge nicht mehr verlassen. Da schickte der König, um sie gnädig zu stimmen, seine Leibwache in das Haus des Gottesmannes, und das kleine Weib wurde getötet. Das Weib des Gottesmannes floh in ihrem Pucka-Puck, und man sagt, sie sei in den schnellen Wassern elend umgekommen..«

»Und was geschah mit Fergisi?« fragte Sanders.

»Er wurde nach Limbi gebracht, und die Teufelsmutter legte ihr Schwert unter sein Kinn und schnitt ihm die Kehle durch.«

Er sagte es ruhig und nüchtern in einem freundlichen Plauderton, als spräche er von einer Hochzeit oder einer guten Ernte. Es überlief Sanders kalt.

»Wer ist die Teufelsmutter?« wollte er wissen.

N'kama warf einen scheuen Blick nach rechts und einen nach links. Die Stimme senkte er zum Flüsterton.

»Herr, sie ist älter als die Götter und weiser als die Jujus. Man sagt, sie sei tausend Jahre alt und habe ihre eigene Mutter unter dem Limbi begraben, indem sie die Felsen über ihren Körper

aufhäufte, bis sie zum Himmel reichten. Herr, sie ist ein schreckliches Weib, und alle Menschen fürchten sie.«

Er spuckte rechts aus und links. Es war eine Art Sühneopfer.

»Darum sage ich, Herr, du wirst niemals dieses Land verlassen, denn sie wird ihre Tschu aussenden, um dich zu verderben!«

»Tschu?« wiederholte Sanders in verblüffter Frage. Das Wort war ihm neu.

»Herr, Tschu sind Geister, die umherwandern, ohne daß jemand sie schaut.«

»Ich möchte die Teufelsmutter einmal sehen«, erklärte Sanders mit voller Gemütsruhe.

»Du wirst sie sehen, denn sie wird kommen«, war die überraschende Antwort.

»Welch ein angenehmer Besuch!« sagte Sanders sanft und winkte der Wache.

»Führe diesen Mann nach unten, Achmed«, befahl er. »Du stehst mir dafür ein, daß niemand mit ihm spricht.«

»Bei meinem Kopf«, antwortete der Haussa in der herkömmlichen Art und führte den Gefangenen fort, der sich ergeben in sein Schicksal fügte.

Gegen Mittag zog Sanders seine Posten vom Ufer zurück. Seine Streitmacht war zu klein, als daß er sie noch hätte zersplittern dürfen, und Fomba konnte jeden Augenblick in beträchtlicher Stärke anrücken. Als sie auf dem Achterdeck der »Zaire« beim Tiffin saßen, berichtete Sanders von dem Ergebnis seines Verhörs.

»Wer mag diese mysteriöse Teufelsmutter sein, und wo liegt der Limbi?« fragte Hamilton.

»Ich möchte wetten, daß die Eingeborenen mit dem Limbi den Limpisi meinen, den höchsten der Berggipfel hier. Er wurde zeitsichtbar, als wir den Fluß herauffuhren.«

Bones war mit einem Wolfshunger an Bord gekommen und hatte erst mal alle Löcher in seinem Magen gestopft, ehe er seine Weisheiten zum besten gab. Jetzt aber rollte er seine Serviette zusammen und schmunzelte unternehmend. Hamilton, der es sah, seufzte ahnungsvoll.

»Bones hat wieder eine Eingebung«, sagte er mit stiller Verzweiflung.

»Mein lieber, alter Freund Ham hat ausnahmsweise recht«, gab Bones großmütig zu. »Ein Ideechen ist Bones durch seinen ehrwürdigen Schädel geflitzt, das seinem Vater alle Ehre machen würde. Wie wär's, wenn wir diese alte Morchel einen Kopf kürzer machen?«

Sanders blickte auf. »Sie ist eine alte Frau«, gab er zu bedenken, »wir können sie nicht kaltblütig um die Ecke bringen. Vielleicht stellt sie sich auf unsere Seite. Bei einer Frau kann man nie wissen... Erst wenn sie sich als Unruhestifterin entlarvt und die schwarze Meute gegen uns aufhetzt, könnte man schärfere Maßnahmen erwägen.«

Eine harte Linie grub sich um seine Lippen, und Patricia Sanders hätte in diesem unbeugsamen Schiedsrichter des Schicksals nie und nimmer den Mann wiedererkannt, der mit zartestem Griff die Raupen aus seinen Rosen entfernte.

»Was uns einzig und allein aus der Patsche helfen kann«, sagte Sanders nach einer Weile, »wäre der innere Zerfall des kleinen Bundesstaates, dessen Kitt bisher nur der Großkönig war. Es ist eine ganze Reihe von Häuptlingen vorhanden, die sich vielleicht im Streit um die Herrscherwürde gegenseitig in die Haare geraten. Da ist Lubomala, der Häuptling der Fingini, da ist Fomba, der Häuptling der Bubujala, und da ist schließlich Freund Kabalaka, der wohl auch nicht ganz ohne Hoffnung auf die Nachfolge ist, röhmt er sich doch, ein Vetter des Großkönigs zu sein.«

»Wer rühmte sich dessen nicht, liebe alte Exzellenz?« fragte

Bones. »Die Nachkommenschaft der alten Majestät war ja zahlreich wie Sand am Meer. Und vielleicht ist die ungemütliche alte Dame von Limbi gar die Urahne der ganzen Sippschaft. Man kann nie wissen. In der Genealogie passieren die merkwürdigsten Sachen. Ich erinnere mich da zum Beispiel an einen Busenfreund...«

»Wir wollen uns auf die ortseingesessenen Barbaren beschränken, Bones, wenn es dir recht ist«, unterbrach ihn Hamilton rechtzeitig.

»Du bist grob, wenn du es wissen willst, alter Ham«, beschwerte sich Bones kopfschüttelnd, »sehr grob, verteufelt grob, für einen alten Kriegskameraden, einfach unerlaubt grob!«

Sanders hatte auf das Geplänkel gar nicht gehört. »Wir haben sechs Monate Zeit«, setzte er seine Betrachtungen fort, »wir werden alle Hände voll zu tun haben!«

Zwei Tage später erschien der erste der Prätendenten auf der Bildfläche, und es hat wohl nie einen Thronkandidaten gegeben, der in seinem Verhalten weniger feindselig und mehr respektvoll, freimütig und besonnen gewesen wäre als Fomba, Häuptling der Bubujala. Er kam mit seinen Anhängern in vierundzwanzig Kanus, die, zu je sechs ausgerichtet, rasch heranruderten. Es war am frühen Morgen, noch brütete Nebel über dem Strom, und die ganze Besatzung der ›Zaire‹ stand unter Waffen. Sanders erwartete jeden Augenblick einen Schauer von Pfeilen und Speeren. Aber die Kanus drehten nach dem Ufer ab, ohne einen Angriff zu unternehmen, und um zehn Uhr stattete Fomba dem Kommandanten der ›Zaire‹ einen Höflichkeitsbesuch ab.

Der Häuptling war ein hochgewachsener, breitschultriger, etwas zur Fülle neigender Mann. Er hatte ein rundes Gesicht und kluge Augen. Er erkannte in Sanders sofort den Führer und schritt geradeswegs auf ihn zu.

»Herr, ich sehe dich«, begrüßte er ihn nach der Landessitte.

»Ich sehe dich, Fomba«, erwiderte Sanders, der über Fomba und seine Absichten gut unterrichtet war.

»Ich komme mit Frieden in meinem Herzen«, sagte Fomba, »und ich bringe dir Salz!«

Er wandte sich an seinen Diener, der eine Schale mit Salz trug, und schaufelte einen großen Haufen der kristallinen Masse in seine Handflächen. Er bot sie Sanders an, der seine Fingerspitzen benetzte, das Salz berührte und es auf der Zunge zergehen ließ, worauf der Gast diese Zeremonie nachahmte.

»Herr, ich komme einen weiten Weg, um dich zu sehen«, sagte er. »Und ich komme versöhnlich, obwohl mein Herz um meinen Vetter trauert. Ich höre, dein Juju hat ihn erschlagen.«

Sanders' Augen wichen keine Sekunde von dem Gesicht des Mannes.

»Es ist gut, daß du kommst, Fomba. Ich weiß, dein Magen ist voll Kummer, weil der Alte zur Hölle fuhr. Aber es mag dich trösten, daß sein Sohn und Erbe noch am Leben ist.«

Fombas Augen schmälerten sich.

»Herr, sein Sohn ist schwachsinnig, niemals wird er den König ersetzen können!«

»Es sind noch andere Verwandte da...«

»Herr, der nächste Verwandte bin ich!«

»Du erzählst mir etwas Neues, Fomba. Hat der Großkönig nicht einen Bruder hinterlassen, der Lubomala heißt, und außer ihm noch einen Vetter?«

Fomba schob den Einwand mit einer leichten Handbewegung beiseite. »Wer kennt seinen Vater? Und gibt es nicht Oheime zahlreich wie Ziegenböcke? Wer kann sagen, ich bin näher verwandt als du, da doch nichts auf dieser Erde ganz sicher ist. Mir aber scheint es, Herr, daß ich der nächste bin. Denn ich bin hier, die andern aber sind fern!«

»Du kannst das Recht mit einem Maß nicht messen«,

antwortete Sanders mit einem Bomongosprichwort. »Ich kenne deine Pläne, Fomba, aber ich bin ihnen nicht geneigt. Denn wenn ich dich auf den Thron setze, so wirst du Feinde haben wie Sand am Meer. Lubomala, Kabalaka und die vielen Söhne des Großkönigs werden Anhänger gewinnen und sich gegen dich wenden. Außerdem erzählt man mir von einem Sohne des Königs, der bei dem ›Schlechten Volk‹ im ›Bösen Dorf‹ wohnt. Auch der wird dir deine Macht neiden.«

Fombas Augen schweiften zum Ufer hin und kehrten wieder zu Sanders zurück.

»Herr, warum kamst du in dieses Land?« fragte er freimütig.

»Ich kam, um das Gesetz zu bringen«, erwiderte Sanders.

Nun deckt in der Bomongosprache das Wort für ›Gesetz‹ auch den Begriff der ›Macht‹, und ›Gerechtigkeit‹ ist gleichbedeutend mit ›Rache‹. Also wählte Sanders für Gesetz das Wort ›lobala‹, das ›recht‹ heißt im Gegensatz zu ›unrecht‹.

Fomba war ehrlich erstaunt. »Herr, was ist ›recht‹?« fragte er kopfschüttelnd. »Was du tust, oder was ich tue? Wenn zwei Völker Krieg führen, ist dann nicht der im Recht, der die meisten Speere und die tapfersten jungen Männer hat?«

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Sanders. Wie seltsam, hier in der Wildnis Friedrichs des Großen berühmten Ausspruch, daß Gott immer bei den stärksten Bataillonen sei, dem Sinn nach von den Lippen eines Schwarzen zu hören.

»Was ist ›recht‹?« fragte Fomba noch einmal.

Um ihm darauf die richtige Antwort zu geben, mußte Sanders bis auf Rom zurückgreifen und den größten aller Rechtslehrer zitieren.

»Wer Treue hält, niemandem Böses zufügt und jedermann gibt, was er ihm schuldig ist, der tut das Rechte.«

Fomba grubelte lange nach. »Herr«, sagte er endlich, »wie kann ein Mann gleichzeitig Treue halten und doch niemandem

Böses tun? Denn wenn ich den Söhnen des Königs die Treue halte, so begehe ich ein Unrecht an mir, und wenn ich Masaga gebe, was ich ihm schuldig bin, so beraube ich mich!«

Dabei blieb es, und Fomba stieg in sein Kanu zurück, ohne daß er und Sanders sich über diese Frage geeinigt hätten.

Sanders blickte ihm nach, und sein Gesicht war steinern. »Ich fürchte, dieser Mann wird uns noch manche böse Stunde bereiten«, wandte er sich an Hamilton, der neben ihm stand.

»Wir hätten ihn gleich festnehmen sollen«, sagte Hamilton ruhig.

Sanders rieb sich das Kinn, ein sicheres Zeichen, daß er sich mit starken Bedenken trug. »Der Großkönig hat vor dem versammelten Stammesrat seinen Sohn zum Nachfolger ernannt«, sagte er. »Am bequemsten wäre es natürlich, die Königswürde ganz zu beseitigen. Aber ich darf es nicht wagen; die Tradition ist zu tief im Volk verankert. Was ich nun aber auch tue, ob ich einen der Thronprätendenten begünstige oder ausschalte, ich habe alle anderen gegen mich. Noch niemals haben wir vor Problemen gestanden, die so schwer zu lösen sind. Ich sehe nur einen Ausweg. Masaga muß so schnell wie möglich gekrönt und gesalbt werden, denn sein Anspruch hat die größte Aussicht auf Erfolg, und die Mehrheit des Volkes wird für ihn sein.«

»Wann, meinst du, wird die Teufelsmutter von Limbi in Erscheinung treten?«

»Nicht vor einer Woche. Ich vermute, sie wird die Hüterin der Krönungsinsignien sein. So wenigstens deute ich mir N'kamas dunkle Anspielung!«

»Eine Woche ist eine lange Zeit in den Tropen«, meinte Hamilton, »vieles kann sich in einer Woche ereignen, das der ganzen Lage eine neue Wendung gibt!«

Hamilton behielt recht. Der Tag sollte nicht vorübergehen, ohne ein neues Ereignis gebracht zu haben.

Fomba rüstete zu einem großen Fest zu Ehren des verstorbenen Königs. Es sollte ein Fest von tausend Töpfen sein.

»Jede Familie bringt ihren eigenen Kochtopf und ihr eigenes Brennholz mit«, erzählte Hamilton, »und der gastfreundliche Fomba sorgt für einen schmackhaften Inhalt der Töpfe. Seine Einladung erstreckt sich sogar auf uns. Er wünscht, daß wir im Kreise der königlichen Familie an dem Festessen teilnehmen!«

»Unmöglich«, sagte Sanders entschieden.

»Das habe ich ihm gesagt«, erwiderte Hamilton, »aber in seiner geschmeidigen Art hat er mir erwidert, daß wir nach der Sitte der Weißen essen und zum königlichen Kreise gehören könnten, auch wenn wir nicht in ihm säßen.«

Es wurde schließlich bestimmt, daß Hamilton allein zu dem Fest gehen sollte.

Aber in letzter Stunde änderte Sanders seinen Plan. »Bones«, sagte er, »ich werde Hamilton begleiten. Ist Gefahr im Verzuge, so können zwei sich besser vorsehen als einer. Leuchten Sie bei Einbruch der Dunkelheit das Ufer mit dem Scheinwerfer ab, und halten Sie das Schiff klar zum Gefecht.«

Bones schüttelte mißbilligend den Kopf. Das Fest hatte ihn bereits eine schlaflose Nacht gekostet. Er hatte eine ganze Rettungsaktion ersonnen und eine volle Stunde im Hellegatt verbracht, sicher vor Hamiltons Spott, da er sich hier in seinem eigenen Reich befand.

»Sie werden verzeihen, liebe, alte Exzellenz, wenn ich mich einmische und mir einen Wink erlaube, aber da ich mit dem Gedanken spiele, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen, wie es meinem guten alten Ham seit langem bekannt ist...«

»Ich lehne jedes Mitwissen und jede Verantwortung ab«, unterbrach ihn Hamilton. »Aber fahre in deiner bescheidenen Erzählung fort.«

»Die Sache ist die, Ham. Meine staatsmännische Klugheit

sagt mir, daß das ganze Fest eine Falle ist. Dieser durchtriebene Fettkloß hat womöglich einen billigen Spaß ausgeheckt, der uns teuer zu stehen kommen könnte.«

»Das kann ich mir nicht denken«, sagte Sanders. »Zuerst sind mir wohl auch Zweifel aufgestiegen, aber müssen wirklich überall Tücke und Verrat lauern? Der junge König sieht in uns seine Beschützer. Er und die Räte, die hinter ihm stehen, würden schwerlich gestatten, daß man sich an uns vergreift. Und das weiß Fomba natürlich.«

Bones zuckte die Achseln. »Ich bleibe bei meinen Bedenken, liebe alte Exzellenz. Aber sie sollen nur kommen! Bones nimmt es mit ihnen auf. Der gute Kerl ist nicht so blöd, wie er aussieht, wenn sein Gehirnkasten erst zu arbeiten beginnt. Und jetzt möcht' ich gehorsamst anfragen, ob ich in die Badewanne steigen darf. Ein Bad brauche ich nötiger als Fombas tausend Töpfe. Am liebsten möchte ich Ihnen meine zerstochene Kehrseite zeigen, beste alte Exzellenz.«

»Ich lege wirklich keinen Wert darauf«, lehnte Sanders eilig ab. »Steigen Sie ruhig in die Wanne. Alibu ist durchaus verlässlich. Er kann ebenso scharf Wache halten wie Sie!«

»Besser«, sagte Hamilton halblaut.

Bones verbeugte sich.

Das Fest ließ sich heiter und harmlos genug an. Auf dem sanft ansteigenden Platz am Ausgang des Dorfes brannten die Feuer der geladenen Gäste und warfen ihren roten Widerschein auf die Wolken, die tief ins Tal hingen. Ein roher Tisch, der mit seinem Kopfende die Hütte des Königs berührte, war für die beiden Weißen hergerichtet und der Form halber ein Mahl aufgetragen worden. Der königliche Kreis, der aus Masaga, Fomba, Kabalaka und zwei kleineren Häuptlingen bestand, saß Sanders so nahe, daß er sie mit einem Fußtritt hätte umwerfen können.

Sanders war auf der Hut. Nicht die kleinste Einzelheit entging seinen wachsamem Auge.

»Die Harmonie, die hier zu herrschen scheint, ist etwas zu gedacht, um echt zu sein«, flüsterte er Hamilton zu. »Ich weiß nicht, mir läuft ein eigenartiges Gefühl die Wirbelsäule entlang. Ist das nun das Alter oder eine Vorahnung der Nerven.«

»Das Alter ist es bestimmt nicht«, sagte Hamilton, »denn ich habe es auch. Hast du mit Bones ein Signal verabredet?«

Sanders nickte. »Ich habe ihm befohlen, beim ersten Schuß mit der Hälfte der Leute zu landen und Rimi-Rimi zu stürmen, unbekümmert darum, was für Folgen das hat.«

»Ich befürchte nur, er wird zu spät kommen«, erwiderte Hamilton gelassen.

»O Volk!« Plötzlich war Fomba aufgesprungen, und seine Stimme hallte donnernd über den Dorfplatz. »Seht Masaga, den König!«

Masaga, der an seiner Seite hockte, reckte den Kopf und stierte den Sprecher mit blödem Lächeln an.

»Seht den Sohn des Gewaltigen!« brüllte Fomba mit dem ganzen Aufwand seiner Stimme.

Der Chor wiederholte seine Worte, und es klang wie ein donnerndes Brausen.

»Alle Völker der Welt sind wie Hunde vor diesem König!«

Masaga kicherte geschmeichelt und tat einen kräftigen Schluck aus der Kürbisflasche.

»Alle sollen wissen, daß ich Masaga liebe«, rief Fomba von neuem, »und daß ich zwischen ihm und den weißen Zauberern stehe, die seine Feinde sind!« Er warf sich herum und sprühte Sanders aus wilden Augen an.

»Fomba«, sagte Sanders hart, und seine Stimme schnitt durch das Beifallsmurmeln des Volkes wie ein Messer, »mich dünkt, in dieser Nacht wird ein Weinen in deiner Hütte sein.«

»Mein Gott«, flüsterte Hamilton heiser, »sieh dir Masaga an.«

Der junge Mann wankte wie ein Betrunkener. Sein Gesicht

war von Schmerz verzerrt, und seine Augen rollten in ihren Höhlen. Er tastete nach einem Halt, dann knickte er mit einem Schrei zusammen und stürzte zu Boden.

Auf diesen Augenblick hatte Fomba gewartet. Mit einem Satz sprang er ins Dunkel und verschwand hinter den roten Schleieren der knisternden Feuer. Er war außer Sicht, doch nicht außer Hörweite.

Plötzlich erklang seine Stimme wieder. »Der König ist tot!« hörte man ihn schreien. »Die weißen Männer haben ihn mit ihrem Zauber getötet!«

»In die Hütte!« stieß Sanders hervor. Den ersten Krieger, der auf ihn zusprang, schoß er über den Haufen. Ein zweiter fiel quer über die Schwelle der Tür.

»Bones hat doch recht gehabt«, sagte Sanders, während er sich bemühte, die beizenden Rauchschwaden aus der Hütte zu vertreiben.

Hauptmann Tibbets saß in der Badewanne und betupfte die Insektenstiche auf seinem Rücken mit einem Salmiakschwamm. Sein Gesicht zeigte jene Grimasse, die sich einzustellen pflegt, wenn der Geruchssinn des Menschen gröblich beleidigt wird.

»Puuh - paah!« stöhnte Bones. »Zum Teufel mit der gesamten Zoologie!«

Da hallte der Schuß.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür zum Badezimmer geöffnet, und ein Individuum trat unangemeldet ein, das Bones nie zuvor gesehen hatte. Es schien geradeswegs aus dem Fluß gekommen zu sein, denn seine Haut schimmerte von Nässe, und das Wasser tropfte aus seinem Lendentuch. Es machte kein Geheimnis aus seinen Absichten, wenigstens gab es sich keine Mühe, das kurze, breite Messer, das es in der Hand trug, schonend zu verbergen.

»O weißer Mann«, sagte der ungebettene Besucher mit hohler

Stimme, »dies ist dein Ende!«

So weit kam er, da klatschte schon ein dicker Schwamm, der mit Salmiakgeist durchtränkt war, auf seine platte Nase. Er schnappte wie ein Karpfen nach Luft und sackte in den Knien zusammen. Mit einem Satz sprang Bones aus der Badewanne, entriß ihm sein Messer und jagte durch den schmalen Schiffsgang in seine Kabine. Zwei Sekunden später erschien er an Deck nur mit seinen Schlafhosen bekleidet, bewaffnet mit einem zylinderförmigen Gegenstand und mit drei schwarzen Lappen, die von weitem wie Brotbeutel aussahen.

»O Alibu«, rief er dem Wachhabenden zu. »Im Badezimmer findest du einen Mordbuben, der nach deiner liebevollen Obhut schreit. Halte das Schiff mit der Hälfte der Besatzung und schicke die übrigen hinter mir her an Land.«

Er sprang in die Barkasse und setzte den Motor in Gang.

Die Krieger, die auf Fombas Befehl einen Landungsversuch verhüten sollten, sahen plötzlich einen weißen Geist vor sich, dem zwei furchtbar blitzende Augäpfel aus dem schwarzen Gesicht starrten. Sie erschraken tödlich vor dieser Erscheinung und liefen nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Unbehelligt gelangte Bones durch die zurückweichende Menge bis zur Königshütte. Nur die nackten Sohlen hatte er sich verbrannt, als er quer über die verlöschenden Lagerfeuer setzte.

Fomba stand triumphierend vor Sanders' Zufluchtsstätte. »Komm heraus, weißer Mann, wenn du Mut hast«, schrie er voll Hohn. »Komm heraus und zeig uns, was Recht und Gesetz ist. Ich, Fomba, der Bubujala, rufe dich zum Palaver.«

Ein Körper prallte mit voller Wucht an seinen fetten Rücken. Eine weiße Gestalt verschwand wie ein Geist in der Hütte.

»Ich bringe dir Hilfsmittel der Zivilisation«, sagte Bones, nach Atem ringend, doch voll unbändigen Stolzes. »Hier etwas für dich, teurer Ham, und auch Sie, liebe alte Exzellenz, sollen nicht leer ausgehen. Ja, ja, wer hätte das dem guten Bones

zugetraut, was Ham, alter Knabe?«

»Menschenskind, Sie haben ja eine Gasmaske auf«, brachte der überraschte Sanders endlich hervor. »Guter Gott, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß wir die je noch gebrauchen würden.«

Aus dem Zylinder kam ein zischender Laut. Er streifte sich behend die Maske über. Die Leute, die sich an die Hüttentür drängten, sahen plötzlich, wie eine dicke gelbe Rauchwolke auf sie zukroch.

»Zurück! Sie haben die Hütte in Brand gesteckt«, rief Fomba, und dann fiel der erste Mann zu Boden, den die Rauchwolke ereilt hatte. Er fiel, als habe ihn ein tödlicher Schuß getroffen, und ringsum sanken seine Gefährten zusammen, wie vom Schnitter gemäht. Fomba aber entfloh.

Die Haussa faßten ihn am Ufer, als er zu seinem Kanu eilte.

Am nächsten Morgen ließ die einzige Kriegstrommel, die das Ende des alten Königs überlebt hatte, einen rollenden Wirbel erschallen. Sanders rief das Volk von Rimi-Rimi zu einem Palaver zusammen. Er saß auf einem Feldstuhl, und vor ihm stand Fomba, der Häuptling der Bubujala, mit auf dem Rücken gefesselten Händen.

»Fomba«, sagte Sanders, »du fragtest mich, was Recht sei, und ich sagte dir, Recht sei, niemandem etwas Böses zu tun. Du fragtest mich zum andern Mal, was Recht ist, und ich sage dir jetzt, es ist recht, wenn du den Tod erleidest, aber es wäre unrecht, wenn ich dir dein Leben ließe. Denn du hast nur Böses und nicht Gutes getan. Deinen Vetter hast du vergiftet und viele deiner Anhänger in den Tod geschickt. Wenn du stirbst, wird niemand mehr Schaden durch dich erleiden.«

»Herr, diese Dinge sind zu hoch für mich«, sagte Fomba.

»Sie werden nicht mehr zu hoch für dich sein, wenn du sie von jenem Baum aus betrachtest!«

Und sie hängten ihn an den höchsten Ast des höchsten Baumes auf dem höchsten Hügel in der Stadt Rimi-Rimi. Nun wußte er ganz genau, was recht und was unrecht war.

Das Haus des Erwählten

In den Wäldern von Babujala hauste ein Mann namens M'seru. Er war ein Häuptling von geringer Bedeutung, denn seine Gemeinde zählte nur zwanzig Männer, fünfunddreißig Ziegen und ebenso viele Weiber. Eines Nachts, calacala (das heißt vor langer Zeit und kann eine Spanne von Wochen ebenso wie von Jahren sein), flüchtete sich seine Schwester aus der Stadt des Großkönigs in seinen Schlupfwinkel. Ihr Rücken war mit Peitschenstriemen übersät, und auf der Stirn trug sie drei leuchtende rote Striche, deren furchtbare Bedeutung jedem Eingeborenen dieses Gebiets bekannt war.

Denn mit diesem Zeichen wurden alle versehen, die der Teufelsmutter von Limbi zum Fraß vorgeworfen werden sollten. Wie es M'serus Schwester gelang, sich dem langen Arm ihres königlichen Gemahls zu entziehen und ihrem Schicksal zu entgehen, kann hier nicht erzählt werden. Kurze Zeit nach ihrem Verschwinden wurde ihr Liebhaber mit gebundenen Händen und um den Hals gehängtem Opferschwert in die Höhle der Unholdin gestoßen, aus der noch keiner lebend zurückgekehrt war. Vielleicht hatte er die Nebenfrau des Großkönigs vor der Rache ihres gekränkten Herrn geschützt und ihr zur Flucht verhelfen, genug, sie schleppte sich zu ihrem Bruder, und er verbarg sie. Nach einiger Zeit gebar sie ein Kind, in dessen zarten Arm sie zwei Reifen tätowierte, womit sie ihn als echten Sohn des Großkönigs legitimierte. Denn alle seine männlichen Nachkommen wurden so gezeichnet.

Aber wie tief auch M'seru die Frau in der Wildnis versteckt hatte, K'saluga M'popo hörte dennoch von ihr, und er sandte seine Truppen aus, um das Dorf zu vertilgen. Sie sollten alle den Tod finden, die Frau, das Kind und ihre ganze Sippschaft. Doch ehe noch die Heeresmacht des Großkönigs den Pfad in den Buschwald eingeschlagen hatte, war M'seru mit seiner

Schwester, seinem Lieblingsweib und dem Königsohn entflohen, und die Häscher mußten mit leeren Händen zurückkehren. M'seru aber hatte das ›Böse Dorf‹ erreicht, in dem das ›Schlechte Volk‹ haust, und er war von ihnen mit offenen Armen aufgenommen worden. Hier war er vor dem Großkönig sicher, denn das Dorf lag hinter einem fünfzig Meilen breiten Streifen Sumpfland, durch den nur ein einziger leicht zu verteidigender Pfad führte, am Fuße der Gebirgskette, deren zahlreiche Höhlen überdies einen Rückzug auch nach dieser Seite offen ließen. ›Schlecht‹ wurde das Volk des ›Bösen Dorfes‹ von seinen Nachbarn genannt, weil es sich aus Banditen und Ausgestoßenen zusammensetzte. Fast jeder Stamm war hier durch einen Bösewicht vertreten. Ein kleiner Häuptling dieser hartgesottenen Sünder nahm das Nebenweib des Großkönigs in sein Haus, und sie schenkte ihm mehrere Söhne. Dieser Häuptling hielt seinen schützenden Arm auch über M'seru. In Frieden baute dieser seine Strohhütte und beackerte das Land, das er urbar gemacht hatte. Die Banditen brachten ihm eine gewisse Achtung entgegen, weil er ein Häuptling des Großkönigs gewesen war. Und da der Oberhäuptling des ›Bösen Dorfes‹ die Schärfe seines Verstandes durch die Schlafkrankheit eingebüßt hatte, setzten sie M'seru zum Richter über ihre Streitigkeiten ein. Und sie taten wohl daran, denn ein gesundes Urteil verhalf ihm zu weisen Richtersprüchen.

Kofolaba nahm einen reichen Teil dieser Ehren für sich in Anspruch. Man war stolz, einen Sohn des Großkönigs in seiner Mitte aufwachsen zu sehen, und noch stolzer war man, als sich dieser königliche Sproß als gelehriger Schüler aller heimischen Künste erwies. Diese Künste bestanden in der Hauptsache darin, ein Mädchen so zu stehlen und wegzuschleppen, daß sie das Schreien vergaß, und das Genick eines Mannes durch fachmännisches Anlegen des rechten Daumens und der linken Hand zu knicken, als wäre es ein angefaulter Ast. Kofobala zählte noch nicht achtzehn Lenze, da hatte er bereits zwei

Mädchen aus Bubujaladörfern geraubt und zweimal den Dorfwächtern das Genick gebrochen.

Dieser hoffnungsvolle Jüngling reifte zum Mann. Er stand kurz vor der Vollendung seines dreißigsten Lebensjahres, da drangen aus dem Nebel, der über dem Sumpf brütete, seltsame Nachrichten in das entlegene Dorf, und M'seru, der sich allmählich Häuptlingsrechte angemaßt hatte, rief alle Insassen des Dorfes zu einem Palaver zusammen.

»Wenn es wahr ist«, sagte er nach einer langen Rede, »daß der Großkönig tot ist, dann ist Kofolaba König und Herr über dieses ganze Land. Denn die Hauptfrau K'saluga M'popos wurde beseitigt, als sie ein Fischgericht anbrennen ließ, und sie starb ohne Kinder. Also sind alle Söhne der Nebenfrauen gleichberechtigt, und Kofobala ist der Sohn seiner Nebenfrau!«

»Du sprichst die Wahrheit«, riefen alle Zuhörer wie aus einem Munde.

»Der Großkönig«, keuchte M'seru, indem er lange asthmatische Pausen machte, »starb durch den Zauber Sandi Ingondas, ebenso starben Masaga und Fomba. Ich habe mir sagen lassen, daß Sandi, der weiße Oberherr der Akasava, ein grausamer Mann ist, der alle Künste der Hexerei übt.«

»Herr«, unterbrach ihn einer der Zuhörer, »meinen Bruder hat Sandi im Jahre der Regen einer Frau wegen hängen lassen. Er ist sehr ungnädig!«

»Ich sage euch nun, es gibt keinen König außer meinem Neffen Kofolaba«, fuhr M'seru fort, nachdem er ernst und würdevoll Schweigen geboten hatte. »Darum ist auch bisher kein König erkoren worden, und die weise Mutter von Limbi« - er hustete bei der Erwähnung der geheimnisvollen Frau, und die Krieger ahmten ihn nach - »hat noch über keinen Zauber gesprochen, der ihm Mut und Kraft gibt!«

»Wenn Kofolaba König ist, so sollte er nach Rimi-Rimi ziehen und in seine Rechte eintreten«, sagte einer, und ein

allgemeines Beifallsgemurmel unterstützte seinen Vorschlag.

»So denke auch ich«, stimmte M'seru ihm bei, »außerdem werden wir reich und fett werden, wenn Sandi Kofolaba in Gnaden annimmt. Das ›Böse Dorf‹ wird das Land beherrschen, und die Ziegen unserer Feinde werden unsere Ziegen sein.«

M'seru hatte nicht umsonst ein Menschenalter unter Banditen gelebt, schon längst sprach und handelte er wie ein geborener Dieb.

Das Palaver dauerte bis in die frühe Morgendämmerung. Man beschloß, Kofolaba zwanzig Speermänner mitzugeben, von denen jeder, um den erforderlichen Eindruck hervorzurufen, Titel und Würde eines Häuptlings annehmen sollte. Nur die Beschaffung der prunkvollen Ausrüstung, ohne die ein Häuptling undenkbar ist, stieß auf Schwierigkeiten, denn das ›Böse Dorf‹ war arm.

Schließlich fand ein Schlauberger einen Ausweg. Man brauchte nur einer gewissen Straße zu folgen, die durch unbeschützte Dörfer führte, um unter weiser Ausnützung der Kandidatur Kofolabas, die notwendigen Häuptlingsinsignien unterwegs einzusammeln. Auch sonst würde manche Annehmlichkeit dabei abfallen.

Kaum war die Gesandtschaft aufgebrochen, da hörte schon die Stadt Rimi-Rimi durch die geheimnisvolle Vermittlung des Urwalds von ihrem Herannahen. Wie Hagelkörner fielen die Neuigkeiten aus der Luft herab. Niemand konnte sagen, woher sie kamen, doch alle wußten davon. Immer mehr Einzelheiten wurden bekannt, plötzlich erzählten Leute, die nie zuvor den Namen M'serus oder den seiner Schwester gehört hatten, ausführlich vom ihrer Flucht aus der Hütte des alten Königs.

»Einiges davon mag durch Lokolis verbreitet worden sein«, sagte Hamilton grübelnd, »aber woher sollen sie wissen, durch welche Furt sie in jener Fluchtnacht gewatet ist? Ein kleinen Häuptling zeigte mir mit aller Bestimmtheit die Stelle.«

Sanders nickte. »Ich habe es an dem Tag aufgegeben, mir über das Nachrichtensystem der Eingeborenen den Kopf zu zerbrechen, als Bosambo mir den Hergang der Schlacht in den Argonnen erzählte, vierundzwanzig Stunden nachdem sie geschlagen war«, sagte er.

Die beiden Männer standen im Talkessel vor dem Hause des Königs und beobachteten eine Anzahl von Leuten, die eine kleine achteckige Hütte errichteten. War die Hütte schon durch ihre Form auffallend, so stach das purpurrote Gras, dessen Flechtwerk die Stützbalken verband, noch mehr ins Auge. Hamilton hatte noch nie ein ähnliches Bauwerk gesehen und erkundigte sich bei Sanders nach seiner Bedeutung.

»Man nennt ein derartiges Haus hier Syaki in'molo«, erläuterte Sanders, der wie immer unterrichtet war, »das ›Haus des Erwählten. Heda, Kabalaka!« Er rief den hochgewachsenen Häuptling herbei, der den Platz am Ellbogen des Großkönigs gehabt hatte.

»Ich sehe dich«, grüßte ihn Sanders.

»Ich sehe dich, weißer Mann«, erwiderte Kabalaka.

»O Kabalaka«, sagte Sanders mit öliger Stimme, »heute morgen sandte ich von meinem schönen Schiff nach dir und ließ dir sagen, daß die Anrede ›Weißer Mann‹ dem Munde des schwarzen Mannes nicht wohl anstände. ›Herr‹ sollst du zu mir sagen, und so wird auch dein König mich nennen. Denn ich bin Herr über alle diese Länder und über jeden von euch!«

»Wir haben keinen König«, knurrte Kabalaka, »der dir diese Ehre antun könnte. Aber in kurzem wird einer kommen, den wir kennen. Dich kennen wir nicht - weißer Mann!«

Die Worte waren kaum über seine Lippen, als Sanders die Pistole zog. Der Mann zuckte zurück.

»Wie nennt man mich?« fragte Sanders so leise, daß sein ›k'sao‹ wie ein Zischen klang.

»Herr!« stieß Kabalaka hervor.

»Siehst du, so ist es richtig!«

Sanders entfernte sich zwei Schritte, dann wandte er sich jäh auf dem Absatz um.

»Warum nennst du diese Hütte das ›Haus des Erwählten?«

»Herr«, erwiderte Kabalaka gehorsam, aber bebend vor Wut, »in diese Hütte, die Geister und Teufel zu ihrer Wohnstätte machen werden, wird die Teufelsmutter eingehen, und wen sie darin findet, der ist der Erwählte. Er wird unser König sein. So war es Brauch, seit die Welt begann.«

»O Kabalaka«, fragte Sanders, »angenommen, die Frau fände einen Menschen darin, der nicht Häuptling und nicht Königssohn ist, würde der auch König sein? Oder einen Häuptling, der schlimme Pläne in seiner Brust wälzt, würde er König sein?«

»Herr«, erwiderte der Minister finster, »ein Unwürdiger würde sterben, wenn er es wagte, die Hütte zu betreten, nur dem Erwählten krümmen die Geister kein Haar!«

»Fahre fort«, befahl Sanders. »Erzähle alles, was du von diesem Brauch weißt!«

Kabalaka blickte zu Boden.

»Herr, eine Frau wird die Hütte besuchen, die bei uns hohe Ehren genießt. Sie wird den Erwählten in ein Zauber Gewand hüllen, und über seinen Arm wird sie zwei Reifen legen, und diese Frau ist mächtiger als alle schwarzen Männer, selbst die weißen Herren sind nicht so mächtig wie sie. Sie trägt den Tod in den Händen und die Vernichtung in den Augen, und besonders ist sie eine Trinkerin des Blutes der weißen« - er zögerte einen Augenblick -, »des Blutes der weißen Herren.«

»Fergisi«, flüsterte Sanders, und sein heller Blick bohrte sich stählern in das schwarze Auge des andern.

Kabalaka zuckte zusammen und preßte die Knöchel seiner

Finger an den Mund. »O ko«, sagte er mit flackernder Stimme, »wer sprach jenes Wort?«

Sanders überhörte die Frage. »Vernimm, Kabalaka«, sagte er bestimmt, »und tue es allen kund: Ich, Sandi, der große Würger, der euern König und seine Männer erschlug, der die Stadt zerschmetterte und groß an Zauber ist, ich sage euch, und ich sage es euch mit meinem eigenen Wort und nicht mit dem Wort der Spinne^{*}: Es gibt keine Frau und keinen Mann in diesem Lande, dessen Leben nicht wie ein Staubkorn in meiner Hand ist, und niemand ist mächtiger als ich. Denn das Volk, das mich hergesandt hat, ist zahlreich wie die Blätter des Waldes. Nicht alle wachsen sie am selben Baum, sondern an vier großen Bäumen und vielen kleineren. Diese vielen Tapferen, sollen sie niederfallen, weil ein Weib, dem das Alter den Verstand nahm, mit dem zahnlosen Munde plappert und des Nachts ihre Tschu hinausschickt, um Säuglinge und Mummelgreise zu erschrecken?«

Kabalaka starrte den Weißen an, und die Zähne schlügen ihm zusammen. Da wußte Sanders, daß er ein verbotenes Wort gebraucht hatte, das ebenso tabu war wie das ›Ewa‹ des Unteren Stromlaufs. Aber das kümmerte ihn wenig.

»Wenn das Weib, von dem du redest«, fuhr Sanders mit starker Stimme fort, »mein Gebot achtet, so will ich sie schützen, doch wenn sie mein Gesetz bricht, so sei sicher, daß ich sie erschlage, und hielte sie auch M'shimba M'shamba in der einen Hand und den Tod in der andern.«

»Herr...«, stammelte Kabalaka.

* Die Märchenerzähler der Negerstämme vermeiden den Vorwurf der Uni Wahrhaftigkeit, indem sie ihre Erfindungen mit den Worten einleiten: »Die Spinne (oder der Käfer) erzählte mir diese Geschichte.«

»Das Palaver ist aus«, beschied ihn Sanders und kehrte nach dem Ufer und seinem Schiff zurück, ohne sich umzusehen.

»Plant dieser Kofolaba gar einen Handstreich?« fragte Hamilton, als sie wieder an Bord waren.

»Abwarten«, erwiderte Sanders gelassen. »Er ist ehrgeizig und hochmütig. Andererseits verhalten sich die Leute erfreulich still. Das Interesse an Fombas Hinrichtung hat augenscheinlich die Nacht nicht überdauert.«

»Das Gedächtnis der Eingeborenen ist kurz«, bemerkte Hamilton.

»Gewiß«, pflichtete Sanders ihm bei, »aber sie sind eben nicht wie die Eingeborenen, mit denen wir es bisher zu tun hatten. Es ist ein ganz neuer Menschenschlag. Hast du die Disziplin und den strammen Exerzierschritt der Leibwache beobachtet? Ist dir nicht der seidene Mantel aufgefallen, den der König trug? Und ist es nicht merkwürdig, daß die Höhle der Teufelsmutter von Limbi unter der Obhut von zwölf Jungfrauen steht, die ein ewiges Feuer unterhalten und sein Erlöschen mit dem Tode büßen müssen? Läßt es nicht tiefste Rückschlüsse zu, daß das Abzeichen der Königsherrschaft ein Armreifen ist?«

Bones war auf das Hüttendeck der ›Zaire‹ geschlendert und lauschte mit allen Zeichen der Anteilnahme und Erregung auf die in lapidaren Sätzen hingeschleuderten Fragen seines Vorgesetzten, die eine ganz neue Gedankenwelt erschlossen.

»Lieber alter Distriktgouverneur und Armeechef«, brach er ihm stürmisch in die Rede. »Ich verstehe Ihren kunstvollen Gedankengang und Ihre weise Einsicht. Man muß diesen entzückenden Armreifen finden und der reizenden alten Dame das Lebenslicht ausblasen, dann haben wir das Rennen gemacht!«

»Wirklich, Bones«, sagte Hamilton trocken, »es tut mir immer leid, dir die Wahrheit sagen zu müssen, aber du forderst sie ja förmlich heraus. Du bist ein Esel, Bones.«

Was Hauptmann Tibbets nicht hören wollte, prallte an seinem Ohr wie ein Gummiball ab.

»Liebe alte Exzellenz«, führ er ungebremst fort. »Für diese läbliche Unternehmung bin ich der richtige Mann. Geben Sie mir ein paar zuverlässige Schwergewichte mit und...«

»Sie irren sich, Bones«, sagte Sanders freundlich. »Dieses eine Mal haben Sie mich mißverstanden.«

»Dieses eine Mal«, betonte Hamilton spöttisch.

Sanders schwiebte wie immer über dem Streit der Meinungen. »Ich hatte keine praktische Lösung des uns gegenwärtig bedrohenden Konflikts vor Augen, Bones«, erklärte er. »Ich grüble über den Zusammenhang der Dinge nach, und da muß ich doch sagen, wir haben schon Spuren einer älteren Zivilisation im Dickicht von Afrika gefunden. Erinnern Sie sich an die ehernen Götzen der Akasava?«

»Jetzt verstehe ich dich«, sagte Hamilton langsam, »du meinst, dieser Negerstaat hier zeige Anklänge an Gebräuche und Riten des alten Rom?«

Sanders nickte. »Die Römer kamen nach meiner Schätzung unter den illyrischen Kaisern hierher, einige kamen über den Niger, andere durch Ägypten. Zur Zeit des Kaisers Decius standen römische Legionen in Oberägypten. Diese äußersten Zipfel des oströmischen Heeres waren es wohl, die südlich und westlich vordrangen. Was ist der Berg Limpisi oder Limbi anders als eine Umbildung des Wortes ›Olymp‹?«

»Der Olymp liegt in Griechenland, liebe alte Exzellenz«, berichtigte Bones mit sanftem Tadel, »dicht vor den Toren Athens. Verzeihen Sie den Einwurf, aber Geographie ist nun mal meine starke Seite.«

»Dafür scheint Geschichte Ihre schwache zu sein«, versetzte Sanders mit einem Lächeln, »sonst wüßten Sie, daß das oströmische Heer in der Mehrzahl aus Mazedoniern und Griechen bestand, denen der Olymp ein geläufiger Begriff war.

Aber ganz abgesehen vom Limbi - erinnert nicht an Rom auch der Armreifen, das alte Insignium der konsularischen Würde, der Purpurmantel, den hier ein Negerkönig und dort die Cäsaren um ihre Schultern schlügen? Ja, sogar das Orakel in Gestalt dieses höllischen Weibes deutet auf den römischen Ursprung hin.«

»Auf den griechischen«, murmelte der unverbesserliche Bones. »Auch Delphi lag, soviel ich weiß, in Griechenland.«

»Willst du wohl deinen ungewaschenen Schnabel halten!« drohte Hamilton.

»Auch die Römer hatten ihre Sibyllen und schätzten die Weisheit dieser Seherinnen so hoch, daß sie wiederholt Orakelsprüche in allen Teilen der klassischen Welt sammelten und auf dem Kapitol niederlegten. Selbstverständlich war ihnen auch die Pythia von Delphi bekannt. Dann finden wir auch die Vestalinnen wieder, die das heilige Feuer hüten. Ich glaube sogar, Rimi-Rimi ist nur eine Verballhornung von ›Rom. Wie die Stadt der Römer ist Rimi-Rimi auf sieben Hügeln erbaut. Wie nennen doch die Eingeborenen den Justizminister des Großkönigs? Mir ist das Wort eben entfallen.«

»Seni-Seni«, half ihm Hamilton ein. »Die Bezeichnung war mir übrigens neu. Ich habe sie noch bei keinem Stamm gehört.«

»Sollte das nicht das römische ›Censor‹ sein?« fragte Sanders und stand lachend auf. »Die Hauptleute der Leibwache sind Senisuri-Centurionen. Es paßt ausgezeichnet zueinander. Der König wurde Ugusti angeredet, und es bedarf keiner großen geistigen Anstrengung, um das mit Augustus in Verbindung zu bringen.«

Hamilton schwieg. Seine müden Augen wanderten über die Landschaft. Er sah zerlumpte römische Abenteurer, Deserteure und Eroberer sich mit blankem Schwert einen Weg durchs Dickicht bahnen. Er sah, wie sie ihre Feldzeichen in diesem

heißen Lande aufpflanzten und dabei phantastische Träume von einer neuen Weltherrschaft in die fruchtbare Erde senkten.

»Die Insel der Goldenen Vögel!« rief er plötzlich aus.

»Ja«, nickte Sanders. »Es mag wohl sein. Die römischen Adler haben einst der geheimnisvollen Insel ihren Namen gegeben.«

Auf dem Oberdeck hin- und hergehend, entwarf er ein mutmaßliches Bild der Entwicklung. Hunderte von Jahren hindurch mußten sich diese herrischen Fremden bemüht haben, die Schwarzen in eine Form zu pressen, die den unbesieglichen Kriegern Roms ähnlich war. Bis durch die Vermischung mit schwarzen Weibern das Oliv der römischen Hautfarbe sich im Ebenholzschwarz der eingeborenen Rasse verlor.

Hamilton überlief es kalt. Er wechselte das Thema. »Was soll mit Kofolaba geschehen?« fragte er.

»Ich denke, wir werden einen Weg abkürzen«, sagte Sanders. »Alibu«, sagte er in arabischer Sprache. »Geh hinunter zu Yoka und sag ihm, er soll Dampf unter die Kessel machen. Und Sie, Bones« - er wandte sich an Hauptmann Tibbetts - »werden mit einer Maschinengewehrabteilung den Hügel der Hinrichtung halten. Ich glaube kaum, daß Sie Schwierigkeiten haben werden. Marschieren Sie um die Stadt herum. Ich möchte die Leute nicht unnötig in Unruhe versetzen.«

Eine halbe Stunde später wurden die Anker der »Zaire« gelichtet, und das Wasser kräuselte sich um ihren Bug. Die Neugierigen, die in dichten Scharen das Ufer säumten, schlügen sich vor Freude auf die Brust.

»Nun ist dieser böse Mann fortgezogen«, sagte einer, der die Gedanken aller zum Ausdruck brachte, »und es gibt auch keinen König, der uns hindern könnte, das zu tun, wonach unser Herz verlangt.«

Er seinerseits hatte mit einem gewissen Töpfer, der seine Schwester zur Frau hatte, einen lang anstehenden Zwist, und um

diesen Zwist zu beenden, lenkte er den Schritt in seine Hütte und holte seine Speere.

Gleich ihm gab es viele in Rimi-Rimi, die es nach Gerechtigkeit dürstete. Die ›Zaire‹ war kaum außer Sicht, als schon die erste Familienfehde auf dem Kampfplatz vor dem einstigen ›Palast‹ des Großkönigs entbrannte.

Tack - tack - tack - tack!

Bones, der sich mit seiner Maschinengewehrabteilung auf dem Hügel der Hinrichtung festgesetzt hatte, war das Blitzen der Speere und das Geheul der Kämpfenden nicht entgangen, und befehlsgemäß fuhr er mit Donner und Blitz drein. Die Kugeln peitschten dicht vor den Streitern den Staub auf, und die Palaver kamen zu einem schnellen Ende.

»Dieser Sandi«, sagte ein in Schweiß geratener Kampfhahn, dem der Speerarm nach dem Blut des Gegners juckte, »ist ein Mann ohne Mitleid und Entgegenkommen für uns. Condinda war schon ein toter Mann, und mein Speer kitzelte ihm bereits den Bauch. Öl sä! Das ist kein Leben mehr, das wir hier führen!«

Sanders hatte das Knattern der Maschinengewehre gehört. Er ahnte die Veranlassung, und über sein Gesicht huschte ein schwaches Lächeln. Die eine Hand hatte er am Hebel des Maschinentelegrafens, um die ›Zaire‹ herumzuwerfen, wenn es nottat - denn dieses nette, kleine Schiff erfreute sich zweier Schrauben -, da hörte das Schießen auf.

»Vermutlich ein Sturm im Wasserglas«, sagte er sich und hielt den Vordersteven des Schiffes auf die Mitte der engen Fahrrinne gerichtet.

Sanders verließ sich nicht auf Berichte, die ihm aus zufälligen Quellen zuflossen. Gerade sein Späherdienst war ausgezeichnet organisiert. Manch ein Flüchtlings hatte sein schwaches Kanu durch die kochenden Wirbel des Höllentors gelenkt und den unteren Isisi erreicht, dem Machtbereich des Großkönigs

entrinnend. Ein Dutzend dieser Flüchtlinge, zuverlässige, ausgesuchte Leute, hatte Sanders zu Späherdiensten geworben und mit nach Rimi-Rimi gebracht. Unter der Leitung Achmeds, seines ersten Patrouillenführers, hatte er sie nach Norden, Osten und Westen gesandt, um Nachrichten zu sammeln. Auf Grund einer genauen Meldung legte er das Schiff in dem ruhigen Wasser des Fonginiflusses, der sich sechzig Meilen südlich von Rimi-Rimi in den Großen Strom ergießt, vor Anker.

Er wartete keine zwei Stunden, da kam eine kleine Kanuflottille in Sicht, die sich vorsichtig in der Nähe des Ufers hielt. Sanders ließ die Anker zum zweitenmal heben und dampfte ihr entgegen.

Die Kanus hatten nur wenig Insassen, aber diese wenigen gaben sich ein um so gewichtigeres Ansehen. Kofolabas Gesandtschaft strahlte in erborgtem Glanze. Kaum ein Dorf hatten sie unterwegs gestreift, das nicht dazu hätte beitragen müssen. Auf dem Kopf ihres Häuptlings saß ein zerdrückter Zylinder, der ihm über die Nase gefallen wäre, wenn ihn die gütige Natur nicht mit einem Paar großer, abstehender Ohren ausgestattet hätte, die der Zylinderkrempe als Stützpunkt dienten.

Sanders betrachtete ihn mit großem Interesse. Er war ein hochgewachsener, stämmiger Mann mit langen, kräftigen Armen, doch seine Augen waren verschlafen.

»O weißer Mann, ich sehe dich«, sagte Kofolaba.

»Ich sehe dich«, erwiderte Sanders, »aber ich höre dich nicht, wenn du sagst ›weißer Mann‹. In diesem Lande, Kofolaba, sind alle weißen Männer Herren, und wenn ein schwarzer Mann mich ›O weißer Mann‹ anredet, so verfällt mein Arm in Wahnsinn.«

»Herr«, sagte Kofolaba unterwürfig und eingeschüchtert, »ich kenne die Sitten der weißen Mä... Herren nicht, denn ich habe bisher noch nie jemand von deiner schrecklichen Farbe

gesehen.«

»Wir wollen ein Palaver abhalten«, sagte Sanders und schob seinen Stuhl heran, während sich die Gesandtschaft im Halbkreis um ihn niederhockte. »Ich glaube, daß du Kofolaba und des Großkönigs echter Sohn bist. Und ich habe gehört, daß du dich aufgemacht hast, damit ich die Länder deines Vaters in deine Hand gebe.«

Kofolaba hatte inzwischen sein Selbstvertrauen wiedergewonnen und räusperte sich würdevoll.

»Herr«, sagte er laut, »ich bin der rechtmäßige König dieses Landes und nehme von niemandem eine Gabe an. Sieh diese Männer, sie alle wissen, daß ich ein stolzer Mann bin und fürchterlich in meinem Zorn.«

»Auch ich bin ein stolzer Mann«, sagte Sanders grimmig, »aber mich hat noch niemand in meinem Zorn gesehen, weil er schon vorher gestorben ist. Du, Kofolaba, bist ein Dieb und ein Freund von Dieben, du lebst im ›Bösen Dorf‹ unter Männern, die die Gesetze verachten, und du maßest dir an, ein König zu sein? Ein König ist ein Mann, der die Gesetze schützt. Schau dir deine Begleiter an! Das wollen Häuptlinge sein? Männer der Bosheit sind es und Häuptlinge nur von ihren eigenen Häusern und ihren eigenen Weibern, die sie in Nachbardörfern gestohlen haben. Dich aber frage ich, Kofolaba: Wessen Hautträgst du um deine Hüften? Gehörte sie nicht einst einem Manne im Dorf Mumusu?«

»O ko«, sagte Kofolaba entgeistert, »es scheint, du hast Augen, die für sich allein spazieren gehen.«

»Und Ohren«, ergänzte Sanders bedeutungsvoll. Er musterte die unsympathische Gesellschaft mit prüfenden Blicken und deutete plötzlich auf einen mageren, ungelenken Burschen, das einzige Mitglied der Gesandtschaft, das außer dem Führer einen europäischen Hut trug. »Was ist das für ein Knabe?« fragte er interessiert.

Kofolaba zog den verlegen grinsenden Burschen ohne Feierlichkeit in den Vordergrund. »Herr«, sagte er mit gewissem Stolz, »dies ist mein echter und schöner Sohn.«

»Echt mag er sein«, sagte Sanders, »das mußt du ja am besten wissen, aber schön ist er weniger.«

Er schaute auf den Arm des Knaben und bemerkte das eintätowierte Armband. Kofolaba, der sein Interesse falsch auslegte, fiel wortreich ein: »Dieser hoffnungsvolle Knabe ist der Sohn einer Bubujalafrau, die ihrerseits eine Häuptlingstochter war. Er ist durch und durch königlich, und darum wirst du, ein Vater von vielen Söhnen und ein Gatte von zahlreichen Frauen, wie ich weiß« - Sanders errötete, und dies Erröten war ihm neu - »meinem Sohn in deinem Magen ein liebevolles Gefühl entgegenbringen. Nun sage ich dir, daß ich ein stolzer Mann bin, nicht gewillt, um das zu bitten, was mir von Rechts wegen zukommt, aber um meines Sohnes willen werde ich Eurer Herrlichkeit zu Füßen kriechen und um das Königreich bitten, dessen Erbe ich bin.«

Sanders wandte sich an Hamilton.

»Wie findest du den Jungen?«

»Schwarz, aber häßlich«, war die lakonische Antwort.

»O Kofolaba und all ihr Häuptlinge, hört mich an«, begann Sanders mit feierlicher Stimme seinen Entschluß zu verkünden, »eben ist ein großer Gedanke in meinem Kopf entstanden, und mein Geist hat in meine beiden Ohren gesprochen. Wie nennst du deinen Sohn, Kofolaba?«

»Buru«, erwiderte Kofolaba ebenso feierlich.

»So höre mein Urteil. Du sagst, Buru ist durch und durch königlich. Wo fände ich also einen, der ihm gleicht? Darum will ich ihn auf den Thron setzen, und er soll König sein.«

Ein tiefes Schweigen entstand. Kofolaba warf einen Blick auf seinen Sohn, der von väterlicher Zärtlichkeit so weit entfernt

war wie der Gipfel des Limbi von seinem Fuße. Doch plötzlich sah Sanders einen Hoffnungsstrahl in seinen schwarzen Augen aufleuchten.

»Herr«, sagte Kofolaba sanftmütig und mit geglätteter Stirn, »Eure Herrlichkeit spricht mit großer Weisheit. So soll es sein, Buru soll herrschen, und ich werde als sein ergebener Diener in seiner Nähe weilen, um ihn in allen klugen Dingen zu beraten, die Könige wissen müssen.«

»Buru soll König sein«, entgegnete Sanders ruhig und entschlossen, »aber dich, Kofolaba, braucht er nicht als Berater. Du wirst mit deinen Spießgesellen nach dem ›Bösen Dorf‹ zurückkehren und dort in Frieden leben. Und gehorchst du nicht, so falle ich mit meinen Soldaten über dich her, und mag auch Sumpfland dich umgeben und M'shimba M'shamba selbst in deiner Hütte sitzen Ihr werdet meine Beute sein, und ich werde die Fische mit euern Leibern füttern - bei der Hölle!«

Kofolaba schlötterten die Glieder bei dieser Drohung, »Herr...« protestierte er.

»Das Palaver ist aus«, sagte Sanders.

Er kam nach Rimi-Rimi mit einem neuen König zurück, der die ganze Zeit mit sperrangelweitem Munde im Maschinenraum stand und an allem Freude hatte, was sich bewegte.

Erst um die Dämmerung warf die ›Zaire‹ am Landungsplatz von Rimi-Rimi Anker. Die Sonne ging eben in purpurner Pracht am Himmel auf, als Sanders auf der Kommandobrücke erschien, Hamilton stand schon da und beobachtete den Hügel der Hinrichtung durch seinen Feldstecher.

»Der Posten beantwortet unsere Signale nicht«, sagte er beunruhigt. »Hoffentlich ist Bones nichts passiert.«

Sanders übersah das Ufer mit einem einzigen Blick. »Ich wußte wohl, daß wir hier sehr beliebt sind«, sagte er ironisch, »aber wer hätte ahnen können, daß wir es in der Volkstümlichkeit soweit gebracht haben!«

Das Ufer wimmelte von halbnackten schwarzen Leibern, die in der Sonne glänzten. Sie standen dichtgedrängt auf dem Abhang, über den der Weg in die Stadt führte, sie drängten sich am Ufer wie Schafe zusammen, und nur der ›Zaire‹ gegenüber war ein kleiner Respektsraum gelassen.

Auf dieser schmalen Fläche stand ein Häufchen, das sich wie eine Kornmiete ausnahm.

»Was mögen sie da schon wieder für eine Teufelei ausgeheckt haben?« fragte Sanders kopfschüttelnd.

Die Aufklärung sollte ihm bald zuteil werden. Die Barkasse lag bereits am Fallreep, und mit zwei Booten voll Haussa stampfte sie nach dem Ufer hinüber. Allmählich formte sich die Kornmiete zu einem menschlichen Wesen. Es trug ein starres Gewand, mit phantastischen Mustern durchfärbt und durchwoven, das vom Nacken bis auf den Boden fiel. Die Arme steckten in strohgeflochtenen Ärmeln, der Kopf in einer Art Käfig, von dem dicke Strohtroddeln herabhingen. Ein breiter Ledergürtel schnürte die Hüften ein, und in seiner Scheide saß ein Schwert, dessen Anblick Sanders in der ersten Sekunde den Atem raubte. Es war unverkennbar das breite, kurze Schlachtschwert eines - römischen Centurionen. Handschuhe, die aus den Pranken eines Leoparden gefertigt waren, hielten in den weiß polierten Krallen einen Stab. Die Gestalt stand gebückt und regte sich nicht.

Als der Bug der Barkasse auf dem Ufersand knirschte, sprang Sanders mit einem Satz auf den Strand und schritt auf die seltsame Gestalt zu. »O Mann«, redete er sie an, »was tust du in diesem seltsamen Gewande?«

Die Zuschauer wichen zurück. Grauen und Neugier spiegelten sich in ihren Gesichtern, und von je zehn Männern hatten neun und von den Frauen alle die Fingerknöchel zwischen die Zähne geschoben.

»Ich bin kein Mann, o Sandi«, ertönte eine schrille Stimme,

ohne daß auch nur eine Troddel des Helmkäfigs sich bewegte.

Da kam Sanders blitzhaft die Erleuchtung. Und obwohl er schon viel gesehen und noch mehr erlebt hatte, ging ihm der Atem schneller.

»O weise Frau von Limbi«, sagte er. »Du kommst zur rechten Zeit. Ich bringe dem Volk einen König, den du weihen sollst.«

Sie lachte. Es war ein wildes Kichern. »Du kommst zu spät«, sagte sie. »Der König ist gewählt. Er hat meinen Zauber empfangen.«

Sanders' Blick flog über die Menge hin. In jedem Gesicht las er den brennenden Wunsch, ihm eine welterschütternde Neuigkeit zu erzählen. Dann blickte er wieder auf die gekrümmte Gestalt des seltsamen Weibes.

»O Frau«, sagte er langsam, »kein Mann ist König in diesem Lande, es sei denn durch meinen Willen.«

»Herr«, krächzte das Weib. »Der König, den ich weihte, ist ein König nach deinem Herzen. Denn im Hause des Erwählten fand ich zwei Männer, einen lebenden und einen toten. Der Tote war Kabalaka, der Häuptling. Der Lebende war der weiße Mann, dessen Auge von Glas ist.«

»Bones«, stieß Hamilton hervor. »König Bones!«

»Nur die Geistesgegenwart kann es machen, liebe alte Exzellenz«, sagte Bones, als er endlich unter großer Eskorte seiner neuen Untertanen an Bord kam. »Man hatte mir zugesteckt, daß dieser Satan in Weibesgestalt in Rimi-Rimi erwartet würde, und da nun einmal Neugierde meine stärkste Seite ist, ging ich hin, um mir den weiblichen Adonis zu beschauen. Als ich vor dem Hause des Erwählten eintreffe, sehe ich, wie gerade Kabalaka die Matte hebt und hineinschlüpft. Nun, denke ich, Bürschchen, dir werde ich das Handwerk legen, und ich krieche hinterdrein. Na, dem Gesicht möchte ich nicht zum zweitenmal begegnen, das Kabalaka schnitt, als er meiner ansichtig wurde. Alles, was dann kam, geschah mit der

Schnelligkeit eines geölten Blitzes.«

Bones erzählte nichts von dem Kampf auf Leben und Tod, der in dem engen, dunklen Raum entbrannte, nichts von Kabalakas Dolchschwert gegen seine Pistole, die im kritischen Augenblick versagte. Es war seine Art, sich nur der Dinge zu rühmen, die ohne Bedeutung waren.

»So bist du nun also der Erwählte«, sagte Hamilton mit feierlicher Ironie, und er verdarb Bones den Rest des Abends, indem er ihn beständig »Majestät« titulierte.

Das Todeszeichen

In Rimi-Rimi lebte ein Holzschnitzer und Strohdachdecker, der dem Großkönig in den Tagen seines Glanzes treu gedient hatte und reich belohnt worden war. Die Jahre hatten seine Schultern gekrümmt und seinen Verstand umdunkelt. Aber die Hand seines Königs hatte ihn geschirmt, und niemand wagte, ihn zu beseitigen, obwohl es von altersher geheiligter Brauch war, schwachsinnige und hinfällige Greise zu blenden und in das Walddickicht zu führen, wo Hunger und wilde Tiere ihnen bald den Garaus machten. Einmal hatte sich sein eigener Sohn, der Erbe seiner vergrabenen Schätze, keck vor den König gestellt und das Leben seines Erzeugers gefordert. Aber das Schicksal, das er seinem Vater zugesetzt hatte, war ihm zuteil geworden. Auf Anordnung des Königs legte man glühende Holzkohle auf sein Gesicht, und als zwei leere, versengte Augenhöhlen da starnten, wo früher der Spiegel der Welt geleuchtet hatte, stieß man ihn in den Dschungel, und die Leoparden zerrissen ihn.

Der Name des greisen Königs lieblings war Somobolaka oder B'laka, und man sagte ihm nach, daß er das zweite Gesicht habe. In der Nacht, da Sanders Kofolabas Sohn nach Rimi-Rimi geleitete, erschien B'laka der tote König. Und gar schauerlich war er anzusehen; denn er hatte nur ein Bein und einen Arm, und da, wo früher ein Kopf gesessen hatte, thronte jetzt ein irdener Topf. Aber B'laka spürte es in seinen Eingeweiden, daß es sein König war, und er fiel platt auf den Bauch. Die Erscheinung neigte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm ins Ohr:

»Nimm das Messer, B'laka, das unter deinem Bett liegt, und stoß es dem weißen Mann in den Magen!«

»Ja, Herr«, hauchte B'laka demütig, und als er die Augen hob, sah er den König auf der Rauchwolke, die sich über seiner Feuerstätte kräuselte, zur Dachluke entschweben.

Als er sich schweißgebadet und zähnekammernd aus den Fängen dieses Nachtmahrs löste, tastete er mit behender Hand nach dem Messer in seinem Bettstroh. Es war zweischneidig und so scharf, daß er sich damit trocken den schütteren Bart hätte abrasieren können. Er zog den Griff durch den Gürtel und mischte sich unauffällig unter die Gruppen, die am Ufer herumlungerten.

Er sah Sanders an Land gehen, und eine Stimme sprach in sein Ohr: »Da geht dein Fleisch, B'laka.«

Da stieß der alte Mann einen dünnen Schrei aus, und sein Messer blitzte in der geschwungenen Hand. Aber Sanders war schneller als er. Noch aus Hüfthöhe feuerte er seine Pistole ab, und B'laka stürzte zu Boden.

»Herr, warum tat ich es nur?« fragte er klagend, während er die Beine ächzend an den Leib zog, »in meinem Magen muß ein Teufel hausen. Nun, da ich am Rande des Grabes liege, sehe ich wieder klar, und ich weiß, daß ich ein böser Mensch bin.«

»Mann«, sagte Sanders mitleidig, »ich fürchte, mein kleines Gewehr hat dich zu Tode getroffen.«

»Ai«, hustete B'laka, »und nun werden meine Söhne die Schätze ausgraben, die ich unter dem Feuerloch verborgen habe - meine Zauberstäbe und die Frankis, die K'saluga M'popo mir gab, als er Fergisi niederhauen ließ, ai - und das Wunderhaar des kleinen Weibes, das Fergisi in einem Loch (Tasche) seines Gewandes trug, O Herr...! B'laka, der Strohdachdecker spricht...«

Mit diesen Worten starb er.

»Geh in die Hütte des Toten, Hamilton«, sagte Sanders, »und laß unter dem Feuerloch nachgraben. Ich... möchte wissen, wie die Fergusons eigentlich gestorben sind, und vielleicht finden wir einen Anhaltspunkt unter B'lakas Schätzen.«

Eine Anzahl Neugieriger war am Ufer zusammengeströmt und bildete eine interessierte, aber leidenschaftslose

Zuschauergruppe.

Sanders riß seinen Blick von der Leiche des alten Mannes los und ließ ihn über die dunklen Gesichter der Lebenden schweifen.

»Wer von euch hat Fergisi sterben sehen?« fragte er langsam. Eine Stille entstand, und dann schob eine unsichtbare Hand einen mageren Mann nach vorn. Er stand in mittlerem Alter, seine Gesichtszüge waren von der Schlafkrankheit erschlafft, und ein Häutchen zog sich über seine Augen.

»Herr, ich habe Fergisi sterben sehen«, sagte er zähnekammernd. »Wir stießen ihn mit unseren Speeren in die Höhle von Limbi, und die Teufelsmutter erschlug ihn in der Finsternis. Danach besprengte sie uns mit dem Blute, das von ihrem Schwert tropfte.«

»Und das kleine Weib?« fragte Sanders mit fester Stimme.

»Es lief in den Busch, und Mofobolo, der Leibjäger des Königs, eilte ihr nach. Als er zurückkam, lachte er und reinigte seine Speere im Grase.«

»Starb sie... schnell?« fragte Sanders mit belegter Stimme.

Von dieser Frage unbehaglich berührt, trat der Mann von einem Fuß auf den andern. »Wer weiß es, Herr? Mofobolo war lange Zeit fort.«

Es dauerte eine Weile, bis Sanders sich zu einer neuen Frage entschloß.

»Wo ist Mofobolo jetzt?«

Ein Chor von Stimmen antwortete ihm.

»Herr, als du Fomba besiegtest, kehrte er in seine Hütte zurück.« Sanders sagte nichts. Stumm wandte er sich ab und schritt in das Stadtinnere hinein. Zwei scharfe Falten zogen sich von seiner Nase bis zu seinem Kinn.

Sein Weg führte ihn durch eine breite Straße, die unter den Wirkungen der Explosion stark gelitten hatte. Überall wimmelte

es von Hausbesitzern, die unter den Trümmern nach verlorenen Geräten und brauchbaren Resten suchten. Die Häuser von Rimiri mit ihren schwachen Stützbalken waren unter dem Luftdruck wie Kartenhäuser zusammengesunken. Die Männer warfen Sanders neugierige Blicke zu, als er an ihnen vorüberging, aber nichts Drohendes lag in ihren Mienen. Weit häufiger begegnete er einem gutmütigen Lächeln als finsterer Starre, und doch wußte er, daß das Teufelsweib von Limbi nur ein Wort zu sprechen brauchte, um diese geschwätzigen großen Kinder, deren lautes Lachen die Stille belebte, in eine Horde von Teufeln zu verwandeln.

Sanders hatte einem kleinen Häuptling namens Kusa die Aufsicht über die Hütte des Königs und dessen Familie übertragen. Kusa war ein Mann von sanftem Gemüt und natürlicher Schlauheit. Sanders fand ihn im Schatten einer Isispalme, in der Nähe des zerschmetterten ›Palastes‹.

»O Kusa«, sagte Sanders, »wo ist das Teufelsweib von Limbi?«

Der kleine Häuptling erschauerte, als er den gefürchteten Namen hörte.

»Herr, sie ist im Dorf M'kiji, einen weiten Weg von hier, ihre Jungfrauen und die Leibwache des Königs sind dort um sie versammelt.«

»So rüste dich, Kusa, denn du sollst zu ihr gehen und der Überbringer vieler kostbarer Geschenke sein. Das aber sollst du ihr sagen: ›Sandi, der an der Stelle von Königen steht, um dieses Land weise und mit Gerechtigkeit zu regieren, ruft ein Palaver ein, damit Buru, der Sohn Kofolabas, den Thron besteige, auf dem der Vater seines Vaters saß. Und da die Wunderfrau von Limbi in allen Zaubereien bewandert ist, so bittet Sandi sie, morgen, wenn die Sonne am höchsten steht, zu seinem Palaver zu kommen, um Buru in den Königsmantel zu hüllen und ihn mit dem Armreif zu schmücken, der ihn mit der geheimen Kraft

begabt, die Königen zu eigen ist.««

Kusa rückte unbehaglich hin und her, und seine Hände zitterten vor Aufregung. »Herr«, bettelte er, »ist es nicht genug an einem König? Hat nicht die Teufelsmutter, vor deren Anblick mir das Herz bebt, den Zauberreif über Tibbetti schönen, weißen Arm...«

»Kusa, du redest wie ein Narr«, unterbrach Sanders ihn ungeduldig. »Denn als die geheimnisvolle Frau in das Haus des Erwählten trat, fand sie wohl Tibbetti vor, aber einen Armreif hat sie ihm nicht gegeben. Denn nur durch Zufall befand er sich in dem Hause - um den Kecken zu strafen, der es gewagt hat, dem Geist des purpurnen Hauses zu trotzen. Und wo ist er jetzt, der Frevler? Er liegt unter dem grünen Rasen, die Kochtöpfe seines Weibes sind zerschlagen, und das Dach seiner Hütte ist zerstört.«

»Herr«, bat Kusa, »schicke mich nicht in den Tod! Weißt du, oder weiß ich, wie mich das entsetzliche Weib behandelt, wenn ich mit deiner Botschaft vor ihre Augen trete?«

»Wie sie dich behandeln wird, das weiß ich natürlich nicht«, sagte Sanders mit unangenehmem Lächeln, »wohl aber weiß ich, welche Behandlung du in meinen Händen finden wirst, wenn du nicht gehorchst.«

»Herr, ich denke, ich werde mich zum Gehen entschließen«, sagte Kusa ergeben.

Eine Stunde später wurde Buru unter sicherer Bedeckung an Land gebracht. Seine Haut glänzte förmlich vor Frische, denn Bones hatte ihn ins Bad gesteckt und ein Stück Karbolseife an ihn gewendet.

»Herr, ich mag diese Teufelsmilch nicht«, zeterte der Junge. »Sie brennt mir die Augen aus, daß ich sie nicht mehr aufmachen kann, sie kommt in meinen Mund und schmeckt abscheulich.«

»Dann klappe eben deinen Schnabel zu«, lachte Bones und

hielt ihn höchst eigenhändig unter die Dusche.

Buru hatte, als er an Land ging, dieses erschütternde Erlebnis bereits vergessen, aber die Leute sogen den Seifenduft in die Nase und fanden, daß der künftige König einen wunderbaren Geruch habe.

Man brachte ihn in die Königshütte zu Sanders, und der Junge, der vor dem Distriktgouverneur mehr Respekt als vor jedem andern hatte, setzte sich ihm achtungsvoll mit gefalteten Händen gegenüber.

»Buru«, begann Sanders, »ich habe dich hierhergebracht, um dich zum König zu erheben. Alles, was in meinen Augen gut ist, sollst du tun. Hast du noch einen Wunsch?«

»Herr«, bat der Junge, ohne zu zögern, »ich möchte meinen schönen Hut wiederhaben.«

Der ›schöne‹ Hut war ein zerknitterter Strohhut mit dem hellblauen Bande der Eton-Schüler.

Sanders schüttelte den Kopf. »Du wirst König von Rimi-Rimi sein, Buru, und da ist es nicht gut, daß du auf deinem Kopf den Ju-Ju eines Stammes trägst, den du doch nie beherrschen kannst. Morgen kommt die heilige Frau von Limbi. Sie wird einen goldenen Reif auf deinen Kopf setzen. Ist das nicht viel schöner?«

»Herr«, fragte der Junge, »was wird Kofolaba, mein Vater, tun?«

Sanders schaute ihn scharf an. »Was soll er tun, mein Sohn? Hast du Sehnsucht nach ihm?«

»Nein, Herr«, erwiderte Buru freimütig, »aber ich glaube nicht, daß er im Bösen Dorf zusehen wird, wie ich mir in Rimi-Rimi den Bauch mit guten Dingen fülle. Darum halte ich es für das beste, daß ich meine Regimenter gleich morgen aussende, damit sie das Böse Dorf zerstören und meinen ›Baba‹ über die Klinge springen lassen.«

Sanders stockte der Atem. »Du bist ja ein reizender Sohn«, brach es aus ihm hervor. Er merkte gar nicht, daß er in seine Muttersprache gefallen war.

Den Rest des Morgens verbrachte er damit, Erkundigungen über Mofobolo einzuziehen. Er beherrschte als kleiner Häuptling das Dorf Sakalava im Fonginilande. Der Großkönig hatte offenbar seine Würdenträger aus allen fünf Provinzen an den Hof zitiert. Nach der Katastrophe, die dem König das Leben gekostet hatte, waren die Höflinge in ihre Heimatdörfer geflüchtet. Als Sanders nach seinem Erkundungsgange in die königliche Hütte zurückkehrte, fand er Hamilton, der dort auf ihn gewartet hatte.

»Ich habe in B'lakas Hütte nachgraben lassen«, sagte er und breitete eine Sammlung von Gegenständen aus, die nur in den Augen eines Negers Wert besaßen, darunter auch ein dünnes Notizbuch mit leeren Blättern.

»Ich glaube, hier ist, was du gesucht hast«, sagte Hamilton und deutete auf das schwarzgebundene Büchlein.

Sanders öffnete es und entdeckte in einem zusammengefalteten Stück Papier eine feine, goldene Haarlocke. Er legte es auf die Hand und strich mit zarten Fingern darüber hin. »Mofobolo« sagte er, und seine Stimme war nur ein Hauch.

Aber Hamilton hatte ihn verstanden. »Man sagt, er halte eine Frau versteckt«, versetzte er leise.

»Versteckt?« fragte Sanders langsam.

»Man erzählt es. Mofobolo ist ein Fongini, der über eine beträchtliche Besitzung in Sakalava verfügt. Jeden Monat, so geht das Ortsgeschwätz, verschwindet er in dem Wald. Einsam, wie er gegangen ist, kehrt er wieder zurück, und niemand weiß, was sein Ziel ist. Bisher ist ihm niemand gefolgt, denn er ist ein strenger Häuptling, auch heißt es, der Wald sei von Gespenstern bewohnt.«

Ein langes Schweigen folgte.

»Gerüchte treffen meist niemals den Kern der Sache«, versuchte. Sanders zu beruhigen. »Ich halte daran fest, daß das Mädchen tot ist.«

Er steckte das Notizbuch ein und blieb für den Rest des Tages düster und wortkarg. Am Nachmittag kam Kusa zurück. Er war in festlicher Stimmung, weil er gegen alle Erwartung mit heilen Gliedern und guter Kunde dem Machtbereich der Teufelsmutter entronnen war.

»Herr, die erhabene Frau von Limbi ist dir gnädig gesonnen und bereit, deinen Wunsch zu erfüllen. Aber sie verlangt...« Er senkte zögernd die Augen und bohrte die Zehen in den Sand.

»Sprich weiter«, ermunterte ihn Sanders.

»Sie verlangt ein Opfer, wie die Sitte es heischt.«

»Die Opfer sind abgeschafft«, sagte Sanders kurz; denn er erriet, daß ein Menschenopfer gemeint war. »Du mußt dieser blutdürstigen Hexe eine neue Botschaft...«

Allein Kusa ließ ihn nicht ausreden. Er hob ängstlich die Hände. »Das erlaßt mir, Herr. Denn diesmal würde ich sterben. Noch hat kein Mensch zweimal vor der Erhabenen gestanden und das Licht des nächsten Tages gesehen.«

»Dann bleib«, knurrte Sanders ärgerlich, »und laß dich mit dieser dummen Kuh begraben.«

Aber noch war der bittere Kelch dieses Tages nicht ganz geleert. Sanders saß gerade mit Hamilton in der Königshütte beim Essen, das sie in dem dürftigen Schein einer flackernden Kerze kaum erkennen konnten, als der Posten einen neuen Ankömmling anrief und das Lösungswort in arabischer Sprache erhielt.

»Das ist Achmeds Stimme«, sagte Sanders, und im nächsten Augenblick trat sein Patrouillenführer in die Hütte. Eine Staubschicht bedeckte ihn, die Erschöpfung hatte tiefe Linien in

sein bronzenes Gesicht gegraben.

»Ja, Achmed«, begrüßte ihn Sanders.

»Assalamu aleikum«, erwiderte Achmed den Gruß. »Ich habe die kleinen Tauben ausgesetzt. Allah gebe, daß sie den Weg zum Schiff finden.«

Sanders hatte einen Flug Brieftauben mitgebracht, deren Orientierungssinn jetzt erprobt wurde.

»Herr«, fuhr Achmed fort. »Ich komme mit seltsamen Nachrichten. Sechs Stunden von hier liegt ein Dorf, das über eine große Anzahl von Kanus verfügt.«

»Ich weiß«, nickte Sanders, »ich habe es vom Dampfer aus gesehen. Es muß ein Fischerdorf sein.«

»Zur Zeit beschäftigen sich die Männer dieses Dorfes nicht mit Fischfang«, sagte Achmed mit einem gewissen grimmigen Ernst. »Ein Häuptling namens Mofobolo, der dort sehr angesehen ist, hat seine Krieger um sich versammelt, und seine Kanus tragen die rote Kriegsfarbe.«

»Mofobolo?« wiederholte Sanders ungläubig. »Du mußt dich irren, Achmed. Ich kenne den Mann, aber er ist ein Fongini, und sein Volk wohnt mindestens drei Tagereisen von hier.«

»Herr, es ist, wie ich sage. Er ist mit seinen Kriegern den Fluß heraufgekommen und hat sich in dem Dorf mit Kofolaba vereinigt.«

Diesmal war Sanders ehrlich überrascht. Da hatte sich hinter seinem Rücken eine feindliche Liga gebildet, die ihren Eindruck auf ihn nicht verfehle.

»Dieser Kofolaba - wieviel Speere hat er herangeführt?«

»Einmal hundert und noch einmal hundert«, antwortete der Späher.

Sanders sollte an diesem Abend nicht aus dem Staunen herauskommen. Wie hatte Kofolaba, der ein Mann ohne Stamm und ohne Ansehen war, ein Gesetzloser, eine so starke

Gefolgschaft auf die Beine bringen können?

Achmed erriet die Gedanken seines Herrn. Er zitierte ein arabisches Sprichwort: »Ein König wirbelt Heere zusammen wie ein Dieb den Staub.«

Sanders nickte.

»Und wahrlich, o Herr, dieser Mann sagt, er sei der rechte König. Das habe ich von einer Frau erfahren, mit der ich ein Liebesstündchen hatte, während ihr Mann auf die Jagd gegangen war.«

Achmed war nicht verlegen um die Wahl seiner Mittel, wenn es etwas zu erspähen oder zu erkunden gab.

Als der Araber entlassen worden war, lachte Hamilton leise und belustigt in sich hinein. »Es ist ein saures Geschäft, das Königmachen, lieber Schwager, es wird uns, fürchte ich, noch manche Nuß zu knacken geben.«

Sanders seufzte. »Es ist leicht, einen König vom Thron zu jagen, aber schwer, wieder einen hinauf zusetzen«, gab er zu. Dann verlor er sich in Gedanken. »Die Fongini sind tüchtige Kanumänner. Sie werden uns auf dem Fluß angreifen. Geh an Bord, Hamilton. Bones muß Bescheid wissen. Er soll den Fluß mit dem Scheinwerfer ableuchten und die Barkasse mit einem Sicherungsposten flußabwärts schicken. Hier kann die Wache auf zwei Mann vermindert werden. Bones wird alle verfügbaren Leute brauchen.«

»Ob es nicht besser ist, ich selber übernehme das Kommando an Bord?«

»Das stelle ich in dein Belieben. Ich glaube allerdings, man wird erst die Krönung des neuen Königs abwarten, ehe man zum Überfall schreitet.«

Hamilton ging, kam aber nach Verlauf einer Stunde mit erfreulichen Nachrichten wieder. Die Motorbarkasse hatte auf ihrer Erkundungsfahrt flußauf- und abwärts kein feindliches

Kriegskanu entdeckt.

»Also werden wir vermutlich eine ruhige Nacht haben«, sagte Sanders aufatmend.

Der ›Palast‹ des Königs bestand aus fünf Hütten, die strahlenförmig miteinander in Verbindung standen. Die einzelnen Durchgänge waren mit Binsenmatten verhängt. Während in einer der Hütten für Sanders eine Feldbettstelle hergerichtet wurde, machte er seinen Spaziergang durch die Stadt.

Auf den sechs Hügeln flimmerten die Kochfeuer der Eingeborenen. Man begrüßte ihn freundlich. Unterwegs begegnete ihm ein Leichenzug. Die Toten wurden auf den kleinen Flußinseln begraben.

»Wer ist der Tote?« fragte er einen der Leidtragenden.

»Herr, es ist B'laka, der Irre, den du mit deinem kleinen Gewehr getötet hast.«

»O ko!« sagte Sanders und machte das Zeichen, mit dem die Eingeborenen Unheil von sich abwenden; denn es bringt Unglück, wenn man nach einem toten Widersacher fragt.

Dort, wo er stand, konnte er in der Ferne, von zwei Hügeln umrahmt, eine Reihe von Lichtpunkten sehen, die wie Nadelspitzen in die Finsternis stachen. Dort hatte, am Saume eines Mahagoniwaldes, das Teufelsweib von Limbi ihr Lager. Während er noch nach diesem Lager Ausschau hielt, kam ein Mann an ihm vorüber, den er sogleich an seinem Gange erkannte.

»O Kusa«, sprach er ihn an, »erzähle mir Näheres von der Frau und ihrem Lager dort drüben.«

Nun war Kusa nicht gerade darauf erpicht, von einer Angelegenheit zu reden, die so tabu war. Am Nachmittag hatte er bereits an Bauchschmerzen gelitten und zweifelte keinen Augenblick, daß sie die Folge seiner frevelhaften Worte am

Morgen gewesen waren. Außerdem hatte seine Lieblingsfrau eine Schwellung an seinem Nacken bemerkt, gerade dort, wo der Blick der Schrecklichen geruht hatte.

»Herr«, sagte er mit unterdrückter Stimme, »warum zwingst du mich, von dem Verbotenen zu sprechen?«

Sanders besaß ein ungewöhnliches Verständnis für die Seele dessen, der in Furcht und Zittern vor Geistern und Teufeln lebte, und er lenkte sogleich ein.

»Von der Frau brauchst du nicht zu sprechen«, sagte er nachsichtig. »Ich will nicht, daß dir Übles widerfährt. Aber du kannst mir erzählen, wie das Lager aussieht.«

»Herr«, sagte Kusa, »man hat zwei Hütten erbaut, und in der einen wohnt sie, die ich nicht nenne. Zwischen der ersten und der zweiten Hütte lagern die Jungfrauen, und die Leibwache des Königs bildet um sie einen Kreis.«

»Und was hat es mit dem Opfer für eine Bewandtnis?« fragte Sanders, der seinen Blick auf die fernen Lagerfeuer gerichtet hielt.

»Das ist eine alte Sitte«, erwiderte Kusa zögernd. »Denn es kommt vor, daß der Kampf mit den Geistern sie hungrig macht. Dann schickt sie eine Botschaft an den König, und gewisse Jungfrauen werden als ihr Opfer gezeichnet.«

»Wie werden sie gezeichnet?« fragte Sanders, der gewohnheitsmäßig jedem Brauch bis auf seine Wurzeln nachging.

»Mit zwei Kerzen von einer blutroten Farbe, die ihnen auf die Stirn gemalt werden. Wer so gezeichnet ist, der ist ihr Fleisch, und wenn es ihr gefällt, so sendet sie nach den Gezeichneten. Aber niemand darf die Opfer verletzen oder erschlagen. Es steht eine furchtbare Strafe darauf.«

»Dann sterben die Opfer wohl nicht allzu schnell?«

»Nein, Herr, sie sterben zu der Zeit, die sie ihnen bestimmt,

und oft ist sie von einem Opfer lange gesättigt.«

Sehr nachdenklich kehrte Sanders in die Königshütten zurück. Dort erwartete ihn Hamilton.

»Das ist ja eine grauenhafte Sitte«, sagte Hamilton, als Sanders ihm kurz den Inhalt seiner Unterredung mit Kusa wiedergegeben hatte. »Ich fürchte, du wirst, so schwer es dich ankommen mag, diese Unholdin einen Kopf kürzer machen müssen.«

Sanders widersprach nicht, er hatte sich bereits mit diesem Gedanken vertraut gemacht.

Sie saßen bis elf Uhr abends beisammen und beobachteten den Scheinwerfer, der das Dunkel absuchte.

»Bones scheint einen Luftangriff abwehren zu wollen«, sagte Hamilton ärgerlich. »Sieh doch nur, wie er den Himmel anpinselt. Ich vermute, daß er eigenhändig den Richtkanonier macht.«

Die Uferhöhe, die den Flußspiegel um fünfzehn Meter überragte, verdeckte die »Zaire«, nichts war zu sehen als der breite Lichtkegel, der, hin und her zuckend, bald eine Wolke, bald eine Hügelspitze der finsternen Nacht entriß.

Das Zauberlicht hatte ganz Rimi-Rimi auf die Beine gebracht, Alle Hügel, die einen beherrschenden Blick auf den Dampfer boten, waren dicht mit ehrfurchtsvollen, stumm bewundernden Zuschaubern besetzt. Und nur wenn, wie es gelegentlich vorkam, die Lichtbahn herumschwang und sie selbst in ihre Silberachse gerieten, gab es ein halb erschrecktes, halb entzücktes Gekreisch und ein wildes Wettrennen nach der nächsten Deckung.

Gegen elf Uhr schaltete Bones die Signalblende ein und schien eine Meldung erstatten zu wollen. In langen und kurzen Zwischenräumen zuckte das Licht zum Himmel empor.

»O ko«, buchstabierte Hamilton heraus, »liebe alte Exzellenz, wünsche wohl zu ruhen.«

»Was, zum Teufel, bedeute Echse Lenz?« fragte Sanders, der die Meldung mitgelesen hatte, stirnrunzelnd.

Augenscheinlich hatte Bones nach dieser Leistung die Bedienung des Scheinwerfers abgegeben, denn das Licht gab seine mutwilligen Sprünge auf und sank unter den Uferrand zurück. Hamilton stand auf und reckte sich.

»Ich gehe zu Bett«, sagte er. »Ich glaube, wir haben uns die Köpfe ganz umsonst heiß gemacht. Wir werden heute nacht in Frieden schlafen.«

Sanders aber blieb, und er warf den Stummel seiner Manila erst fort, als alle Geräusche in der Stadt verstummt und die Feuer erloschen waren.

Er trat auf die purpurgefärzte Hütte zu, in der der junge zukünftige König schlief.

Der Posten rief ihn an, und er nannte die Parole.

»Der junge König schläft«, berichtete der Soldat, »Eure Lordschaft kann ihn da drinnen schnarchen hören.«

Hamilton schlief schon, als Sanders sein Lager aufsuchte. Er setzte die Laterne, die er trug, zu Boden, entkleidete sich rasch und stellte die Moskitostiefel zurecht. Die Pistole schob er unter sein Kopfkissen, und die Binsenmatte, die vor dem Türeingang hing, befestigte er mit einem Lederriemen am Pfosten. Dann sprach er sein Gebet und reckte sich zum Schlafe. Seit seiner frühesten Knabenzeit hatte er dies Gebet gesprochen, und noch heute war es ihm eine liebe, fromme Pflicht, die er als treuer Soldat erfüllte. Eine Weile noch lag er wach und dachte über die Ereignisse des Tages nach. Noch nie war er vor so schwere und schier unlösbare Probleme gestellt worden. Dabei hatte er es mit einem Volk von sanfter, freundlicher und nachgiebiger Sinnesart zu tun. Nur in den Herzen von wenigen wohnten Verrat und Tücke, und gerade diese Wenigen waren die Führer, waren es vielleicht, weil sie die guten Eigenschaften der Volksmasse nicht teilten. Aber gerade darin lag die große Gefahr. Ein Volk

wie dieses mußte allen finsternen, unheimlichen und dämonischen Mächten zum Opfer fallen, mußte urteilslos jedem Schurken erliegen. Er ahnte die Verschwörung, die in den entfernten Gebietsteilen am Werk war, und er wußte jetzt, daß er einen Gegner hatte, der ihm gewachsen war, jene geheimnisvolle Teufelin, deren Lagerfeuer in der Ferne trotzten. Sie konnte er nicht behandeln wie einen König oder einen Häuptling, er konnte sie weder absetzen noch in die Verbannung schicken. Er konnte sie nicht beiseite schieben oder mit Verachtung strafen, er konnte sie nur töten - oder er mußte sich ihren Launen fügen. Ein Mittelding gab es nicht. Bei diesen Gedanken und Erwägungen schließt er ein.

Er möchte ungefähr eine Stunde in traumlosem Schlaf gelegen haben, als er jählings emporschreckte.

Mechanisch glitt seine Hand unter das Kissen und zog die Pistole hervor. Dabei wachte er vollends auf, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß irgend jemand ihn berührt haben mußte. Er spürte noch den hauchartigen Druck einer Hand auf seiner Stirn, seiner Wange. Er lauschte, aber nur der regelmäßige Atem von Hamilton traf sein Ohr. Und doch fühlte er eine fremde Anwesenheit in der Hütte. Er schalt sich einen Toren, daß er seine elektrische Taschenlampe an Bord gelassen hatte, und tastete verstohlen nach der Laterne und den Streichhölzern. Seine Finger hatten eben die Schachtel gefaßt, als er das weiche Geräusch nackter Fußsohlen hörte und die Luft an ihm vorbeistrich, als ob jemand sich in der Hütte bewegt hätte.

»Wer du auch bist, du stirbst, wenn du die Schwelle überschreitest!« rief er drohend in die Finsternis hinein.

»Was gibt's?« fragte Hamilton emporfahrend.

»Es ist jemand in der Hütte. Hast du eine Taschenlampe da?«

»Hier«, sagte Hamilton und fühlte um sich.

Im nächsten Augenblick erhellt ein Lichtkreis die gegenüberliegende Wand. Sie war leer.

Sanders sprang aus dem Bett, zog die Moskitostiefel über und eilte durch den engen Durchgang in die Wohnhütte. Der Lichtschein der Lampe traf sekundenlang eine flüchtende Gestalt. Er hob die Pistole - zu spät. Die Gestalt war entschwunden. Dann durchbrach der gutturate Anruf der Wache die Stille der Nacht. Er eilte ins Freie und sah, wie der Posten das Gewehr an die Schulter riß.

Das Feuer des Königs, das noch nie ausgegangen war, brannte auch jetzt noch vor der Hütte. Seine Erhaltung hatte Sanders aus den verschiedensten Gründen befohlen. Jetzt sah er, wie gut seine Anordnung gewesen war. In weitem Umkreis war das Dunkel erhellt, und im Schein der Flammen zeichnete sich der Eindringling ab. Im letzten Augenblick schlug Sanders das Gewehr des Wachpostens nieder. Es war eine Frau.

Sie stand, schlank und geschmeidig, zwanzig Schritt von ihm entfernt, und nun richtete sie sich stolz auf, als sei sie sich der Gefahr nicht bewußt, in der sie schwebte. Es war ein Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, mit breiter Nase, dicken Lippen und kurzgeschnittenem Haar.

»O Weib«, sagte Sanders streng, »komm hierher!«

»O Mann«, spottete sie keck, »komm du doch hierher!«

Sanders zögerte einen Augenblick, dann schritt er auf sie zu, obwohl er dadurch in die Feuerlinie des Postens kam. Er hatte jedoch noch nicht zwei Schritte zurückgelegt, als das Mädchen mit einem wilden Lachen ins Dunkel sprang. Sanders hatte noch eine flüchtige Vision von einem halbnackten Körper, den ein breiter Hüftgürtel umschlang, dann war sie verschwunden. Noch stand er wie erstarrt, da hörte er einen Schrei. Er eilte dem Mädchen nach und stieß auf einen Menschen, der schluchzend am Boden lag. Er beugte sich zu ihm nieder. Es war ein Mann.

»Steh auf«, sagte Sanders rauh und versetzte ihm einen Stoß.

»O ko«, jammerte der Unbekannte. »Ich kann nicht. Ich bin tot!«

Sanders riß ihn auf die Füße. Er hörte Hamilton rufen und gab ihm die Richtung an. Er sah ihn nicht, aber er vernahm das Schlürfen seiner Pantoffeln.

»Wer ist denn das?« fragte Hamilton, als er näher kam und das Licht seiner Taschenlampe aufflammt.

»Nach seinem Stock und seiner Kleidung zu urteilen, ein Nachtwächter«, sagte Sanders und schüttelte die schlotternde Gestalt. »Rede, warum heulst du, was hat man dir getan?«

»O Herr«, jammerte der Mann. »Ich habe die Tschu gesehen, die Tote, und jetzt bin ich selber so gut wie tot.«

Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen, und so überließen sie ihn seinem Schicksal. Er sank sogleich wieder zu Boden, und eine Zähne klapperten vor Angst.

Sanders durchsuchte die Hütte und fand, daß nichts angerührt oder entwendet worden war. Die Frau war durch den rückwärtigen Eingang in die Königshütte geschlüpft, die Schnur einer Türmatte war durchschnitten. Inzwischen begab sich Hamilton zu der Hütte, in der Buru schlief. Nichts war vorgefallen, das zur Beunruhigung Veranlassung bot.

Sanders sah nach der Uhr. Es war halb fünf. Der Morgen war frostig und kühl.

»Brr«, schauderte Sanders. »Ich gehe wieder zu Bett.«

Diesmal kam der Schlaf schnell und leicht, obwohl Sanders jetzt eher Grund gehabt hätte, seinen Gedanken nachzuhängen.

Das ohrenbetäubende Sirenengeheul der ›Zaire‹ schrillte in seinen Schlaf. Dann brach ein Pandämonium heulender Stimmen aus.

»Herr, sie kommen«, überbrüllte der Wachposten den Lärm.

»Wer kommt?« fragte Sanders, der schon in seinen Rock geschlüpft war und den Gürtel umschnallte.

Bumm! Das Geschütz auf der ›Zaire‹ hatte gesprochen.

Ein vielhundertstimmiges Aufheulen erscholl. Dann dröhnte

ein neuer Einschlag.

»Das ist Bones«, sagte Hamilton. »Sie greifen das Schiff an.«

Sie traten zur Hütte hinaus. Noch war es dunkel, doch die Szene hatte sich verwandelt. Wohin sie blickten, flammten Feuer auf. Bumm, bumm, bumm, donnerte das Schnellfeuergeschütz vom Schiff her, und sie sahen, wie eine Granate einen Hügelabhang im Süden der Stadt durchfurchte.

»Schlag dich zum Ufer durch«, sagte Sanders schnell. »Mofobolo ist nicht im Kanu gekommen. Er ist durch den Wald marschiert. Der Kerl ist schlau wie ein Teufel.«

Der Scheinwerfer gab ihm recht, er überglänzte den fernen Hügel mit Tageshelle. Hunderte von Speeren blitzten im Licht. In tiefen Reihen rückte der Feind heran.

»Hole den jungen König«, befahl Sanders dem Wachtposten.

Der Junge wurde halb verschlafen ins Freie gezerrt. Sanders nahm ihn an der einen, der Wachtposten an der anderen Hand. So strebten sie dem Ufer zu. Aber Mofobolo hatte ihnen diese Rückzugslinie abgeschnitten. Ein Schwarm von Kriegern strömte in das Tal hinab, das sie noch von der Uferhöhe trennte. Sanders feuerte zweimal in den dicksten Haufen hinein.

Eine Minute später umgab ihn ein Knäuel heulender, zähnebleckender schwarzer Menschen, die mit ihren Speeren nach ihm stießen, ohne ihn zu treffen, denn bei diesem Zusammenprall waren sie sich mit ihren langen und unhandlichen Stoßwaffen nur selbst im Wege.

Sanders hörte Hamilton in einiger Entfernung schießen, dann wurde ihm die Pistole aus der Hand geschlagen. Man warf ihn zu Boden und band ihm mit Stricken, die tief in seine Haut einschnitten, die Hände auf dem Rücken zusammen.

Es wäre wohl um ihn geschehen gewesen, wenn der Führer der Abteilung die Mordlust der Krieger nicht mit dem Hinweis gehemmt hätte, daß Mofobolo, der Jäger, die weißen Männer

lebend haben wolle.

»Wo ist Buru?« fragte Sanders, als er wieder zu Atem gekommen war.

»Wir haben ihn niedergemacht, ihn und deinen schwarzen Soldaten«, war die kurze, unheilschwere Antwort.

Eine Unruhe entstand in der dichtgedrängten Menge. Die Krieger wichen zurück und öffneten zwei hochgewachsenen Männern eine Gasse. Im schwachen Licht der Morgendämmerung erkannte Sanders indem einen Kofolaba. Der andere mußte Mofobolo sein. Er war stämmig gebaut und hatte einen Gesichtsausdruck von tierischer Wildheit. Inzwischen hatte die ›Zaire‹ ihr Feuer eingestellt und den Scheinwerfer abgelenkt. Bones war mit fünfzig Haussa gelandet, von denen vier zwei Maschinengewehre zwischen sich trugen, und arbeitete sich die Uferhöhe empor.

»O weißer Mann«, sagte Kofolaba, und seine Anrede bereitete ihm sichtliches Vergnügen, »ich sehe dich. Ich begrüße diesen Tag, der den Mörder meines Vaters in meine Hände liefert. Jetzt bist du unser Fleisch, mein Fleisch und Mofobolos Fleisch, und wenn die Sonne aufgeht, wirst du im Geisterreich und dein schönes Schiff in unserer Gewalt sein.«

Sanders sagte nichts, sondern schaute Kofolaba gerade ins Auge, und so warteten sie beide, schweigend und starr, bis die Sonne über den Horizont stieg und den Abhang mit Licht überflutete.

»Nun tötet«, sagte Kofolaba.

Aber die Männer, die ihre Speere schon erhoben hatten, wichen voll Entsetzen vor Sanders zurück.

»Tötet!« brüllte Kofolaba und riß sein kurzes Schwert aus der Scheide.

Und dann zog auch er eine Grimasse, als hätte er einen bösen Geist gesehen und senkte die Spitze seiner Waffe.

»O ko«, sagte er verhalten, »es scheint, daß diese Männer nicht für uns bestimmt sind.«

In diesem Augenblick holte Bones zu seinem Schläge aus. Die beiden Maschinengewehre traten gleichzeitig in Tätigkeit und mähten die Männer nieder. Wer nicht getroffen war, floh, und die Gruppe um Sanders und Hamilton schmolz zu einem Häuflein Toter zusammen.

Die Krieger rannten am Ufer entlang, liefen in die Stadt zurück, nach jeder Richtung flüchteten sie, von panischem Schrecken gejagt. Aber es waren nicht die Maschinengewehre, die ihre Niederlage bestimmt hatten. Die Ursache lag allein in Sanders. Zweitausend Speermänner waren mit Kofolaba und Mofobolo gekommen, und nun eilten sie mit ihren Häuptlingen an der Spitze in den Wald zurück, den sie mit solcher Siegeszuversicht durchquert hatten. Überall erzählten sie, was mit Sanders geschehen war, und so wurde der Distriktgouverneur in eine Gloriole des Entsetzens gehüllt.

Keuchend schnitt unterdessen Bones die Stricke durch, die Sanders und Hamilton gefesselt hielten. Doch plötzlich erstarrte er.

»Gute alte Exzellenz«, kam es aus seinem entrüsteten Herzen, »wer hat Sie denn zum Narren gestempelt?«

»Was meinen Sie damit?« fragte Sanders.

»Wissen Sie denn nicht, daß Sie auf der Stirn zwei rote Kreuze tragen?«

»Es ist klar«, sagte Sanders später, als sie die jüngsten Ereignisse an sich vorüberziehen ließen, »daß die Kreuze von der Hand der jungen Dame stammen, die so keck war, mein Schlafzimmer zu betreten.«

»So bist du jetzt also das Fleisch der Teufelsfrau«, lachte Hamilton belustigt.

Aber Sanders stimmte nicht in sein Lachen ein. Statt dessen

ließ er einen Soldaten kommen, dem er bei drei verschiedenen Gelegenheiten das Leben gerettet hatte und der die Sprache des Landes sprach.

»O Kufusa«, redete Sanders ihn an und ließ sich nicht anmerken, daß es ihn Überwindung kostete, den Befehl zu erteilen, »geh in das Lager des Teufelsweibes von Limbi und suche zu erfahren, wann ich sterben soll.«

Das Weib, das in der Hütte war

Nicht der Teppich auf dem Grabe des Propheten, nicht der Zahn des Buddha, ja nicht einmal der Dalai Lama selber können sich an Heiligkeit mit einer Tschu messen. Das erfuhr Sanders am Morgen nach seinem Abenteuer, als er sich bereits das rote Siegel von der Stirn gewaschen hatte.

»Ein Rätsel der Sphinx«, sagte Bones kopfschüttelnd, als das Dreimännerkolleg beratschlagend beieinander saß. »Lassen Sie mich noch einmal alle Tatsachen aufzählen, liebe alte Exzellenz, und dir, lieber Ham, sei es gestattet, mich zu unterbrechen, wenn ich im Irrtum bin. Also.«

Er packte mit zwei Fingern der einen Hand den Daumen der andern und schüttelte ihn kräftig hin und her.

»Um elf Uhr zieht der liebe alte Ham die Bettdecke über die Ohren, zu welcher Zeit der gute alte Bones, pflichteifrig, wie er ist...«

»...mit dem Scheinwerfer spielt«, unterbrach ihn Hamilton trocken, von der ihm erteilten Erlaubnis ungroßmütig Gebrauch machend.

»Der gute alte Bones hielt die Augen offen und für einen Schläfer Wache«, verbesserte Tibbetts vorwurfsvoll. »Um elf Uhr also steigt der liebe alte Ham ins Bett. Um zwölf folgt unsere alte, würdige Exzellenz seinem Beispiel; beide waren, wie ich bemerken möchte, vollkommen nüchtern.«

»Bones!« entrüstete sich Sanders.

Bones war jetzt beim dritten Finger angelangt.

»Um vier Uhr morgens betritt eine junge Dame unangemeldet das Schlafzimmer unserer Exzellenz, malt zwei Kreuze auf seine edle Denkerstirn und türmt.«

»Du hast beklagenswerte Ausdrücke«, tadelte Hamilton in komischer Verzweiflung.

Bones ließ sich nicht stören. »Und das Ergebnis aller dieser schönen Tatsachen?« fragte er triumphierend. »Ein unlösbare Rätsel.«

Befriedigt wie von einer Heldentat sank er in seinen Stuhl zurück.

»Ich habe Nachforschungen nach dem Wesen der Tschu angestellt«, sagte Hamilton jetzt, »und mancherlei Anhaltspunkte dafür gefunden, daß es die ehemaligen Mädchenopfer sind, die nun der Teufelsfrau als Botinnen dienen. Zwar beharren die Eingeborenen darauf, daß es nur die Geister der verstorbenen Opfer sind, aber in Wahrheit werden die Mädchen wohl nur einem Ritus unterworfen, der ihr Sterben symbolisch darstellt. Daß sie irdischen Gesetzen unterworfen sind, geht schon daraus hervor, daß eine von ihnen vor einigen Jahren verschwand, eine zweite nahm einen weltlichen Liebhaber und fand eine Strafe, die ich im kühlen Licht des Morgens unmöglich schildern kann. Diese Geister müssen also aus Fleisch und Blut sein. Aber sie gelten als so heilig, daß der Großkönig einmal ein ganzes Regiment seiner Leibwache vernichten ließ, weil einer seiner Soldaten nach einer Tschu, die er nicht als solche erkannt hatte, mit dem Stock schlug.«

Sanders nickte vor sich hin, dann aber erhob er sich. »Die Tschu kann warten, Mofobolo wartet nicht«, sagte er.

Mofobolo, der Fongini, war ein listiger und geschickter Jäger, der die Pfade des Waldes, der Tiere und so mancher Menschen kannte. Er hatte den Elefanten, den Löwen, den Leoparden und sogar den schnellen, kleinen Büffel, dessen Angriff den sicheren Tod bedeutet, mit dem Speere erlegt. Er kannte die Fährte aller Tiere, er las in ihren Spuren wie in einem offenen Buch. Der Abdruck einer Tatze sagte ihm nicht nur, daß hier der König aller Tiere aufgetreten war, er verriet ihm, ob der Löwe jung oder alt, mutig oder furchtsam, gesättigt oder hungrig gewesen war. Ein zerbrochener Zweig, ein geknickter Halm waren Wegweiser voll untrüglicher Zeitangaben, und wo ihn sein

scharfes Auge im Stich ließ, da trug ihm seine breite Spürnase die rasche Warnung zu.

Er herrschte mit eiserner Rute über seinen Stamm, sein Dorf, seine Hütte. Er hatte vierzehn Weiber, die seine Felder bestellten und für jede Trägheit, für jeden Ungehorsam die Peitsche bekamen. Einst hatte er gar fünfzehn Frauen gehabt, und die fünfzehnte war die schönste und jüngste gewesen, ein Geschenk des Königs. Sie war eine Bubujala und eine Tänzerin von großem Ruf. Nach niedriger Schätzung war sie zwanzig Ziegen wert; denn diesen Preis hatte ein kleiner Häuptling der Bubujala für sie geboten. Aber sie war stolz und trotzig, und in der Nacht, als sie die erste Züchtigung durch ihren Herrn und Gebieter empfangen hatte, schlich sie zu dem Schlafenden und legte eine Schlinge um seinen Hals, nachdem sie das lose Ende durch die hölzerne Bettkante gezogen hatte. Dann riß sie mit aller Kraft an der Schnur, und Mofobolo hätte wohl nie wieder eine Peitsche erhoben, wenn der Strick nicht an der Bettlade zerrissen wäre.

Mofobolo wartete das Licht des Morgens ab. Dann ließ er die Wipfel von vier hohen Bäumen kahl schlagen und eine Plattform aus geflochtenen Palmfasern an den schwankenden Stämmen befestigen. Auf der Plattform lag sein fünfzehntes Weib, und die Stricke, die ihre Glieder umschnürten, rissen nicht. Sechs Tage lang hörten die Dorfleute ihr klägliches Wimmern, am siebenten kamen die Geier.

Monatelang hing die Plattform zwischen den entlaubten Bäumen. In dieser Zeit pflegten die Gatten, die daheim keinen Frieden oder gar Grund zur Eifersucht hatten, ihre Weiber dorthin zu führen, und ein zarter Hinweis auf diesen ›Platz des Wartens‹ genügte, um die Innigkeit der ehelichen Beziehungen wiederherzustellen.

Mofobolo hatte Männer und Frauen gejagt. Wie ein Tiger blieb er auf ihrer Spur, bis er sie erreicht hatte. Und diese Jagd kitzelte seinen Appetit stärker als die Pirsch auf irgendein Tier. Aber das Gefühl des Gejagtseins war ihm bisher fremd

geblieben. Er lernte es erst kennen, als er vor den weißen Zauberern aus Rimi-Rimi floh. Kalt, gesammelt und grimmig war das Innere des Jägers gelesen, doch in der Brust des Gehetzten sah es anders aus. Die gänzlich ungewohnte Lage, in der Mofobolo sich befand, peitschte ihn zu panischem Schrecken auf. In kurzen, wilden Stößen jagte das Blut durch seine Adern, trübte das Licht seines Auges, verstopfte sein überfeines Gehör. Die Augen vorquellend, blutunterlaufen, jeder Muskel des Leibes hervortretend, so trieb er seine Paddler zu unerhörter Eile und Anstrengung an, und als der vorderste vor Erschöpfung zusammenbrach, griff er nach seinem Ruder, stieß ihn über Bord und warf sich an seinen Platz. Der Gerichtete versank im Wasser wie ein Klotz. Niemand sah nach ihm hin. Bei jeder Biegung und Krümmung des Flusses stierte Mofobolo nach rückwärts. Jeden Augenblick erwartete er das Auftauchen eines weißen Bugs, das Rauschen von Maschinen und das Heulen und Pfeifen tödlicher Kugeln.

Bei Sonnenuntergang erreichte er den Landungsplatz eines kleinen Fischerdorfs. Mit keuchenden Seiten und zitternden Knien betrat er das feste Land und warf sich lang zu Boden. Seine Paddler hatten nicht mehr die Kraft, ihr Kanu zu verlassen. Mit dem Oberkörper sanken sie nach vorn, als sei das letzte Luftbläschen aus ihren Lungen gewichen. Sie wären vom Ufer ab- und den Strom hinuntergetrieben, wenn Mofobolo sich nicht mit letzter Kraft emporgerissen und sie mit seiner Peitsche zur Besinnung zurückgerufen hätte.

Die Dorfbewohner hatten sich zuerst versteckt gehalten, jetzt traten sie zitternd näher, und wie es sich für einen so großen Herrn geziemte, trugen sie das Beste herbei, um ihn und seine Leute zu sättigen, und fegten eine neue Hütte aus, die ihm zum Nachtlager dienen sollte. Aber Mofobolo spürte die Verfolger zu dicht auf seinen Fersen. Er ließ seine Leute, die sich kaum auf den Füßen halten konnten, in dem Dorf zurück und setzte die Flucht ohne Begleiter fort. Die Nacht war hereingebrochen, als

der Wald ihn verschlangt, eine dunkle Nacht ohne den wegweisenden Mondstrahl, Schattenhafte Gestalten umstrichen ihn, smaragdgrüne Augen blinkten ihn aus dem Dickicht an. Er sah, er hörte nichts. Gegen Morgen lichtete sich der Wald, und er sah seine Stadt und die Häuptlingshütte, die auf einer beherrschenden Anhöhe thronte, vor sich liegen. Es war die höchste Zeit gewesen. Jeder Muskel und Nerv in ihm zitterte nach Schlaf. Dennoch vermochte er in aufrechter Haltung durch die breite Straße zu gehen. Die Leute traten aus ihren Hütten heraus und kreuzten bei seinem Anblick die Arme auf der Brust, indem sie die Hände in den Achselhöhlen verbargen. Aber er sah so drohend aus, und die Peitsche in seiner Rechten schlenkerte so bedeutungsvoll, daß niemand ihn anzureden wagte, obwohl sie alle um das Schicksal der Männer bangten, die mit Mofobolo in den Krieg gezogen waren.

Der Häuptling betrat seine Hütte, warf die Peitsche in eine Ecke und stürzte auf sein Lager. Seine Hauptfrau näherte sich ihm auf geräuschlosen Sohlen.

»Herr, soll ich dir etwas zu essen bringen?« fragte sie, aber nur der tiefe Atem des Schläfers traf ihr wartendes Ohr.

Als der Schatten der Hütte länger wurde und das Licht sich rotgolden färbte, erwachte er. Nach kurzem Besinnen ließ er seinen Bruder Gini-Gini kommen. Er war der einzige Mann im Dorf, dem er traute. Gini-Gini kam mit pochendem Herzen.

»O Mofobolo«, grüßte er, »ich sehe dich. Wo sind unsere Krieger?«

»In der Hölle werden sie sein«, erwiderte Mofobolo mit grimmigem Lachen. »Sie sind tüchtige Läufer, und es heißt, daß der Langsame das Tor der Hölle erst erreicht, wenn es geschlossen ist. Das Los kann unsere Krieger nicht treffen.«

»Und der weiße Zauberer, lebt er noch?«

»Er ist unverletzlich. Die Heilige hat ihn zu ihrem Fleisch erklärt. Auf seiner Stirn standen die Zeichen, die wir kennen,

und bevor wir kamen« - er hielt inne, und seine Stimme schwankte etwas - »war eine Tschu in der Stadt.«

Mofobolo senkte den Blick. Niemand durfte sehen, wie furchtbar es ihm war, den Namen nur auszusprechen.

»O ko«, sagte sein Bruder erschüttert, »das war ein unheilvolles Palaver. Aber ich verstehe nicht, warum du, groß in allen Geheimnissen und weise wie die Alte vom Berge, eine Tschu zu fürchten hast?«

Mofobolo erwiderte nichts.

Sein Bruder saß breitbeinig auf dem Bett, er war eine große Plaudertasche und begrüßte jede Gelegenheit, die ihm gestattete, geschwätzig zu werden.

»Ich habe nie eine - Tschu gesehen«, sagte er leise, mit dem charakteristischen Frösteln beim Aussprechen des Namens, »aber ich glaube wohl, daß ihr Anblick selbst dem Mutigen schrecklich sein muß. Viele sagen, daß man davon erblindet, weil sie die Geister der sind, deren Blut die Alte getrunken hat. Wer sie berührt, dem sollen Giftschlangen aus den Ohren springen und das Blut aus den Fingern tropfen. Ja, ich habe gehört, daß den Frevler ein Fluch trifft, unter dem er zusammenschrumpft, bis er nicht größer ist als ein kleiner Fisch. Wieviel schreckliche Dinge gibt es doch in dieser Welt.«

Gini-Gini seufzte tief auf, doch Mofobolo sah ihn nicht an. Er hatte beim Betreten der Hütte das Fell von seinen Hüften gestreift und hob es nun auf, um mit den Fingern auf der Innenseite zu wühlen. Bald fand er, was er suchte. Es war ein flaches Stück Holz, auf das schwarze Zeichen gemalt waren.

»Dies habe ich aus Rimi-Rimi mitgebracht«, sagte Mofobolo. »Was du hier siehst, sind Teufelszeichen des weißen Mannes. Vielleicht werden sie mir Glück bringen.«

Gini-Gini betrachtete sie voll Neugierde, doch ohne Verständnis. »Das ist mit dem schwarzgebrannten Ende eines Stockes gemalt«, sagte er endlich. »Es scheint ein wunderbarer

Zauber zu sein.«

Mofobolo nickte schweigend und barg das Holz wieder im Fell, das er sich um die Hüften schwang. »Es ist Zeit, daß ich in den Wald gehe, um mich durch neue Geheimnisse stark zu machen«, sagte er nachdenklich.

Gini-Gini machte eine Gebärde des Unbehagens, aber die Scheu vor seinem Bruder versiegelte ihm die Lippen. Erst als der Häuptling zu den Speeren griff, wagte er die Frage. »O Mofobolo, was ist es mit dem Zauber im Walde? Seit der dich lockt, sieht man dich immer seltener im Dorf. Oft vermissen wir dein schönes Gesicht einen Neumond lang.«

»Ich habe im Wald einen mächtigen Ju-Ju«, erwiderte Mofobolo mit finsterem Lächeln.

»Man sagt...« begann Gini-Gini, aber er fand nicht den Mut, den Satz zu Ende zu bringen.

»Alle Frösche quaken im gleichen Ton«, sagte Mofobolo verächtlich. »Zu mir sagt man nichts, wenn einem das Leben lieb ist.«

Gini-Gini schob sich näher an seinen Bruder heran. »O Mofobolo«, sagte er mit gedämpfter Stimme, »auch das Quaken der Frösche kann die Stimme des Warnens sein. Man sagt, daß in der Tiefe des Waldes, dort, wo nur Teufel und Buschmänner hausen, eine große Hütte steht und daß du dort eine Frau verbirgst« - wieder zögerte er -, »die nicht von unserer Farbe ist, Mofobolo.«

Der Häuptling antwortete mit einem kalten, grimmigen Blick. »O Gini-Gini, was die Leute reden, höre ich nicht, was du redest, höre ich gut. Ich liebe dich, Gini-Gini, weil du mein leiblicher Bruder, meines eigenen Vaters Sohn bist, obwohl der daran zuweilen zweifelte. Aber hüte trotzdem deine Zunge. Sonst könnte mein Arm einmal in die Irre gehen.«

Da wurde Gini-Gini zum unterwürfigen Knecht. »Herr«, sagte er demütig, »wie du willst. Ich begrabe meine Worte in meinem

Magen.«

»Daran tast du wohl«, erwiederte Mofobolo trocken. »Und nun wollen wir uns stärken.«

Es war dunkel geworden, als er zu seiner einsamen Streife in den Wald aufbrach. Er verließ die Stadt in östlicher Richtung, und Gini-Gini begleitete ihn bis an den Rand des Gestrüpps, das von Unholden und Geistern bewohnt wird.

Mofobolo hatte kaum einen Anhänger unter seinen Untertanen, und die ihm nachblickten, taten es mit Haß und dem erbitterten Gefühl ihrer ohnmächtigen Wut. Sie spien hinter ihm aus, und die Frauen, deren Männer aus dem Feldzug nicht heimgekehrt waren, hoben die Arme und ergingen sich in wilden Flüchen, obschon manche unter ihnen froh waren, der häuslichen Tyrannie ihrer Gebieter entronnen zu sein.

Als die Weiber sich heiser geschrien hatten, pilgerten sie unter die verfallene Plattform. Der Wind hatte die Knochen der Gerichteten auf den Boden geweht. Sie zerbröckelten unter den Schritten der Frauen, und ihr Haß bekam neue Nahrung. Aber in keinem Herzen loderte der Abscheu so tief und echt wie in dem Milinis, seines Lieblingsweibes. Sie wußte wohl, sie hätte das Los der fünfzehnten Frau geteilt, wenn Mofobolo in ihrem Inneren gelesen hätte. In den Tagen seiner Liebe hatte er sie die Künste der Jagd gelehrt. Sie war geübt im Anschleichen wie ein erfahrener Weidmann. Sie vermochte seitwärts auf den Sohlen zu gehen, so daß das dürre Laub unter ihren Füßen nicht raschelte.

Als ihr Herr seinen Kral verließ, schlich sie hinter ihm her, und als die Brüder Rast machten, hockte sie sich geduldig in den Schatten eines Urwaldriesen. Dort wartete sie, bis Gini-Gini von seinem Bruder Abschied nahm und den Heimweg unter dem Absingen von Beschwörungslitaneien antrat. Dann erhob sie sich und folgte geräuschlos der Spur ihres Gatten. Mofobolo gab sich keine Mühe, das Geräusch seiner Schritte zu verbergen. Er

ging beschwingten Fußes, während seine Lippen den Takt dazu in Zaubergebeten sprachen. Einmal blieb er stehen und streckte seinen Arm gegen einen abgestorbenen Baum aus, den der Blitz zersplittet hatte.

»O M'shimba M'shamba«, hörte sie ihn sagen, »künde mir deinen Zauber, solange du es aus freien Stücken kannst. Denn ich bin weise, und der Tag ist nah, da werde ich weiser sein als deine Dienerin, die Teufelin von Limbi. In ihrer Höhle der Wunder werde ich sitzen und die Welt beherrschen.«

Ein Schauder überfiel Milini bei diesen furchtbaren Worten. Erhob Mofobolo sich nicht selbst zum Gott, er, der nur ein sterblicher Mensch war? Der Atem stockte ihr, als ihr die ganze Größe seiner Vermessenheit zum Bewußtsein kam.

»O ihr Geister, die ihr diesen Wald bewohnt und jeden Lebenden daraus verjagt, seht mich, Mofobolo. Mich verjagt ihr nicht. Denn ich kenne Zaubersprüche, die mächtiger sind als ihr.«

Er hatte schon recht, wenn er sagte, daß kein Eingeborener sich in das Gestrüpp wagte, ja, es hieß sogar, die Raubtiere und Vögel mieden diesen verruchten Ort, und selbst die kleinen weißbärtigen Affen trauten sich nicht hierher. Nur Mofobolo in seiner Anmaßung wagte sich hierher, er fürchtete weder Tod noch Teufel. Das tat auch ganz gewiß Milini, sein Weib, nicht. Sie fürchtete nur ihren Gatten. Jedesmal wenn die Schritte vor ihr stockten, sank ihre Hand auf den Griff des Jagdmessers, das sie zwei Jahre lang geschliffen hatte, bis seine Schneide von der Schärfe einer Rasierklinge war.

Mofobolo ließ den Baumstumpf links liegen. Milini hörte das Rauschen der Blätter, das um ihn zusammenschlug, als er sich durch den Busch wand.

Sie folgte ihm mit der Geschmeidigkeit einer Katze, indem sie sich auf Hände und Füße niederließ und unter den Blättern hindurchkroch. So kam sie auf einen kleinen Hügel, auf dessen

Mitte sich ein gerodeter Platz befand. Dort stand eine Hütte, auf die Mofobolo zuschritt. Milini näherte sich der Hütte, so weit sie es vermochte. Sie hielt inne, als das Rasseln einer Eisenkette zu ihr drang. Sie strengte ihr Gehör an. Eine Sekunde später war sie ihrer Sache sicher. Es war eine gern geübte Methode Mofobolos, einen Gefangenen an einer Beinfessel zu halten, die ihm eine gewisse körperliche Bewegung gestattete. Sie sah, wie er sich bückte und den Verschluß der Kette prüfte, die um einen Pfahl außerhalb der Hütte geschlungen war. Er behielt die losen Glieder einen Augenblick in der Hand. Dann ließ er sie mit mißtönendem Rasseln fallen und betrat das Innere der Hütte. Milini wartete eine gute Stunde. Sie sah nichts, aber sie hörte um so mehr. Schließlich schlüpfte sie auf den Waldpfad zurück. Kurze Zeit danach streckte sie sich befriedigt auf ihrer Lagerstatt aus.

Ihre Hütte trug deutliche Zeichen des Wohlgefallens ihres Gebieters. Grasmatten verdeckten die Wände, ein Leopardenfell lag vor ihrem Bett, das breit und bequem war.

Es war spät in der Nacht, als Mofobolo die Türmatte emporhob. Milini erwachte, als ein Hauch sie traf, und eine lähmende Angst kroch über ihr Herz. Hatte er sie im Walde entdeckt? War er gekommen, um sie zu strafen?

»Herr... Herr...« stammelte sie, »brauchst du mich?«

»Weib, gib mir alle Kleidung, die du entbehren kannst«, sagte er und fachte das Feuer in der Mitte der Hütte zu heller Glut an.

Milini erhob sich zitternd. Ein rascher Blick überzeugte sie von seiner ungewöhnlichen Erregung, und sie beeilte sich, seinem Befehl nachzukommen.

Dann beobachtete sie ihn, wie er mit dem Bündel das Dorf verließ. Ihre Ahnung täuschte sie nicht. Die Kleidungsstücke waren für seine Gefangene bestimmt.

Milini suchte zum zweitenmal ihr Lager auf. Aber sie sollte zu keinem erquickenden Schlaf kommen, denn im

Morgengrauen erschütterten kräftige Schritte ihre Hütte. Sie fuhr jäh empor und wand hastig ein Tuch um ihren nackten Leib. Der vor ihr stand, war ein Weißer, und über seine Schulter hinweg starnten die Bajonette seiner Soldaten.

»Weib«, sagte Sanders, »gib Mofobolo heraus, den ich suche, man sagt mir, er soll in deiner Hütte sein.«

Milini sah dem Weißen ins Auge, und dann faßte sie Mut. Er erhob seine Peitsche nicht gegen sie, noch bohrte er ihr seinen Finger ins Auge, eine Methode, die man den Weißen nachsagte.

»Herr«, erwiderte sie. »Mofobolo war in meiner Hütte, aber er ist wieder gegangen. Er hat vielleicht eine andere Frau, die ihm besser gefällt als ich.«

Sanders verstand sie nicht.

»Wer ist die Frau?« fragte er weiter.

»Herr, Milini irrt sich«, quäkte eine Stimme an seiner Seite. »Er ist bei keiner Frau. Er ist in den Wald gegangen und beschwört die Geister.«

Der so sprach, war Gini-Gini. Die Ankunft der Soldaten hatte ihn aufgeschreckt, und nun bemühte er sich mit läblichem Eifer, die Sache seines Bruders zu führen.

»Ich habe gehört, daß Mofobolo des Zaubers kundig ist, und eben darum bestieg ich mein Schiff und durchquerte den Wald. Ich habe mit eurem Häuptling ein Palaver vor«, ließ sich Sanders vernehmen.

»Herr«, schlug Gini-Gini hoffnungsfreudig vor, »ich werde zu dem Dorftrommler gehen, damit er einen Wirbel für meinen Bruder schlägt.«

»Das wirst du nicht tun, wenn dir dein Rücken lieb ist. Denn euer Dorftrommler bekommt eben eine Tracht Prügel dafür.«

Da machte Milini eine Bewegung zu Sanders hin, eine Lohe schoß aus ihrem Auge zu ihm hinüber, und dann warf sie einen Blick auf Gini-Gini, der für Sanders deutlich genug war.

»Für dich«, sagte er rasch zu Mofobolos Bruder, »ist das Palaver zu Ende. Marsch! Geh in deine Hütte.«

Gini-Gini wollte Einwendungen erheben, aber Sanders hob seinen Stock, und so vollzog er mit eingebogenem Rücken eine rasche Flucht, um den bedrohten Körperteil rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Mit Milini allein geblieben, ließ Sanders jede Verschleierung fallen. »Ich bin sehr erzürnt gegen deinen Herrn«, sagte er. »Sprich ruhig alles aus, was du weißt.«

»Herr, er ist wirklich im Walde«, sagte Milini, Mofobolos Weib, »aber was er dort treibt, vermag Euch mein Mund nicht zu sagen, nur ist es kein Zauber.«

»O ko«, warf Sanders ironisch ein.

»Herr«, ereiferte sich Milini, »schätzt ihn nicht zu gering ein, denn er ist ein großer Zauberer. Aber schlimmer als all sein Zauberwissen ist seine Grausamkeit.«

Sie führte Sanders von der Hütte fort und deutete stumm auf die Plattform und die vier kahlgesägten Bäume. Sanders hatte bereits solche Marterstätten gesehen und kannte ihre Bedeutung. Plötzlich durchzuckte ihn eine furchtbare Ahnung.

»Weib«, sagte er mit heiserer Stimme, »erzähle mir, wer die Frau ist, die dort oben liegt.«

Milini schüttelte den Kopf. »Sie liegt nicht mehr dort oben, Herr. Nichts ist mehr von ihr übriggeblieben als diese Knochen.« Und sie deutete mit dem Fuß auf einen Haufendürren Laubes, aus dem ein spitzer blankgenagter Rest eines Gerippes ragte. »Als sie noch lebte, war sie Mofobolos Weib.«

»Ein Weib seines Volkes?« fragte Sanders kaum hörbar. Er holte tief Atem, als Milini nickte. »Sag mir alles, was dich bekümmert«, bat er sie mit gütiger Stimme. »Ich verspreche dir, daß dir von Mofobolo kein Leid mehr zustoßen soll.«

Da öffnete sie ihr Herz und erzählte Sanders die

Leidensgeschichte ihrer Ehe, die eine Kette von Grausamkeiten und Erniedrigungen war.

Sanders hörte mit starrer Miene zu.

»Es tut mir leid um dich, Milini«, sagte er, als sie geendet hatte. »Erzähle mir nun alles, was du von dem Zauber im Walde weißt.«

»Herr, von einem Zauber weiß ich nichts«, sagte sie. »Nur von einer Hütte im Walde. Dort liegt eine angekettete Frau, und die besucht Mofobolo.«

Sanders' Gesicht verzerrte sich. »Wie lange hält er die Frau schon gefangen?« fragte er mit stockendem Atem.

»Ich glaube, viele Monde«, antwortete Milini nachsinnend. »Denn seit dieser Zeit verschwindet Mofobolo im Walde. Daß er dort eine Hütte hat, habe ich erst in dieser Nacht erfahren.«

Sie blickte zu Boden. Plötzlich ging ein Schein des Erinnerns über ihr Gesicht.

»Herr, jetzt fällt es mir ein, wann es war, als er zum erstenmal in den Wald ging. Es war ein großes Palaver in der Stadt des Großkönigs gewesen, und Mofobolo und viele andere hatten einen weißen Mann Gottes niedergemacht...«

Da setzte Sanders sich auf einen Schemel und verbarg das Gesicht in den Händen. Als er endlich aufsah und dem verwunderten Blick Milinis begegnete, hatten sich tiefe Falten über seine Stirn gezogen.

»Sag mir, Milini, ist diese Frau... am Leben?«

Milini nickte. »Ja, Herr, sie ist am Leben. Ich hörte sie schreien vor Qual.«

Sanders stand auf und schnallte den Gürtel fester. Er nahm seinen langläufigen Selbstlader und streifte die Hüllen ab. Die Frau beobachtete ihn voll Interesse.

»Führe mich zu der Hütte, in der dein Gatte ist«, sagte er mit erloschener Stimme.

»Herr, ich tue es gern, denn ich hasse ihn«, sagte sie, und ihre Brust hob sich in dem übermächtigen Gefühl dieses Hasses.

»Bald wird er zu tot selbst für deinen Haß sein«, erwiderte Sanders mit ferner, fremder Stimme.

Milini übernahm die Führung. Sanders folgte, und auf seinen Fußtapfen schritten sechs schwerbewaffnete Soldaten. So kamen sie zu dem Baum, bei dem Mofobolo die Richtung geändert hatte. Milini sah sich um, ob der weiße Mann ihr auch folgen konnte.

»Weiter!« preßte Sanders ungeduldig durch die Zähne.

Der Weg durch das Dickicht war mühsam. Schlinggewächse klammerten sich von allen Seiten an ihnen fest. Endlich lag die Hütte vor ihnen.

»Du hast das Deinige getan«, sagte Sanders. »In dieser Nacht noch wirst du Staub auf deinen Leib streuen und grüne Blätter um deine Hüften winden, denn du wirst den Tanz der Abgeschiedenen tanzen.«

»Herr«, sagte sie mit tiefem Atemzug, »niemals wieder werde ich mit solcher Freude tanzen wie diese Nacht.«

In diesem Augenblick knisterten die Zweige hinter ihnen. Schwarze lugten neugierig durch den dichten Schleier der Blätter. Mofobolos Bruder und einige andere Wißbegierige waren ihnen heimlich gefolgt. Da sie waffenlos waren, verscheuchte sie Sanders nicht. Es war ihm lieb, daß Mofobolos Bestrafung nicht ohne Zeugen blieb.

Schnell durchmaß er die geringe Entfernung bis zur Hütte. Seine barfüßigen Soldaten flankierten ihn mit schußbereiten Gewehren. Die Tür der Hütte, die primitiv aus geflochtenem Stroh hergestellt war und an Angeln aus Fellstreifen hing, war geschlossen. Doch wand sich die Kette unter der Türkante hindurch.

Mofobolo sprach so eifrig auf die Bewohnerin der Hütte ein,

daß er von der feindseligen Annäherung nichts gehört zu haben schien. Sanders wartete einen Augenblick und bog das Ohr lauschend vor.

»Weib, ich will mehr wissen«, hörte Sanders Mofobolo sagen. »Habe ich dir nicht warme Kleidung gebracht gegen die Kälte und das Röcheln in deiner Brust? Sollen die Brocken, die du mir vorwirfst, alles sein, was ich von deinem Zauber erfahre?«

Da stieß Sanders mit dem Fuß die Tür ein. »Heraus mit dir, du Hund«, keuchte er und faßte die Pistole fester.

Aus dem Innern der Hütte drang ein dumpfes Geräusch und das Klirren der Speerschäfte, und in der nächsten Sekunde sprang Mofobolo mit erhobenem Schild und wurfbereitem Speer ins Freie. Einen Atemzug lang sank sein wild glühender Blick in Sanders' drohendes Auge, dann durchschnitt ein heftiger Knall die Luft, und der große schwarze Krieger, der eben noch wie ein Baum ragte, wälzte sich in Todeszuckungen am Boden.

Sanders hatte die Augen geschlossen. Er mußte seinen ganzen Mut zusammenraffen, um in die Hütte zu gehen. Dann überwand der sich und schritt über die Schwelle.

Auf dem Bett saß eine zusammengekauerte Gestalt. Ein Hustenkrampf bog ihren Körper wie einen Bogen zusammen, und trotz der warmen Kleidung bebte sie wie im Fieberfrost.

Sanders stand erstarrt. Denn das Mädchen vor ihm war dunkelhäutig. Plötzlich ließ der Hustenreiz nach, der sie schüttelte, und sie blickte den Weißen an.

»O Mann«, sagte sie mit schwacher Stimme, »hilf mir. Ich sterbe vor Hunger, und die Hitze brennt mir im Blut.«

»Wer bist du«, fragte Sanders, dessen Atem jetzt freier kam und ging. »Ich bin die Gefangene Mofobolos. Er wollte die Geheimnisse unserer Altmutter von Limbi ergründen, darum hielt er mich hier gefangen.«

Sie erhob sich und kam auf ihn zu.

Sanders verließ rückwärts schreitend die Hütte. Draußen hatten sich die Neugierigen um Mofobolos Leiche gedrängt. Jetzt wandten sie sich um. Doch kaum hatten sie das fremde Weib erblickt, da brachen sie in furchtbare Heulen aus, und im nächsten Augenblick lagen sie flach auf der Erde und berührten mit ihren Lippen den Boden. Sanders packte den Unterhäuptling am Arm und riß ihn empor.

»Narr«, herrschte er ihn an, »warum fällst du beim Anblick dieses Mädchens nieder. Ist sie etwa ein Geist?«

»Herr, sie ist mehr als ein Geist«, stammelte Gini-Gini, »sie ist eine Tschu!«

Sanders heftete den erstaunten Blick auf das Mädchen. Jetzt erst nahm er das Zeichen auf ihrer Stirn wahr.

»Du bist eine Tschu?« fragte er langsam.

Sie senkte bejahend den Kopf.

»Herr, ich bin eine Tschu, und du siehst, wie die Menschen mich fürchten. Alle fürchteten mich bis auf Mofobolo. In der Nacht, in der Fergisi getötet wurde, ergriff er mich und schleppte mich mit sich. Denn er hatte nichts Geringeres vor, als der Altmutter das Geheimnis ihrer Herrschaft zu entreißen und in ihrer Höhle zu sitzen und ein Gott zu sein.«

Sanders schaute auf den Toten nieder, und ein Gefühl des Bedauerns wollte ihm kommen. Denn war er nicht im Grunde sein bester Verbündeter gewesen?

»O Mofobolo«, sagte er, »nach den Gesetzen deines Landes hast du den Tod verdient, auch meine Gesetze sprechen dich nicht frei, denn du zogst mit Kofolaba aus, um mich zu erschlagen. Dennoch wünsche ich jetzt, ich hätte dich nicht getötet.«

»Herr, sag das nicht«, wandte sich einer der Zuschauer an ihn. »Dieser hier hat tausendfach den Tod verdient. Schon wer eine Tschu anröhrt, hat sein Leben verwirkt. Was verdient der nicht,

der sie mißhandelt und schändet!«

Da erhab die Tschu ihre Stimme und klagte den Toten aller Verbrechen an, die er an ihr begangen hatte. Es war eine Geschichte ähnlich der, die Sanders bereits von Milinis Lippen gehört hatte, und sein Bedauern verstummte.

Man sandte nunmehr nach dem Dorf, um Werkzeuge zu beschaffen, mit denen die Klammer um den Knöchel der Gefangenen aufgebrochen werden konnte.

»Mofobolo besaß auch einen weißen Zauber«, erzählte die Tschu und zog unter ihrem Bett ein flaches Holzstück hervor. Sie ließ es ins Feuer fallen und rieb sich die Hände ab.

»Einen weißen Zauber?« fragte Sanders kopfschüttelnd. Er hatte nichts Weißes an dem Holzstück entdeckt.

»Herr, es standen Teufelszeichen darauf«, erwiderte wichtigtuerisch die Tschu. »Mofobolo brachte es gestern aus der Stadt des Großkönigs mit.«

Sanders beugte sich nieder und riß das Holzstück aus der Glut. Es war schon von den Flammen beleckt und geschwärzt, aber an einigen Stellen war die Schrift noch zu lesen, die mit Ruß geschrieben war.

Er trug das Holz ans Licht, und als er die Buchstaben entziffert hatte, schien sich der Raum um ihn zu drehen. S.. der.

..... iana.. rguson..... , schre. l. ch.. G. f.... aben Sie.....

..... au von Limb.... hört J...

Tag de. Schauens als O. f. r.... geb... w...

Diana Ferguson lebte! Die Botschaft mußte in den letzten sieben Tagen geschrieben worden sein.

»Herr«, fragte die Tschu, die ihn neugierig beobachtet hatte, »hast du ein Geheimnis entdeckt?«

»Das größte«, sagte Sanders schwer atmend und steckte das Holzstück zu sich.

Bofaba, das Weib

Jeder der sieben Hügel Rimi-Rimis unterstand dem Machtgebot eines Häuptlings. Ein solcher Häuptling war Dobolimi. Er herrschte über neuntausend Einwohner, aber in seiner eigenen Hütte herrschte er nicht. Da gebot Bofaba, seine liebreizende Ehehälft. Früher hatte sie ihn zwischen vier Wänden ausgezankt, jetzt kanzelte sie ihn öffentlich ab.

»Seit der Altkönig tot ist und der Weiße regiert, fürchte ich niemand«, sagte sie zu ihrem Liebhaber, einem stattlichen Krieger der Leibgarde, der die Frauen ebenso sehr durch seinen Wuchs wie durch seine Weiberverachtung anzog.

»Frau«, erwiderte der Liebhaber, »sei froh, daß du mich hast. Denn wenn Dobolimi, dein Mann, mich noch einmal gehässig anredet, zerquetsche ich ihm den Kopf zu Mus, und dann bist du seine glückliche Witwe.«

Da warf sie das letzte Mäntelchen des Anstandes ab, das sie bisher um ihre Buhlerei gehängt hatte, und als ihr Gatte, ein milder Mann, der sie seltsamerweise liebte, ihr deswegen Vorwürfe machte, schleuderte sie vor versammeltem Volk einen Topf nach ihm.

»Weib«, sagte Dobolimi traurig, »wenn der Großkönig noch lebte, würdest du diese Missetat mit dem Tode büßen. Aber jetzt herrschen hier andere Gesetze. Dennoch will ich heute zu Sandis Palaver gehen und für mich sprechen.«

Sie antwortete ihm, er möge in die Hölle fahren. Denn diesen frommen Wunsch kennt der ungebildete Schwarze ebenso wie sein kultivierter weißer Bruder.

»O Mann«, spottete sie weiter. »Wer geht zu Sandis Palaver? K'luba, der Geschichtenerzähler, und Bofumasi, der Rätselmacher, so daß sich die Leute ins Fäustchen lachen werden. Aber sage mir, was für ein Rätsel willst du Sandi zu

ratzen aufgeben?«

»Dein Rätsel, Weib«, sagte Dobolimi schwer, »und wenn er es nicht rät, nun, so will ich mit meinen beiden Brüdern, die dich hassen, zu dir zurückkehren, und es wird mit all deiner Keckheit zu Ende sein.«

Im ersten Augenblick entfärbte sich Bofaba, dann aber erinnerte sie sich der Armmuskeln ihres Herzensfreundes, und sie lächelte nur.

An jenem Tage berief Sanders die sieben Häuptlinge - man nannte sie Meister der Hügel -, die eine beratende Stimme in allen Steuerangelegenheiten hatten, zu einem großen Palaver zu sich. Sie kamen und taten außerordentlich wichtig, denn seit Menschengedenken hatte niemand ihren Rat begehrt. In ihrer Begleitung waren ihre Trommler und Feldwächter sowie eine Anzahl kleinerer Unterbeamter.

»Häuptlinge«, redete Sanders diese illustre, wenn auch unkriegerische Versammlung an, »Häuptlinge, ihr seid weise Männer, darum wünsche ich, daß ihr mich beratet.«

»O ko«, seufzte ein fetter Häuptling, »dieser weiße Mann will etwas von uns..«

Sanders war diplomatisch genug, diesen Einwurf zu überhören.

»Jeder von euch soll unter seinen Leuten die besten Hüttenbauer, Strohflechter und Strohdachdecker auswählen, dazu Stroh und Holz bereitstellen, soviel ich brauche. Denn ich werde eine neue, große Königshütte erbauen, in der ich und der neue König, den ich ernennen werde, zu Rate sitzen und Gesetze geben werden, damit alle in Frieden und Behagen leben können.«

»Herr«, wandte einer der Hügelhäuptlinge verdrießlich ein, »es hieß, du würdest von uns gehen, und unsere Herzen waren dessen froh.«

»Ich werde bei euch bleiben«, sagte Sanders, ohne zu lächeln, »und der Kummer eurer Herzen wird nichts sein, verglichen mit dem schmerzlichen Gefühl auf eurem Rücken.«

Zwei Stunden später waren die besten Handwerker von Rimi-Rimi vor Sanders versammelt, und er zeichnete mit der Spitze seines Stockes den Grundriß der neuen Königshütte auf den Boden.

»Dort, wo ich ein Blatt hinlege, sollt ihr eine Türe machen, jeder Bambusstock aber bedeutet ein Fenster«, wies Sanders sie an.

Die Bauleute und Strohflechter berieten miteinander, und einer von ihnen kam als Wortführer zu Sanders.

»Herr, wir können dein Haus nicht bauen«, sagte er. »Denn wenn du erst ein Haus hast, wirst du bei uns bleiben. Darum haben meine Freunde und Brüder gesagt: Es ist besser, wir bauen ihm dieses Haus nicht, sondern wir kehren heim.«

»Nimm diesen Bambuspahl, Mann«, erwiderte Sanders, »und stelle dich hierher. Und jetzt halte ihn senkrecht über deinem Kopf.«

Der Mann gehorchte verwundert. Es war nicht leicht, den langen Pfahl in gestreckten Armen zu halten.

»Hier sollst du stehen bleiben bis zum Abend«, sagte Sanders. »Dann wird ein Tuch über den Pfahl gebreitet werden, und ich werde mich darunter stellen und Recht sprechen. Wehe dir aber, wenn du zitterst oder deine Arme sich krümmen. Meine Soldaten würden dich schlagen, bis der Magen sich dir umkehrt. Denn ich liebe es nicht, wenn das Dach über meinem Kopf wackelt.«

»Herr«, entgegnete der Mann betreten, »ich denke, es wird doch angenehmer sein, dir ein Haus zu bauen.«

»Das denke ich auch«, sagte Sanders trocken, und damit war der Streik beendet.

Gegen Abend sollte das erste Gerichtspalaver stattfinden, und zu dem Zweck waren drei Stühle vor die Königshütte gestellt worden. Zahlreiche Parteien und neugierige Zuschauer umlagerten den Platz. Vom Schiff her kamen Bones und Hamilton in neuen, prächtigen Uniformen, und Sanders ging ihnen bis zum Ufer entgegen. Er hatte Hauptmann Tibbetts, dessen Scharfsinn er bei anderen Gelegenheiten genügend schätzen gelernt hatte, am Abend vorher das Holztäfelchen ausgehändigt, das sich im Besitze Mofobolos befunden hatte. Vielleicht gelang es dessen Kombinationsfähigkeit, die Botschaft zu entziffern.

»Nun?« fragte Sanders voller Spannung. »Haben Sie etwas daraus machen können?«

»Hm«, meinte Bones mit gewichtiger Miene, »leicht war es nicht, teure alte Exzellenz, aber ich glaube, Sie haben sich nicht an den Unrichtigen gewandt. Schauen Sie her...«

Er wickelte das Taschentuch auf, das er behutsam um das Täfelchen geschlagen hatte.

Sanders entzifferte die kaum leserlichen Buchstaben noch einmal:

S.. der.

..... iana.. rguson..... , schre. l. ch.. G. f.... aben Sie.....

..... au von Limb.... hört J...

Tag de. Schauens als O. f. r.... geb... w...

»Ich nehme an«, sagte Bones, »daß das ganze Täfelchen beschrieben war. Ich ersetze alle Lücken durch Buchstaben und komme dabei zu folgender Version:

Sanders.

Ich bin Diana Ferguson und befinde mich in schrecklicher Gefahr. Haben Sie schon von der Teufelsfrau von Limbi gehört? Ich soll ihr am Tag des Schauens als Opfer dargebracht werden.«

Sanders nickte langsam. »Ich fürchte, Sie haben recht. Mein Gott, welche Rätsel uns von allen Seiten umdrängen. Ich setze meine ganze Hoffnung auf das Palaver. Vielleicht kommt das eine oder andere Bruchstück der Wahrheit ans Licht. Ist Kufusa zurück?«

Die Frage war an Hamilton gerichtet.

Sie wurde verneint.

»Sie haben Kufusa ins Lager der Teufelsfrau geschickt?« erkundigte sich Bones interessiert.

»Ja, Tibbetts. Ich empfand den begreiflichen Wunsch, den Tag zu erfahren, an dem ich als Opfer geschlachtet werden soll.«

Sanders führte seine Gäste auf den Palaverplatz, den die Menge in breitem Gürtel umdrängte. Da waren viele ehrlichen Herzens gekommen, die wirklichen Grund zur Beschwerde hatten, es waren aber auch etliche da, die sich über ihren neuen Herrn lustig machen und seine Geduld auf die Probe stellen wollten. Kaum hatten die drei Weißen Platz genommen, da erhob sich ein Mann, der berühmt war wegen seiner Rätsel.

»Herr«, sagte er, »folgende Frage liegt mir sehr im Magen, und da du so weise bist, wirst du sie mir gewiß beantworten können. So höre denn: In dem Garten des Altkönigs standen einst neun Bäume. An jedem Baum hingen neun Tannenzapfen. Nun kam ein Affe zu jedem Baum...«

Es war eines jener Rätsel, die Kinder in Verlegenheit setzen.

»O Mann«, sagte Sanders mit gerunzelter Stirn, »es scheint, du bist des Glaubens, daß du Hochzeitsgäste zu unterhalten hast. He, Abibu! Nimm diesen Narren und strecke ihn aus.«

Der Rätselmann wurde auf den Bauch gelegt und begann in Erwartung dessen, was ihm bevorstand, erbärmlich zu heulen.

In der Tat hatte sich der Haussasergeant die Ärmelaufschläge bereits zurückgestreift, und sein Rohrstock pfiff unternehmend

durch die Luft.

»Waren es neun Affen, oder waren es mehr?« fragte Sanders den Rätselmacher, als der neunte Schlag gefallen war.

»Herr, es waren neun! Ach - wären es doch weniger gewesen«, stöhnte der reuige Witzbold.

»Sei froh, daß es nur neun waren, es werden mehr für den sein, der dein Beispiel nachahmt und sich ohne Manneswürde benimmt«, sagte Sanders.

Da verkrümelten sich der Märchenerzähler und einige andere Spaßmacher in der Menge.

Eine Flut von echten Fragen und Beschwerden folgte. Sanders lauschte geduldig und fällte seine Urteile mit außerordentlicher Schnelligkeit. Wo ein Redestrom sich ins Uferlose entfesselte, schnitt er ihn ab, drang entschlossen zum Kern der Sache vor und kam rasch zur Entscheidung. Die Leute, die an stunden-, ja tagelange Gerichtspalaver gewöhnt waren, standen starr vor Staunen.

Dann erhob sich Dobolimi, der Gatte Bofabas. Er trug sein Häuptlingsabzeichen, Schwänze von Halbaffen, obwohl er nicht ein Kriegshäuptling, sondern nur das Haupt der Verwaltung war und nicht über Truppen, sondern nur über eine kleine Polizeimacht verfügte, mit deren Hilfe er Steuern eintrieb und lokale Streitigkeiten schlichtete. Seine Stellung war am besten der eines Bürgermeisters in einer zivilisierten Gemeinde vergleichbar. Sanders war diesem Amt in diesem Teil Afrikas zum erstenmal in Rimi-Rimi begegnet.

»Sprich, was führt dich zu mir«, fragte er Dobolimi, dessen zugleich würdevolle und bescheidene Haltung ihm gefiel.

»Sandi, ich stehe vor dir«, sagte der Häuptling, und Sanders gab seine Billigung mit einem Zeichen seiner Hand zu erkennen. »Die Gesetze der weißen Herren sind mir fremd«, fuhr Dobolimi fort, »aber die Gesetze des Großkönigs habe ich gekannt und oft danach Recht gesprochen. Nun ist er tot, und

nur dein Gesetz gilt. Darum bitte ich, gib mir dein Gesetz, damit ich weiß, was recht ist und was nicht. Denn ich war ein ehrlicher Mann und möchte es bleiben.«

»Du sollst es bleiben, Häuptling«, erwiderte Sanders gütig, denn die innere Rechtlichkeit dieses Mannes rührte ihn. »Es gibt nur ein Gesetz für die ganze Welt, und das heischt Sühne für jeden Frevel.«

»Dann machst du mich glücklich«, sagte Dobolimi einfach, »denn es wird ein Frevel an mir begangen, und du sollst ihn richten.«

Er erzählte seine Geschichte. Es war eine Geschichte, wie sie tausendfach vorkommt: ein gütiges Herz in der Gewalt eines herzlosen Menschen, ein Mann, gekettet an ein buhlerisches Weib, das ihn dem Gespött seiner Nachbarn preisgab und ihm in Augenblicken der Wut die Rache ihres herkulischen Liebhabers androhte.

»Er ist groß und stark wie ein Elefant«, klagte Dobolimi, »und er ist auch beliebt, weil er zur Leibwache des Königs gehörte. Außerdem ist er der Sohn des Bruders von Kabalaka, den der weiße Herr mit dem Glasauge in der Hütte des Erwählten erschlug.«

»Das ist ein böses Palaver, Dobolimi«, sagte Sanders. »Es scheint, daß deinem Weib jedes Gefühl für Anstand und Sitte fehlt, und was den Mann angeht, der dein Ansehen herabsetzt, so soll er sich hüten. Mag er so groß sein wie ein Berg und so stark wie das schnelle Wasser, das durch die Hände des Teufels fließt, ich werde ihn finden und zerbrechen. Wo ist dieser gewaltige Krieger?«

»Herr, er ist hier!«

Dobolimi wies auf den Mann, der sich keck in die erste Reihe gepflanzt hatte, sei es aus träger Neugier oder zu dem Zweck, dem Weibe Dobolimis Geschichten zuzutragen, oder auch nur, um den Häuptling durch sein Erscheinen einzuschüchtern.

»Mann, komm hierher«, sagte Sanders.

Der Krieger stolzierte herbei, und als er steif und aufrecht vor Sanders stand, hielt die Menge den Atem an, denn er überragte den Bezirksamtmann um mehr als Haupteslänge. Wülste aus rotem Ton starrten auf seinem Kopf, sein breiter, nackter Rumpf schimmerte von Öl. Wirklich, er bot einen majestätischen Anblick, und niemand hätte mit ihm anzubinden gewagt.

Sanders erhob sich, und ehe der Mann sich dessen versehen hatte, entriß er ihm den glänzenden Speer, das Abzeichen seines Ranges und seiner Ehre, der so poliert war, daß er wie Silber leuchtete. Sanders nahm ihn in beide Hände, und mit einem gewaltigen Ruck zerbrach er ihn über seinem Knie, was von jeher das Zeichen der Degradation in allen militärischen Kasten gewesen ist.

Ein Ah des Erstaunens lief durch die versammelte Menge.

»Gehe hinweg«, herrschte Sanders den vor Verblüffung starren Krieger an, »und geselle dich zu jenen, die meine Hütte bauen. Da sollst du den Werkleuten Wasser zutragen, und sehe ich morgen wieder Öl auf deinem Körper, so bekommst du die Peitsche, bis deine Haut trocken ist.«

Der Riese erwiderte nichts, gesenkten Hauptes schlich er von dannen. Sandi aber befahl, daß man Bofaba, Dobolimis hoffärtiges Weib, herbeihole.

»Ich sehe dich, Bofaba«, redete Sanders sie an, als sie vor ihm erschien. »Du hast die Liebe deines Mannes verhöhnt und dich unwürdig deines Ranges gezeigt. Darum sollen dir alle Abzeichen deines Standes genommen werden. Deine Armreifen, deine Ohrgehänge und deine Halsketten sollst du ablegen und für die Zeit eines Mondes meine Hütte ausfegen wie eine einfache Frau. So wirst du die Schande fühlen, mit der du bisher Dobolimi, deinen Gatten, überhäuft hast.«

Das Weib erwiderte nichts, aber die Augen, die sie groß und schwarz auf Sanders gerichtet hatte, funkelten vor Haß wie

geschliffene Kohle.

Das Palaver war beendet. Sanders' Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Er brach sogleich auf und schlenderte mit bewölkter Stirn durch eine der Vorstädte. Hamilton folgte ihm nicht, er erriet, daß der Schwager mit seinen Gedanken allein zu bleiben wünschte.

»Weißt du, was ich denke?« fragte ihn Bones, der seinem Vorgesetzten mit besorgter Miene nachblickte.

»Ich weiß es nicht und habe nie gewußt, ob du überhaupt zu denken imstande bist«, erwiderte Hamilton, der in gereizten Stimmungen mit Vorliebe über Bones herzufallen pflegte.

»Eines schönen Tages, lieber alter Major, wirst du dich doch mal zu der Entdeckung bequemen müssen, daß ich einen gut geölten Verstandesapparat besitze, und dann wirst du nicht wenig überrascht sein!«

»Du sprichst ein großes Wort gelassen aus, mein lieber Bones«, lachte Hamilton. »Also schieß los! Was hat dein gut geölter Verstandesapparat zurechtgeklügelt?«

»Zunächst mal glaube ich, daß unserer betrübten alten Exzellenz die Geschichte der kleinen Diana auf die Nerven geht. Und hier liegt des Pudels Kern.« Er tippte Hamilton dabei auf die Brust. »Als die Fergusons von dem scheußlichen alten Barbaren, dem Großkönig, umgebracht wurden, war Sanders noch - soviel ich weiß - bei den Ochori.«

»Ja«, sagte Hamilton nach kurzer Überlegung, »das stimmt.«

»Ist es nicht denkbar«, fragte Bones weiter, »daß die Botschaft nicht jetzt, sondern damals geschrieben und einem treu gebliebenen Eingeborenen anvertraut wurde, vielleicht noch ehe das Mädchen gefangengenommen und getötet wurde?«

Hamilton starrte zu Boden. »Dann wäre die Botschaft vor zwei Jahren geschrieben?«

»Und ist das nicht wahrscheinlicher, als daß sich das

Mädchen all diese Zeit in den Händen der Teufelin befunden haben und noch leben soll?«

»Wahrscheinlicher wäre es, da hast du recht«, sagte Hamilton schweren Herzens, »aber unsere letzten Hoffnungen werden damit begraben.«

Später fand Hamilton Gelegenheit, Sanders von Bones' Theorie in Kenntnis zu setzen. Sie schritten nebeneinander her. Ein Schwarzer führte sie. Der Distriktgouverneur hatte sich entschlossen, den Ort aufzusuchen, an dem einst Fergusons Hütte gestanden hatte. Sanders gab sogleich zu, daß Bones' Erklärung auf stichhaltigen Gründen fuße. Die Fergusons mochten von seiner Anwesenheit, bei den Ochori gehört haben. »Aber«, meinte er dann, »die Schrift schien noch ganz frisch zu sein. Als ich die Buchstaben berührte, wurden meine Fingerspitzen schwarz.«

»Vielleicht ist die Tafel einem Eingeborenen in die Hände gefallen, der sie in seiner Hütte als wunderkräftiges Juju bewahrt hat.«

Sanders antwortete nicht. Nur einmal hob und senkte sich seine Brust in tiefem Atmen.

Der Weg führte an der Nordseite aus Rimi-Rirni heraus und mündete in eine baumlose Ebene, die wie die Tummelstätte wilder Elefanten aussah, in Wirklichkeit aber, wie Sanders erklärte, der königlichen Garde als Lager- und Übungsplatz gedient hatte. Nach einstündigem Marsch gelangten sie auf den Kamm einer Hügelkette, die den Blick auf die jenseitige Ebene freigab. Eine Strecke ununterbrochenen Waldlandes schob sich bis an den Fuß eines kahlen, skelettartigen Berges heran. Sanders schaute lange und ernst hinüber.

»Das ist der Limpisi«, sagte er, »dort haust die angenehme alte Dame, die eines Tages...« Er vollendete den Satz nicht, aber Hamilton wußte wohl, er hätte sagen wollen: »die eines Tages von der höchsten Spitze des höchsten Baumes von Rimi-Rimi

baumeln wird«.

Sie setzten ihren Weg fort und folgten einem Pfad, der sich durch verkrüppeltes Wacholdergestrüpp hindurchwand.

Unterwegs vertraute Sanders dem Schwager seine geheimen Befürchtungen an.

»Der Nachschub macht mir Sorge«, sagte er. »Wir haben nicht genug Munition. Ich hatte gehofft, wir könnten dieses Landes ohne kriegerische Verwicklung Herr werden, aber das scheint ganz unmöglich zu sein. Wenn nur erst der König gewählt ist und auf festen Füßen steht, dann habe ich die Hände frei. Ich würde dann befestigte Posten auf der Gebirgsstraße einrichten. Unglücklicherweise führt nur dieser eine Weg aus dem Lande heraus. Denn mit der Wasserstraße läßt sich als gewöhnlichem Verbindungsweg nicht rechnen.«

»Nein«, sagte Hamilton, und er fügte bedeutungsvoll hinzu, »der Weg in das Gebirge führt durch Tofolakagebiet.«

Ohne es auszusprechen, teilte er damit Sanders mit, daß er dessen stärkste Befürchtung kannte. Die Tofolaka waren die unbotmäßigsten von allen Stämmen des Altkönigs gewesen, und sie hatten sich bisher verdächtig still verhalten. Auch hatte ihr Häuptling keine Gesandtschaft nach Rimi-Rimi geschickt. Hingegen schwirrten unkontrollierbare Gerüchte durchs Land, die von heimlichen Kriegspalavern zu erzählen wußten.

Der Pfad, dem sie folgten, wich jetzt zum Fluß hin ab. Sein breites silbernes Band schimmerte bereits hie und da durch die Waldlichtungen.

Plötzlich blieb der Führer stehen und wies auf den Boden. »Herr, hier hat die Hütte gestanden«, sagte er.

Sanders starnte in das hohe Elefantengras. Nicht eine Spur war von der Hütte zu sehen. Mit seinem Stock bog er die Halme auseinander.

»Ja, hier war es«, sagte er langsam.

Er hatte einen morschen Dachbalken entdeckt, den die Gräser verbargen. Nun watete er durch die Halme, die ihm bis über die Knie reichten, und traf endlich auf einen Haufen zerbröckelter Steine. Der Eingeborene reichte ihm das Beil, das er in seiner Ledertasche am Hüftgurt trug, und Sanders schob die Steine beiseite und hackte den Boden auf. Hamilton half ihm wacker. Der Schwarze stand untätig daneben. Er hatte zitternd vor Angst jede Mithilfe abgelehnt. Er fürchtete die Geister des verrufenen Ortes. Die beiden Weißen hatten Jacken und Hemden abgelegt und arbeiteten mit entblößtem Oberkörper. Die glühende Sonne zerstach ihre Haut. Die Arbeit war schwer und beinahe fruchtlos. Sie fanden Reste zertrümmerter Möbel, einen zerbeulten Kessel, ein vermodertes Buch und Porzellanscherben, die von den Plünderern übersehen oder mißachtet worden waren. Sanders grub in der Nähe des Steinhaufens nach, der einst als Herd gedient hatte, und fand eine rostige Geldkassette, deren Deckel ohne Mühe aufgerissen werden konnte. In der Kassette lagen Briefe, deren Schrift nicht mehr leserlich war, ein paar englische Banknoten und drei Lichtbilder, von denen das eine Frau Ferguson, das zweite eine Gruppe Unbekannter, das dritte die Tochter darstellte.

Das also war das ›kleine Weib mit dem Haar wie Mais‹, ein schlankes Mädchen, dessen feines Haupt wie in Gold gerahmt war. Schweigend gab Sanders das Bild seinem Schwager, der es lange und wie in Verzückung ansah. Selbst der Amateurfotograf hatte nicht vermocht, die engelhafte Lieblichkeit dieses Antlitzes zu vergröbern. Nur zögernd und mit einem tiefen Seufzer trennte sich Hamilton von dem Bilde. Sanders barg die Papiere und Bilder in seiner Jackentasche, dann gruben sie weiter, ohne noch einen nennenswerten Fund zu machen.

Auf dem Heimweg war Sanders ungewöhnlich still. Endlich brach er das Schweigen.

»Wenn die Teufelsfrau von Limbi wirklich so mächtig ist, wie es den Anschein hat, und die Zeichen, mit denen mich ihre Huld

schmückte, mehr zu bedeuten haben als bloße Spielerei, so wirst du dich an den Gedanken gewöhnen müssen, eines Tages die Leitung der Expedition zu übernehmen.«

Hamilton starnte seinen Vorgesetzten in tiefem Erschrecken an. »Du meinst doch nicht im Ernst, daß dich die Hexe als Opfer schlachten wird.«

Sanders lachte kurz und hart auf. »Man muß mit jeder Möglichkeit rechnen!«

»Mit dieser nicht.«

»Gerade mit dieser! Bedenke, selbst Kufusa ist nicht zurückgekehrt, und wer sich am Gesandten vergreift, wird auch den Herrn nicht verschonen!«

Sie hatten noch nicht den Königsplatz erreicht, da drang ihnen bereits der Lärm von klirrenden Speeren entgegen, und eine ungewöhnliche Bewegung auf den Gassen verriet, daß etwas im Gange war.

Vor der Tür der Königshütte wartete eine Schar Bewaffneter auf Sanders. Neugierige Stadtbewohner bildeten um sie einen respektvollen Kreis. Sanders bahnte sich einen Weg durch die Menge. Er musterte die Neuankömmlinge mit scharfem Blick. Bei seinem Erscheinen richtete sich einer der Krieger zu stolzerer Haltung auf. Der Lehm, mit dem sein Schopf bedeckt war, das Öl, von dem sein Körper triefte, und der silberne Speer in seiner Hand zeugten von seinem Beruf, der Gürtel von Halbaffenschwänzen und das breitschneidige Elefantenschwert an der Hüfte für seinen hohen Rang.

»O Kriegshauptmann«, redete Sanders ihn an, »warum trägst du deine Speere vor meine Hütte?«

»Mann«, sagte der Krieger stolz, »ich bin der Hauptmann der Hundertschaft, die an der Höhle der Altmutter die Wache hat.« Er trug einen runden Gegenstand in einem viereckigen Tuch aus einheimischem Gewebe. Sanders sah ihn und flüsterte Hamilton zwei Worte zu.

Dann wandte er sich an den Hauptmann. »Daß du die Höhle der Altmutter bewachst, ist das ein Grund, so hoffärtig vor mir zu stehen, der ich Herr dieses Landes bin?«

Die dunklen Augen des Kriegers blitzten Sanders an. »Die Herrin, der ich diene, ist größer als du, und wir, die sie bewachen, sagen dir: Hüte dich davor, Spione zu schicken, die böse Fragen stellen!«

Er ließ die Ecke des Tuches fallen, und ein Menschenhaupt rollte auf den Boden vor Sanders' Füße. Es war das Haupt Kufusas, des Mannes, den Sanders in das Lager der Teufelin entsandt hatte, um den Tag seines Opfertodes zu erkunden.

»Wir haben ihn festgenommen und über das Feuer gehalten, bis seine Lippen sich auf taten«, sagte der Hauptmann mit unbewegter Miene. »Und dann haben wir ihm den Kopf abgeschlagen.«

»Ich sehe es«, sagte Sanders nicht minder kalt. »Und du bist also ein Hauptmann von hundert Leuten?«

»Ich bin es - und ein großer Häuptling im Kriege. Schau her!« Er ließ seinen Finger über eine lange Reihe von Kerben herabgleiten, die in seinen Speer geschnitten waren. »Diese alle habe ich im Kampf erschlagen!«

Mit diesem letzten Pfeil des Triumphs glaubte der Hauptmann, sich einen guten Abgang gesichert zu haben, und er wandte sich seinen fünf Trabanten zu, um ihnen den Befehl zum Abmarsch zu geben.

Noch nie war Sanders die außerordentliche Macht und Gefährlichkeit der alten Frau von Limbi so bewußt geworden wie in diesem Augenblick; denn noch nie war man ihm mit solcher Kaltblütigkeit und Herablassung begegnet. Was für ein Weib mußte das sein, das eine solche Sicherheit des Auftrittens einzuflößen verstand!

Schon hob der Hauptmann den Arm mit dem glänzenden Speer, da riß Sanders seine Pistole hervor.

»Seht ihr das kleine Gewehr in meiner Hand? Es schleudert einen Blitz, schnell wie der Funke aus M'shimb'a M'shambas Auge, es speit einen Tod, dem keiner entrinnt. Legt die Speere nieder, ehe es mit euch spricht!«

Der Hauptmann starnte in die dunkle Mündung der unscheinbaren Waffe.

»Ich habe von diesen kleinen Gewehren gehört«, sagte er schwer und ließ seinen Speer fallen, ein Beispiel, dem seine Leute sogleich folgten. »Aber warum drohst du mir? Ich bin der Bote der Heiligen Frau. Weißt du nicht, daß ich unverletzlich bin?«

Sanders gab seinen Haussas einen Wink, und sie banden den stolzen Hauptmann mit geübter Hand.

»Mann«, knirschte der Krieger, »wie darfst du es wagen, mich auf meinem stolzen Wege aufzuhalten!«

»Ich halte dich nicht auf«, erwiderte Sanders. »Ich will dich nur noch rascher an dein Ziel befördern - nur daß es nicht die Höhle von Limbi ist, sondern die Spitze eines gewissen Baumes, an den ich schon vor dir einen großen Häuptling hängen ließ, und dort stirbst du noch heute, damit man wisse, daß meine Boten heiliger sind als die Hauptleute einer Hundertschaft. Und an den gleichen Baum, an dem du hängst - hört es, ihr Krieger, die ihr nicht hängen werdet -, knüpfe ich eines Tages die Teufelin von Limbi selber auf, sei sie Mann, Weib oder Geist - hängen soll sie, bei Ewa!«

Die Kriegstrommeln des Altkönigs rollten mit dumpfem Ton, und vor den entsetzten Augen von Rimi-Rimi baumelte der entseelte Körper des Mannes, auf dem die schützende Hand der Frau von Limbi geruht hatte. Erst nach Sonnenuntergang nahm man ihn herab und schaffte ihn zu den Inseln der Toten, wo er mit allen Ehren bestattet wurde. Denn so hart auch Sanders zu strafen wußte, vor den Toten schwieg seine Feindschaft.

Es war am Abend, als eine finstere Frau in schmucklosem

Gewande, stumm und verbissen, die Hütte ausfegte, die Sanders jetzt bewohnte. Sanders hatte die beiden Frauen, die diese Arbeit bisher verrichtet hatten, kurz vorher entlassen, teils hatte ihn ihr Geschwätz gestört, teils wollte er es Bofaba ersparen, sich ihrer Demütigung unter den höhnischen Blicken ihrer Geschlechtsgenossinnen zu unterziehen.

Als um acht Uhr die Ordonnanz das Essen auf den Tisch stellte, ließ er Bofaba kommen.

»Frau«, redete Sanders sie an. »Du darfst jetzt zu deinem Gatten zurückkehren und in seiner Hütte schlafen. Aber bei Sonnenaufgang mußt du wieder hier sein.«

Sie warf ihm einen haßerfüllten Blick zu, dann senkte sie die Lider. »Herr, es ist besser, daß ich gehängt werde wie der große Krieger«, sagte sie, »denn jetzt werden die Leute auf meinem Hügel mit Fingern nach mir weisen.«

»Lange genug haben sie auf deinen Gatten mit Fingern gezeigt, gute Frau«, sagte Sanders.

Obwohl Bofaba entlassen war, traf sie keine Anstalten zu gehen. Irgend etwas beschwerte ihren Sinn. »Herr«, platzte sie schließlich heraus, »wenn ich dich tötete, würde mich dann der andere Herr aufhängen?«

»Da kannst du ganz sicher sein, daß er das tun würde«, erwiderte Sanders. »Noch wahrscheinlicher ist, daß dich der Blitz aus meinem kleinen Gewehr vorher zu finden weiß.«

Da ging sie hinaus und erstieg langsam den Hügel. Jetzt haßte sie Sanders noch mehr als ihren Gatten, und sie fühlte, sie würde keine Ruhe haben, ehe sie nicht ihr Messer in seine Brust gestoßen hatte.

Sie suchte ihren Liebhaber auf, denn sie bedurfte des Trostes. Aber statt zärtlicher Worte bekam sie Prügel von ihm. Sie gab Sanders auch dafür die Schuld und haßte ihn mehr denn je.

Sanders und Hamilton weilten beide auf dem Schiff, als sich

Bofaba in die Königshütte zurückschlich. Niemand sah sie, noch das Schwert, das sie unter ihrem Gewand verbarg. Um Mitternacht hörte sie Schritte im Vorraum. Sicher war das der weiße Herr, der sein Lager aufsuchte. Aber als sie durch die Matte blickte, gewahrte sie eine Frau. Sie zog einen naheliegenden Schluß, und ihre Lippen verzogen sich höhnisch, da sie aber nicht wünschte, verraten zu werden, fragte sie mit rauher, verstellter Stimme: »Wer ist da?«

Wie wenn der Flügel einer Fledermaus sie streifte, berührte eine Hand ihr Gesicht, etwas Feuchtes strich zweimal über ihre Stirn, und dann hörte sie das Geräusch enteilender Füße. Eine furchtbare Ahnung krallte sich eiskalt in ihr Herz. Mit dem Handrücken befühlte sie ihre Stirn. Im nächsten Augenblick entfuhr ihren Lippen ein herzzerreißender Schrei. Sie stürzte aus der Hütte, unbekümmert um die Wache, die ihre Rufe vergeblich hinter ihr hersandte.

Sie keuchte den Hügel hinab und stürzte in die Hütte ihres Gatten. Als er das Schwert in ihrer Hand erblickte, griff er nach seinem Speer. Sie sah seine Geste gar nicht. Sie warf sich vor ihm auf die Knie.

»Herr, Herr«, jammerte sie, »was ist mit meiner Stirn?«

Er schaute sie an und heulte vor Schreck laut auf. »Frau«, klagte er, »Unselige! Du bist von der Teufelin von Limbi zum Tode gezeichnet worden!«

Sie starzte ihn offenen Mundes an, dann riß sie das Schwert empor, stemmte den Griff auf den Boden und die Spitze auf ihr Herz, und sie war lautlos vornüber gefallen, noch ehe er eine Bewegung machen konnte. Ein Blutstrahl quoll empor. Sie war dem Beispiel vieler Gezeichneter gefolgt. Sie hatte einen jähnen Tod der langen Qual des Wartens vorgezogen.

Der König aus dem Süden

»Herr«, sagte Dobolimi, noch zitternd von dem überstandenen Schrecken, »sie starb, weil sie das Opferzeichen auf der Stirn trug. Sie mochte wohl nicht auf den Tag des Schauens warten.«

»Den Tag des Schauens?« fragte Sanders schnell. »Wann ist der?«

»Herr, am neunten Tag nach dem Neumond.« Sanders zog den Atem tief ein und ließ ihn langsam entströmen.

»Wie kommt es, daß deine Frau gezeichnet wurde?«

»Herr, ich weiß es nicht, aber eine Frau, die die Verstorbene gut kannte, hat mir erzählt, daß Bofaba gegen Abend zu dir zurückkehrte, um dich zu töten. Während sie in deiner Hütte auf dich wartete, muß das Schreckliche geschehen sein.«

Sanders sann nach. Die Wache hatte ihm berichtet, daß eine laut kreischende Frau wie eine Rasende in die Nacht geflüchtet war.

»In Zukunft werden wir auf der ›Zaire‹ schlafen«, sagte Sanders zu Hamilton. »Ich fürchte, daß sich die Tschu in ihrem Opfer getäuscht hat. Diesmal warst du es, der daran glauben sollte.«

»Der Teufel soll die Teufelsmutter reiten«, brummte Hamilton.

Beim Lunch, der an Bord des Schiffes eingenommen wurde, nahm man die Ereignisse des verflossenen Tages noch einmal unter die Lupe.

»Komisch bleibt es immerhin, daß mich niemand zu zeichnen wünscht«, ließ Bones sich hören.

»Selbst die Teufelsmutter dreht dir eine lange Nase«, sagte Hamilton, wobei er eine Essiggurke aufspießte.

Aber Bones war viel zu eifrig bei der Sache, um die zarte

Anspielung zu verstehen. »Ich habe eine unheimliche Entdeckung gemacht«, verkündete er strahlend.

»Wann tätest du das nicht«, fragte Hamilton trocken.
»Besonders beim Essen pflegt dir das zu passieren.«

Bones blickte Hamilton mit einem Wohlwollen an, das das härteste Herz hätte zum Schmelzen bringen müssen.

»In diesem Lande gibt es viele seltsame Dinge. Andere, überlegenere Gehirne, lieber Hamilton, übersehen sie, aber meiner jugendlichen Weisheit fallen sie auf.«

»Sehr richtig, Bones«, meinte Sanders lächelnd. »Es gibt viel Seltsames hier, und Ihre jugendliche Weisheit ist nicht das wenigst Seltsame davon.«

Bones verbeugte sich.

»Das sollte kein Kompliment sein«, erläuterte Hamilton, und Bones verbeugte sich zum zweitenmal.

»Lassen Sie sich nicht unterbrechen, Bones«, ermunterte ihn Sanders.

»In diesem Lande gibt es viele seltsame Dinge«, hub Bones von neuem an. »Aber es gibt keine Zauberer!«

Die beiden Männer schauten einander an.

»Er hat recht«, sagte Sanders langsam. »Solange ich hier bin, habe ich weder von einem Zauberer-Palaver gehört noch einen dieser sympathischen Herren getroffen.« Er sah anerkennend zu Bones hinüber. »Die Beobachtung legt für Ihren Scharfsinn wirklich ein gutes Zeugnis ab.«

»Ich wußte es, liebe alte Exzellenz«, sagte Bones bescheiden.

Sanders lächelte nur.

»Ganz gewiß läßt die Wahrnehmung, daß sich in keinem Stamm ein Zauberer findet, merkwürdige Schlüsse zu. Vielleicht liegt auch darin das Geheimnis der Macht, die von der Teufelsfrau ausgeht. In ihrer Person sind alle Zauberer des Landes vereinigt, und der Nimbus, der früher von unzähligen

ausging, hat sich um ihr Haupt verdichtet. Wahrscheinlich wacht sie voll Eifersucht über ihrem Monopol!«

Sanders ließ eine der Geiseln herbeiholen, die auf dem Schiff eine beschränkte Bewegungsfreiheit besaßen. Es war ein Häuptling niederen Ranges.

»Es ist wahr, Herr«, gab der Häuptling unumwunden zu. »Wir haben keine Zauberer. Nur einmal erhob sich ein Mann namens Gigini, um Magie zu treiben. Aber die Frau von Limbi« - er schauderte bei der Nennung des Namens - »entbrannte in Zorn gegen ihn. Da ließ der alte König, um ihr gefällig zu sein, den Mann herbeiholen. Eine bissige kleine Schlange wurde in seinen Mund gelegt, und man nähte ihm die Lippen zusammen. Daran starb er.«

»Gemütsmensch«, murmelte Hauptmann Tibbets.

Damit hätte das Palaver füglich enden können, aber die Neugierde legte dem Gefangenen eine Frage auf die Lippen, die Sanders in den letzten vierundzwanzig Stunden wohl hundertmal an sich selbst gerichtet hatte.

»Herr«, fragte er, »wo wirst du den König hernehmen?«

»Vielleicht von den Tofolaka«, sagte Sanders, obwohl er durchaus noch nicht sicher war, damit den richtigen Griff zu tun. »Ihr Häuptling ist ein großer Krieger, außerdem war seine Schwester des Königs Weib!«

»Herr«, sagte der Mann warnend, »wenn du das tust, wird Krieg im Lande sein. Die Tofolaka sind bei den Fongini wegen ihrer Grausamkeit verhaßt, und es heißt, daß die Schlange und die Tofolaka zusammen im Grase leben und daß die Schlange darüber vor Scham stirbt. Auch fürchten wir Leute von Rimi-Rimi die Tofolaka seit Jahren; denn eine alte Prophezeiung sagt, daß der nächste König aus dem Süden kommen wird.«

»Die Bubujala haben einen neuen König eingesetzt«, sagte Sanders, in dem ein Gedanke Gestalt gewann.

Doch der Häuptling spie auf den Boden. »Die Bubujala sind große Diebe«, sagte er verächtlich. »Außerdem verspeisen sie ihre Gefangenen. O Herr, wie kannst du in deinem Sinn auch nur erwägen, einen König dieses schändlichen Stammes über das stolze Volk von Rimi-Rimi zu setzen?«

»O Mann«, erwiderte Sanders spöttisch, »welchen Grund zum Stolz habt ihr in Rimi-Rimi?«

»Herr, wir sind stolz darauf, daß wir nicht sind wie andere Leute«, brüstete sich der Pharisäer.

Zu der gleichen Zeit, da man auf der ›Zaire‹ das Fehlen der Zauberer in diesem sonst von Zauberei ganz eingesponnenen Lande besprach, war bei den Tofolaka ein Mann zu Ansehen gekommen, der sich rühmte, die totesten Toten erwecken zu können. Vielleicht hatte er seine Künste schon zu Lebzeiten des Altkönigs ausgeübt; denn es ging das Gerücht, daß er calacala - das heißt vor langer Zeit - einen sehr toten Mann erweckt habe, indem er ihm den furchtbaren Namen einer gewissen Teufelsfrau ins Ohr flüsterte, worauf jener zweimal nieste und heftig nach Speise verlangte.

Damals war es also immerhin noch die alte Dame von Limbi gewesen, die ihm ihre Wunderkräfte geliehen hatte.

Nun aber hatten sich die Dinge geändert. Der Altkönig war tot, und die einzige Staatsautorität, die noch bestand, ruhte in den Händen von drei weißen Männern, die mit der Behauptung in das Land gekommen waren, die Diener eines mächtigen Völkerbundes zu sein, wofür der Name der Eingeborenen lautete: ›Viele, die wie einer reden. Aber Reden ist nicht Handeln, und drei weiße Männer, die man nur vom Hörensagen kennt, brauchen einen Totenerwecker nicht einzuschüchtern. So also hielt Lobi die Zeit für gekommen, sich als Zauberer zu etablieren und, wenn es anging, der Teufelssmutter die Macht zu entreißen. Mit diesem Plan trat er vorerst noch nicht an die Öffentlichkeit. Vielmehr ließ er durchblicken, daß er seine

Inspirationen aus einer Weisheitsquelle schöpfe, die beiden gemeinsam sei. Er behauptete, daß die Altmutter, in deren Belieben es stehe, bis zur Däumlingsgröße zusammenzuschrumpfen, in den Nachtstunden auf dem Rücken einer Fledermaus zu ihm geritten käme, worauf sie sich mit ihm ohne Stolz und Überhebung in lange Unterhaltungen einließe.

Um den Nimbus des Geheimnisvollen zu erhöhen, gab Lobi als nächstes seine Weiber auf und zog sich in eine Höhle der Nachbarschaft zurück, womit er ganz gewiß ein unverschämtes Plagiat an der Teufelsmutter beging, das aber dennoch nicht seinen Eindruck verfehlte. Um nun vollends der beneideten Konkurrentin gleichgestellt zu sein, forderte er eine Leibwache von Jungfrauen. Doch diese wurde ihm zunächst noch verweigert, zumal nicht genügend Jungfrauen verfügbar waren. Da aber starb sein Bruder, ein Unterhäuptling, oder er tat wenigstens so, als ob er gestorben wäre, indem er sich lang und steif ausstreckte und das Weiß seiner Augen zeigte. Man sandte nach Lobi, der eilends herbeikam. Er legte die Hand auf das Herz seines ›toten‹ Bruders, blies ihm in die Nasenlöcher und murmelte unverständliche Worte. Der Bruder erwachte und verspürte einen Mordshunger.

Man möchte es nicht aussprechen, aber es muß doch gesagt werden, daß es auch angesichts dieser Wundertat noch Zweifler gab, die es lieber gesehen hätten, wenn der ›Tote‹ nicht gar so eng mit seinem ›Erwecker‹ verwandt gewesen wäre. Ja, einige, denen die Häuptlingsfrau nicht gestattet hatte, den Toten zu betasten, um festzustellen, ob er auch wirklich mausetot war, gaben ihren Bedenken laut und mißfällig Ausdruck.

Zur Strafe belegte Lobi den ungläubigsten Thomas mit seinem Bannfluch, und man fand ihn am nächsten Morgen mit durchschnittener Kehle. Es mußte also doch in dem Fluche Lobis eine tödende Kraft gelegen haben. Und wer mit seinem Fluche töten konnte, sollte der nicht auch vom Tode auferwecken können? So war Lobis Ruhm in seinem

Heimatdorf begründet. Bald sollte er über dessen Grenzen hinaus zu Ansehen und Bedeutung kommen.

Das ging so zu.

Der Oberhäuptling der Tofolaka ließ seinem ganzen Volk, seinen Häuptlingen und Dorfobersten, seinen Jägern und Verwaltern verkünden, daß Palaver über die Nachfolgeschaft des Altkönigs abzuhalten seien. Es sollte der >größte und ruhmvollste Häuptling der ganzen Welt< gewählt werden, >einer, der sein Volk und sein Land über alles liebt, der kriegsgeübt ist und die weißen Männer haßt<.

Es war klar, daß der Oberhäuptling der Tofolaka damit niemand anders meinte als sich selbst, und so fiel die Wahl in jenem Palaver auf ihn. Da legte sich Lobi eine Kette von ausgefallenen Zähnen um den Hals, band an den Gürtel eine Teufelsmaske und trat die Reise in die Stammeshauptstadt an, wo er sich dem Oberhäuptling vorstellte.

»Ich sehe dich, Lobi«, sagte M'ndi. »Wenn ich erst in Rimi-Rimi sitze und die heilige Frau mir ein Palaver wegen deiner schamlosen Anmaßungen machen sollte, werde ich dich wohl den Abhäutern übergeben müssen.«

Lobi fühlte, wie alles Blut seine Wangen verließ, aber er trug seine keckste Miene zur Schau.

»Herr«, sagte er, »noch in der letzten Nacht sprach ich sehr freundschaftlich mit dem Geist des Altweibes, der mir wie einem Bruder zugetan ist. Er saß auf dem Rücken einer Fledermaus und hatte sich so klein gemacht, daß er auf meinem Finger hocken konnte.« Zum Beweise hielt er dem Häuptling den Finger unter die Nase, und es ward M'ndi recht unbehaglich zumute. »Schwester Teufelin«, redete ich das Geistlein an - denn so verkehren wir miteinander -, »Schwester Teufelin, wenn es dir recht ist, wollen wir M'ndi an die Stelle des Altkönigs setzen. Er ist Kabalakas Bruder und der Erbe seiner Rache an den weißen Männern. Außerdem ist kein Häuptling im Lande so

königlich wie er!«

»O ko«, sagte M'ndi entzückt. »Da sprachst du ein gewaltiges Wort. Was sagte darauf das Geistlein?«

Lobi ließ ein mächtiges Räuspern vernehmen, mit dem er sich Mut machen wollte. »Herr, es zeterte laut und sagte: ›M'ndi ist nicht der König meiner Wahl.‹«

Lobi hatte wie ein Besessener gesprochen. Er wußte, er setzte sein Leben auf eine Karte, aber eine unheimliche Macht in seinem Innern zwang ihn, seinen Trumpf auszuspielen.

M'ndi zog die Brauen zusammen. »Tod und Teufel!« zischte er. Es klang wie das Fauchen einer Katze.

»Herr«, fiel Lobi rasch ein. »Trage deswegen keinen Kummer. Denn sieh, ich habe das Geistlein von meinem Finger geschüttelt. ›Frau«, rief ich ihm zu, ›setze dich wieder auf eine Fledermaus und kehre heim in deine große Höhle. Denn ich, Lobi N'kema, der ich ein weithin berühmter Zauberer bin und ein wunderbarer Erwecker der Toten, werde M'ndis Freund sein.‹«

Der König tat den Mund sperrangelweit auf. »Das hast du gesagt - und lebst?«

»Du siehst es, Herr«, sagte Lobi mit bescheidener Würde.

»Und die Altmutter hat dich nicht zu Boden gestreckt?«

»Wohl hob sie ihre Hand und schleuderte einen Blitz, aber ich deckte mich mit dem Schild, der von drei blinden Geistern für mich erzaubert wurde. Als der Blitz den Schild traf, verwandelte er sich in Wasser, glitt ab und grub ein tiefes Loch in den Boden. Du kannst es sehen, wenn du mit mir in meine Höhle kommst.«

Der Häuptling faltete die Stirn und dachte angestrengt nach. »Bleibe bei mir, Lobi«, sagte er endlich, »ich sehe, du bist größer als die alte Frau!«

Da kam Lobis erhabenster Augenblick. Triumph und

Siegesrausch rissen ihn mit, daß er ausrief: »Herr, die Teufelsfrau von Limbi wird sterben. Aber ich werde niemals sterben. Der Tod ist nicht so stark wie ich!«

Ein Stillschweigen entstand.

Hätten Neugier, Laune oder die reine Lust am Morden ihn getrieben, Lobi beim Wort zu nehmen, es wäre um den ›Unsterblichen‹ geschehen gewesen. Das wußte Lobi wohl. Er stand wie ein Erzbild da. Er fühlte, wie sein Blut zu Eis gerann und der Boden sich unter ihm öffnete. Aber als die Todesangst ihm eben den Magen umkehren wollte, redete M'ndi ihn an, und schon beim ersten Wort erkannte er, daß das Spiel gewonnen war.

»Höchstheiliger, du sollst von heute ab in meiner Hütte schlafen«, sagte der Oberhäuptling.

Der Ort, an dem diese bedeutsame Entscheidung fiel, lag etwa zweihundert Meilen von der Königsresidenz der Ochori entfernt. Das Massiv der Geisterberge schiebt sich als himmelhochragende Schranke dazwischen, unüberschreitbar bis auf einen schmalen Paß, der ihren Kamm überquert und sich an einer tiefen Schlucht entlangwindet. Es war ein Pfad, wie ihn die Ziegen treten. Nur ein geübtes Menschenauge fand sich hier zurecht.

In der Ochoristadt residierte ein Häuptling, der ein Fremdling unter seinem Volke war. Bosambo stammte aus Liberia. Er war ein Kruneger, der aus einer Strafanstalt Monroviyas entwichen war und Hunderte von Meilen über ödes, gefährliches Land zurückgelegt hatte, bis er sich unter den Ochori niederließ. Die Ochori wurden damals als Feiglinge verachtet. Er hatte aus ihnen ein kriegerisches Volk gemacht. Er hatte die Akasava, die N'gombi, die Isisi und schließlich auch die Widersacher in seinem eigenen Lager besiegt, und er war ein treuer Diener der britischen Regierung geworden, wenn er auch in kleinen Dingen nicht immer ganz ehrlich und aufrichtig war. Bereits einmal war

er in das Land des Großkönigs eingedrungen, um sein gefangenes Weib zu befreien. Sanders hatte sie durch sein Dazwischenkommen vor einem grausamen Tod bewahrt, und nun hing Bosambo ihm mit noch größerer Treue an. Sein eigenes Leben achtete er zwar gering, aber die Frau war der Sonnenstrahl seines Daseins geworden. Er liebte sie mehr als seinen Augapfel. Sie war eine anmutige, zierlich gebaute brauhäutige Araberin, die dem rechtmäßigen islamischen Glauben angehörte. Sie hieß Fatima, aber die Leute hatten ihren Namen in Fitema umgewandelt.

Fitema saß an der Tür ihrer Hütte und wiegte ihren zweiten Sohn auf den Knien. Dabei beobachtete sie Bosambo, dessen Augen besorgt den Himmel absuchten, der in glasklarer Bläue strahlte.

Die Hütte des Häuptlings lag hoch, wie alle Königshütten in diesem Teil Afrikas. Von ihrem Eingang aus beherrschte der Blick die ganze Hauptstraße. Von ihrem Platz aus konnte Fitema sehen, wie die Ochorifrauen an ihren Feuern die Abendmahlzeit bereiteten.

»Herr«, fragte sie ihren Gatten mit weicher, wohlklingender Stimme, »ist der kleine Vogel noch immer nicht zu sehen?«

Bosambo schüttelte den Kopf. »Alle Dinge sind bei Allah.« sagte er ergeben.

Seit zwanzig Tagen wartete er auf seinen kleinen gefiederten Liebling, und noch immer wollte er nicht kommen. Doch als das Abendlicht eben verblutet war, tauchte in dämmerferner Höhe ein zarter Punkt auf, der sich zusehends vergrößerte. Es war ein müder Vogel, der sich auf ausgebreiteten Schwingen herabgleiten ließ. Bosambo stieß einen schrillen Pfiff aus, und die Taube setzte sich auf seine ausgestreckte Hand.

»O Kuku«, sagte er mit leisem, vergnügtem Lachen, indem er zärtlich über das schimmernde Gefieder strich, »was für Sorge habe ich deinetwegen gehabt.«

Er streifte die beiden Gummiringe von den Beinchen ab und entrollte das dünne, eng beschriebene Stück Papier, das dazwischen geklemmt war. Aber ehe er die Botschaft las, ließ er der Taube Wasser und Körnerfutter reichen. Sie saß auf seiner Schulter, während er die Schrift zu entziffern versuchte.

Dann legte er dem jungen Weibe, das ihn angstvoll beobachtete, die gewaltige Kriegertatze aufs Haupt.

»Oh, du Mutter meiner Kinder«, sagte er, »Sandi ruft mich zu einem großen Palaver!« Die Frau befeuchtete ihre trockenen Lippen. »Du gehst - allein?«

»Mit meinen Speerleuten - doch ein Weib nehme ich nicht mit«, sagte Bosambo. »Die Stadt des Altkönigs birgt böse Erinnerungen.«

»So gehe denn, Herr, wenn du mußt«, sagte sie nach einer bangen Pause. »Ich werde das Ochoriland in deinem Namen regieren!«

Zehn Minuten später ertönte das dumpfe Trommeln der Lokoli. Sandi berief die ›Häuptlinge des Sonnenaufgangs‹ zu sich, so genannt, weil sie die Ochoristadt bei Sonnenaufgang erreichten, wenn sie des Abends aus ihren verschiedenen Heimstätten aufbrachen.

Gegen Morgen hielt Bosambo sein Palaver ab. Er beschränkte sich auf wenige Worte.

»Ich gehe über die Berge in das Land des Großkönigs«, sagte er, »und mein Weib Fitema sitzt an meiner Statt. Jeder gehorche ihr, dem sein Leben und seine Würde lieb sind. So will es Sandi!«

»Bosambo«, bemerkte ein Schalk aus der Versammlung, »mußten wir deswegen die Nacht durchheilen, daß du uns das verkündest? Wer weiß denn, ob du bleibst oder ob du gehst - außer an den Tagen der Steuererhebung. Da wissen wir ohnehin alle, daß du da bist!«

Ein unterdrücktes Lachen erscholl. Dann erhob sich ein Unterhäuptling und gelobte Fitema für sich und sein Dorf Gefolgschaft. Die anderen ahmten sein Beispiel nach, und das Palaver endete in einem Austausch von Höflichkeiten. Als die Nacht hereinbrach, war Bosambo bereits unterwegs, und noch stundenlang später sandten seine Lokoli eine lange Botschaft nach Norden aus, die in Windeseile das Land durchlief und schließlich auch von den Trommlern der Tofolaka wiederholt wurde, obgleich sie die Ochorisprache nicht verstanden. Aber es konnten ja auch Geister sein, die sich auf diese Weise den Sterblichen verständlich zu machen suchten.

M'ndis Trommler aber war ein kluger Mann. Er fand eine Deutung und brachte sie vor den Häuptling, der mit sieben weisen Männern eine Ratssitzung abhielt.

»Herr, ein Langruf kommt von den Bergen herab. Niemand versteht ihn, nur ich schaue in sein Geheimnis!«

»Was sagt er?« fragte M'ndi neugierig.

»Herr, er sagt: ›Ich komme! Halte dich bereit.‹«

Lobi, der mit im Königsrat saß, räusperte sich. »Ein Geisterspruch«, sagte er wichtiguerisch. »Man will dir wohl im Reich der Unsterblichen. Denn wie sollte die Botschaft von einem Menschen sein. Ein jeder weiß, daß es jenseits der Berge nur eine Schar elender Räuber und das Ende der Welt gibt.«

Der Häuptling zupfte in einer nachdenklichen, aber nicht unangenehmen Geistesverfassung an dem schütteren Bart, der ihm das Kinn umrahmte. »In diesem Lande ist seit Beginn der Welt immer gesagt worden, daß der König eines Tages aus dem Süden käme«, sagte er. Das heißt, er gebrauchte nicht das Wort ›Süden‹, sondern einen Ausdruck, der soviel wie ›zur Linken der sinkenden Sonne‹ bedeutet. »Wenn du wahr sprichst, Lobi, und jenseits der Berge kein Königreich mehr liegt, dann bin ich der Verheißene; denn kein Land liegt den Bergen näher als das meine.«

Da kam Lobi der größte Gedanke seines Lebens. »Herr«, sagte er, »könnte nicht ein Mensch aufstehen und sich brüsten, er sei der wahre König, weil sein Misthaufen noch südlicher liegt als die Stadt M'ndis? Darum rate ich, daß wir in die Berge hinaufziehen, um ein Palaver mit den Geistern zu machen.«

»O ko«, brach es von den Lippen des bestürzten Häuptlings, »ich liebe keine Geister. Wie kann ich sie anschauen, ohne zu erblinden? Geh du hinauf. Ich warte am Fuße der Berge. Zudem«, fügte er mit einem Blick auf sein Bäuchlein hinzu, »bin ich zu fett zum Klettern!«

Am nächsten Morgen wurde Lobis Ratschlag zur Tat. Der König in spe, seine Räte und zwei Regimenter zu je tausend Speeren brachen zur Attacke gegen die Geister auf. Am dritten Tage ließen sie sich in einem Dorfe nieder, um eine befriedigende Lösung für das Problem des Nachschubs zu finden. Zweitausend hungrige Mägen zu füllen war keine Kleinigkeit. Das ganze Land hallte vom Wehklagen der betroffenen Häuptlinge wider. Da sich M'ndi nicht dazu entschließen konnte, ihre Kornspeicher gewaltsam zu plündern, blieb nichts weiter übrig, als die militärische Eskorte bis auf seine Leibwache von achtzig Mann nach Hause zu schicken.

Die zweite längere Rast wurde gehalten, als der König Wohlgefallen an einem Tanzmädchen fand. Endlich, am fünften Tage, wurden die Ausläufer des Gebirges erreicht. Die höchsten Spitzen des Bergmassivs waren von Wolken verhüllt, ein sicheres Zeichen, daß sich die Geister in voller Armeestärke versammelt hatten und ungestört zu bleiben wünschten. Lobi riet von einer Fortsetzung des Marsches ab. Erst am nächsten Tage, als sich die Wolken verzogen hatten und die Berge in lichter Klarheit erstrahlten, wurde das Lager auf die halbe Höhe eines Bergabhangs vorgeschoben.

Eine ganze Nacht hindurch wälzte M'ndi die Frage in seinem Kopf, ob seine Interessen auch sicher in den Händen seines neugebackenen Hofzauberers ruhten, und er kam zu der

Vermutung, Lobi könne möglicherweise die Besprechung mit den Geistern zu seinem Vorteil ausnutzen oder ihm gar wichtige Bruchstücke der Verhandlung unterschlagen.

»Ich will mit dir kommen bis an die Grenze des Teufelslandes«, verkündete er daher seinem Hof Zauberer am andern Morgen. »Ich glaube nicht, daß die Geister es böse mit mir meinen!«

»Herr, in deiner Weisheit findest du stets das Richtige«, sagte sein Genosse, der Seher, bereitwillig. »Du mußt dich wappnen für die Zeiten, da du König bist; denn ich sagte dir schon, daß am Ende der Welt noch elende Räuber hausen, und wenn du ihnen einst entgegenziehen mußt, so ist es gut, daß sich die Geister an deinen Anblick bereits gewöhnt haben.«

Diese Rede gefiel M'ndi wohl, und so brachen sie selbander am frühen Morgen auf und keuchten den steilen, durch loses Geröll fast unwegsam gemachten Pfad zum Kamm des Gebirges hinauf.

»Ich sehe keine Geister«, sagte M'ndi und zog schnüffelnd die Luft ein.

»Herr, für dich sind sie unsichtbar«, beeilte sich Lobi zu erwideren. »Ich aber sehe mit meinen begnadeten Augen unzählige. Schau, da ist einer in gebrechlichen Jahren. Er schreitet quer über den Weg!«

»Ich sehe nichts«, sagte M'ndi, der Wahrheit gemäß. »O ko, Lobi, nun weiß ich, daß du ein großer Zauberer bist!«

Bei diesem Lob fühlte der Seher seine Einbildungskraft merklich wachsen.

»Und da«, rief er erregt, »der Geist des alten Königs in eigener Person. Bei deinem Anblick hat er voll Freude die Hand gehoben, die ihm geblieben ist.«

M'ndi sah noch immer nichts. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen. Er bohrte den Blick in die Schrunde der

Felsenzinnen, Schatten nahmen hie und da Form und Gestalt an. Waren das Geister? Er wußte es nicht. Fast demütig wanderte sein Auge zu Lobi zurück, dem der Kamm mehr und mehr schwoll.

»Nun werde ich mit ihnen sprechen«, verkündete Lobi feierlich. Er richtete seinen Blick auf eine Stelle, die für den Häuptling absolut leer war.

»O Geist«, rief Lobi laut, »ich sehe dich!«

Er hielt inne und hob die Hand als Schalltrichter ans Ohr.

»Herr und Häuptling«, sagte er endlich, »dieser Geist begrüßt dich als den wahren König und wünscht dir eine gesegnete Regierung!«

»Ich höre nichts«, sagte M'ndi verdutzt.

»Das glaube ich gern«, erwiderte Lobi unverfroren. »Du bist kein Zauberer. Deine Ohren sind zu grob für Geisterlaute. Oh, ihr Geister und Teufel«, rief er und streckte die hageren Arme ekstatisch aus, den Bergen entgegen, während M'ndi, dem der Mut dahinschwand, lefftig zu zittern begann, »seht Lobi, euren Diener und Freund, seht M'ndi, der euch liebt, mit gnädigen Augen an.«

Lauschend senkte er wieder das Haupt. Über M'ndis Gesicht rannen Schweißperlen der Angst.

»Herr«, sagte Lobi nach einer geraumen Weile, »die Geister sprechen also: ›O König vom Süden, ich sehe dich!‹«

»Ich sehe dich!«

Lobi fuhr mit einem Kreischen des Entsetzens in die Höhe. Scheinbar aus der Tiefe der Schlucht trat ein hochgewachsener Mann, der einen Dolchspeer kreisen ließ, als sei er ein wirbelndes Rad.

»Ich sehe dich!« wiederholte der Fremdling.

»Wer bist du, daß du diese heilige Stätte mit deinem Fuße entweihst?« fragte Lobi, mit den Zähnen klappernd.

»Ich bin der, von dem du gesprochen hast, Bosambo, der König vom Süden!«

Da schüttelte M'ndi den starren Schrecken ab, der ihn lähmte. »Stirb!« brüllte er, daß die Felsen ringsum von seiner Drohung widerhallten. Dann schleuderte er seinen Speer gegen den Usurpator.

Eine unmerkliche Drehung des Schildes, und der Speer prallte wirkungslos ab.

»O Mann«, sagte Bosambo, »jetzt sollst du die Geister sehen!« Plötzlich kam der Dolchspeer zur Ruhe. Dann schoß er durch die Luft. Im nächsten Augenblick nagelte er M'ndi an den Boden. Ein gurgelnder Laut entfloß den Lippen des Getroffenen, dann streckten sich die Glieder, nur die gekrampften Hände öffneten sich nicht mehr.

»Wer war das?« fragte Bosambo.

Lobi war es eiskalt vor Entsetzen geworden. Er spürte den Speer, den Bosambo jetzt zurückriß, in seinem eigenen Leibe.

»Herr, es war der Häuptling der Tofolaka und vom Rat dazu bestimmt, König zu werden an des Alten Statt.«

»Die Geister wollten mir wohl, als ich ihn traf«, sagte Bosambo zufrieden. Dann schaute er neugierig auf Lobi. »Du bist ein großer Zauberer, wie ich sehe.« Er deutete auf die Kette und auf die Teufelsmaske, die Lobi am Gürtel trug.

Lobi hielt Bescheidenheit für angemessen. »Ich bin, was ich bin und wozu die Geister mich gemacht haben.«

»Wie viele Speere sind euch in die Berge gefolgt?«

»Viermal zwanzig Speere, die unten am Bergpfad warten«, sagte Lobi und riß die Augen auf.

Hinter jedem Felsbrocken hatte ein schwerbewaffneter Ochori gehockt, und jetzt, auf den Wink Bosambos, tauchten die Krieger auf.

Er gab ihnen heimliche Anweisungen. Dann wandte er sich an

Lobi.

»Du wirst mit mir gehen, Zauberer, und wenn du nicht tust, was ich sage, breche ich dir das Genick.«

Sie stiegen zusammen den Pfad hinab und kamen an eine Krümmung.

»Herr, wenn du um diese Ecke biegst, siehst du M'ndis tapfere Krieger.«

»So werde ich nicht um diese Ecke biegen. Du aber, Lobi wirst dich deinen Leuten zeigen und zehn von ihnen herbeirufen. Zu ihnen wirst du sagen: ›Legt eure Waffen nieder und begebt euch zu der heiligen Stelle an der Schlucht, wo euer Häuptling auf euch wartet.‹«

Lobi warf einen raschen Blick auf Bosambos Speer, an dem M'ndis Blut noch nicht trocken war. Da fügte er sich in den Willen des Stärkeren.

Die Tofolaka legten auf Lobi's Geheiß ihre Waffen ab und schritten an dem versteckten Bosambo vorbei in die gestellte Falle. Oben wurden sie von den Ochori erwartet, gefesselt und abgeführt. Achtmal wiederholte Bosambo diese List. Als die gesamte Leibwache M'ndis gefangengenommen war, ließ er sie abtransportieren. Er hatte am Südabhang des Gebirges eine Truppe von tausend Speeren zurückgelassen, die sich für den Ernstfall bereithielt. Gegen Abend kamen achtzig seiner Leute waffenlos herauf und hoben die zurückgelassenen Waffen der Tofolaka, ihre Speere, Schilder, Schwerter und Dolchmesser auf. Dann ordneten sie sich unter Bosambos anerkennenden Blicken zu zwei straffen Reihen.

»Du hast nach Bosambo gesandt?« fragte Hamilton ungläubig.

»Und warum nicht?«, entgegnete Sanders ruhig.

»Der gute alte Bosambo«, brummte Bones. »Der Teufel soll mich holen, aber vom Süden kommt er, und König ist er auch.

So trifft ja die Prophezeiung der alten Leute auf ihn zu.«

»Die Ochori und die Tofolaka sind rasseverwandt«, verteidigte sich Sanders gegenüber Hamilton, der nicht ganz einverstanden schien. »Warum nicht Bosambo?«

»Es werden Unruhen entstehen! Man wird sich nicht fügen!«

»Hat man sich denn unseren bisherigen Kandidaten gefügt? Müssen schon Kämpfe sein, dann will ich wenigstens einen König neben mir haben, dem ich trauen kann.«

»Aber wie soll er hierher gelangen?« fragte Hamilton unüberzeugt. »Der Flußweg ist ausgeschlossen, und den Gebirgspfad verrammeln die Tofolaka, deren jetziger Häuptling M'ndi ein sehr ehrgeiziger und aufsässiger Bursche sein soll.«

»Zu Wasser oder zu Land - Bosambo wird kommen«, beharrte Sanders in zuversichtlichem Ton.

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als drei Kanus in Sicht kamen. Ein aus Gras geflochtes Sonnendach überragte das mittlere Kanu, und darunter stand ein großer, breit gebauter Mann, der einen Zylinder trug, in dessen vordere Hälfte als besonderer Schmuck eine dicke Zigarre gebohrt war.

»Man soll den Teufel nicht an die Wand malen«, sagte Bones, der die schärferen Augen von den dreien hatte. »Bosambo!«

Das Verschwinden des Major Hamilton

Schon mehr als eine Frau hat mit rächender Hand die Kriegsfackel entzündet und nicht eher geruht, als bis sich eine Hekatombe von Opfern über dem Grab ihres Liebsten häufte. Eine Frau dieser Art war Egeni. Sie war fünfzehn Jahre alt, als sie ihr Herz an M'ndi verlor. Auch ihm gefiel sie wohl, aber er konnte sich mit ihrem Vater, dem Häuptling Rimilaka, nicht über ihren Preis einigen. Ihr Vater verlangte zwanzig Ziegen für die Tochter, doch M'ndi wollte über sechs nicht hinausgehen. Es wurde ein langes Feilschen und Handeln, das damit endete, daß Rimilaka sie schließlich einem Bewerber gab, dem kein Preis zu teuer war.

Doch Egenis Herz hing noch immer an M'ndi. Sie haßte den Mann, der in seine Rechte trat, und bereits am ersten Abend schlug sie mit einem Eisentopf nach ihm, daß das Blut ihm über die Schläfen strömte. Ihr Gatte war ein ruhiger Mann, und so verhinderte er einen Streit mit Egeni und wandte sich klageführend an seinen Schwiegervater.

»Wer nicht Herr über sein Weib sein kann, ist auch kein tauglicher Führer«, beschied ihn Rimilaka.

»Was soll ich tun?« jammerte der Unglückliche, der um seine Stellung zitterte; denn er war ein Vormann unter Rimilakas Befehl.

»Gib ihr eine Tracht Prügel«, war der bündige Rat des Häuptlings.

Da schnitt sich der junge Ehegatte einen Stock ab, ging heim, ergriff sein Weib und züchtigte es unter dem Beifallsgemurmel des ganzen Dorfes, bis es ihm weinend Gehorsam gelobte.

Egeni beugte sich dem ungeliebten Joch, aber ihr Herz war heiß von Gedanken an M'ndi, und als die Lokoli sieben Monate später seinen Tod verkündeten, war es ihr, als müsse sie vor

Gram und Kummer vergehen.

Ihr Schmerz hatte nichts von seiner Tiefe eingebüßt, als Bosambo mit seinen Kriegern in dem Dorf Rast machte. Er hatte einen Gewaltmarsch hinter sich, denn die Hauptmacht von M'ndis Heer war nur acht Marschstunden von ihm entfernt. Seinem Range gemäß wurde ihm die Hütte des Vormannes eingeräumt, und Egeni bediente ihn mit eigener Hand. Noch wußte sie nicht, daß es sein Speer gewesen war, der M'ndis Lebensfaden durchschnitten hatte.

Bosambo glich nicht den Eingeborenen des Landes. Er war breiter gebaut, hatte einen längeren Hals, eine dunklere Farbe und ein angenehmeres Lächeln.

Dennoch betrachtete ihn Egeni mit heimlicher Feindschaft.

»Du nennst dich König«, fragte sie ihn, »weißt du denn nicht, daß ein Mächtigerer als du zum König bestimmt war?«

»Wenn du M'ndi meinst«, erwiderte Bosambo verächtlich, »wo ist seine Macht? Er fiel von meiner Hand!«

Doch kaum hatte er die Worte gesprochen, da hätte er sie gern wieder zurückgenommen. Egeni starrte ihn wie ein Gespenst an. Dann gab sie einen kleinen, seltsamen Laut von sich, halb Schluchzen, halb Fauchen, und sprang von ihm fort, als sei er mit Aussatz behaftet. Die ganze Nacht ließ sie sich nicht mehr bei ihm sehen.

Kaum war Bosambo am nächsten Morgen mit seinen Kriegern aufgebrochen, da klagte ihn bereits Egenis Gatte bei Rimilaka des Mordes an M'ndi an.

Ein Palaver wurde berufen, ein Rachefeldzug beschlossen und eine Kriegerschar in aller Eile ausgerüstet und in den Wald geschickt, um Bosambo und den Seinen den Weg abzuschneiden. Stolz und siegesbewußt marschierte die Truppe ab. Sie marschierte lange, ohne Bosambo je zu Gesicht zu bekommen. Denn die Ochori stolzierten nicht wie die Pfauen, wenn sie auf Kriegspfaden gingen, sondern schlugen jenen

leichten Trab an, mit dem man bequem sechs Meilen in der Stunde zurücklegt, und so hatten sie den Fluß erreicht und die Boote bestiegen, als ihre Verfolger noch zwanzig Meilen von ihnen entfernt waren.

Jetzt saß Bosambo auf dem Hüttendeck der »Zaire« und schnalzte mit der Zunge, denn Sanders hatte ein großes Glas Bier für ihn kommen lassen.

Bosambo wischte sich mit behaglichem Grinsen den Mund und spürte voll Wonne dem Biergeschmack auf seiner Zunge nach. »Herr«, sagte er gemütlich, »ich glaube, wir stehen vor einem Krieg mit den Tofolaka. Auf den Feldern waren nur wenige junge Leute zu sehen. An den Hütten arbeiteten die Frauen.«

Das war allerdings ein bezeichnender Vorgang. Denn der Häuserbau ist ein Vorrecht des Mannes, das in friedfertigen Zeiten eifersüchtig von ihm gehütet wird.

»Wieviel Speere bringen sie auf?« fragte Sanders.

»Herr, ich denke, sie können es auf drei Stämme bringen. Ein Tofolaka brüstete sich mit der doppelten Anzahl, aber man weiß ja, daß diese Burschen Prahlhänse sind.«

Drei Stämme waren gleichbedeutend mit vierundzwanzigtausend Speeren, eine Anzahl, die zu ernsten Befürchtungen Anlaß genug gab.

Sanders überlegte und fand, daß Bosambo mit seinen Mutmaßungen recht haben mochte.

Er hatte alle Häuptlinge zu einem Staatspalaver nach Rimi-Rimi zitiert. Die Bubujala, die Fongini und die Kasala waren seinem Rufe gefolgt, doch von den Tofolaka war bisher kein einziger Führer von Bedeutung erschienen, nur unbedeutende Dorfobersten kleiner Fischereiplätze, die sich durch die »Zaire« bedroht fühlten und um gut Wetter bitten wollten.

Wieder hatte sich die Einwohnerschaft von Rimi-Rimi auf

dem Beratungsplatz versammelt, wobei die Gesandten der entlegenen Länder den inneren Ring dieses mächtigen Kreises bildeten.

»O Söhne dieses Landes«, sagte Sanders, »seht mich!«

»Ich sehe dich«, erscholl es im Chor zurück.

»Wer mich sieht, der kennt mich«, fuhr Sanders fort. »Denn ich habe diesem Lande und allem Lande jenseits der Berge das Gesetz gegeben und Recht gesprochen danach. Wer aber wider mich war, der hat sein Leben verloren. Wo ist der große Häuptling K'saluga M'popo? Er ist tot! Mein Blitz hat ihn erschlagen! Wo ist Fomba? Wo ist Mofobolo? Wo ist Lubomala? Und wo ist M'ndi? Sie sind tot, weil sie meine Feinde waren. Ich habe unter euren Häuptlingen nach einem König gesucht, aber wen ich auch auf den Thron hob, der wurde erschlagen, und wer sich zum Thron drängte, tat es mit bösem Trachten in seinem Herzen. Darum habe ich nach Bosambo, dem Oberhäuptling der Ochori, geschickt. Er ist ein gewaltiger Krieger voll Tatkraft und voll Mut, bewährt im Krieg und im Rat. Er ist der einzige, den ich für würdig befand, König zu sein über K'saluga M'popos Reich.«

Sanders sah, als er geendet hatte, nur finstere Mienen, erstaunte Blicke und bestürzte Gesichter.

Über das eisige Schweigen der Versammlung hob sich eine vereinzelte Stimme: »Herr, wie konntest du nur einen Fremdling über uns, das stolze Volk von Rimi-Rimi, zum König einsetzen?«

»Es hat schon mancher Fremdling ein Volk besser regiert als ein Mann seines eigenen Volkes«, erwiderte Sanders kurz und winkte Bosambo.

Der Kruneger trat so neben Sanders hin, daß er dicht vor dem geschnitzten Königsstuhl stand. Ein Haussa reichte dem Bezirksamtmann den Krönungsmantel aus grobgewebtem Purpur. Sanders warf Bosambo den Mantel um die Schultern

und gürte ihn mit dem Infanteriedegen, den Hauptmann Tibbetts für diese feierliche Gelegenheit gestiftet hatte.

»O Bosambo«, redete er ihn an, »im Namen der ›Vielen, die wie einer reden‹ erenne ich dich hiermit zum Herrscher über die Gebiete des alten Königs. Regiere sie gerecht nach den neuen Gesetzen und miß jeden Menschen mit dem gleichen Maß.«

Bosambo senkte feierlich das Haupt. In seinem Mantel, den blitzenden Degen an der Seite, war er eine wahrhaft königliche Gestalt. Sanders war neugierig auf seine Ansprache. Wie würde er sich mit seinem neuen Range und seinen widerstrebenden Untertanen auseinandersetzen?

Jetzt streckte er die Hand aus, hob zwei Finger empor und erteilte derverständnislosen Versammlung und den drei verblüfften Weißen salbungsvoll, wenn auch gebrochen, den Segen.

Bevor sich jedoch die Menge zerstreuen konnte, ließ er einen Menschen herausgreifen, der ihn seiner Meinung nach spöttisch angeschaut hatte.

»O Mann«, fragte er ihn, »wer bist du, daß du es wagen darfst, mir ins Gesicht zu lachen?«

»Herr, ich habe nicht gelacht«, verteidigte sich der Unglückliche zitternd. »Ich habe schreckliche Schmerzen in den Zähnen, und deshalb geht mein Kopf in die Breite.«

»Was ist dein Beruf? Ein Krieger bist du nicht, wie ich sehe!«

»Herr, ich bin ein Holzschnitzer!«

»Das höre ich gern«, sagte Bosambo mit erfreutem Grinsen. »Du sollst mir zwanzig Trommeln schnitzen von dem Ausmaß der größten Trommel des alten Königs. Aber bespannen sollst du sie nicht. Denn ich will sie mit den Häuten meiner Feinde bespannen, und es ist der Wunsch meines Herzens, daß jeder Feind von einem andern Stamme sein soll. Das Palaver ist aus.«

»Eine vortreffliche Einführung«, sagte Sanders anerkennend zu Hamilton. »Wenn das Finish dem Start entspricht, können wir uns gratulieren.«

In der Tat verliefen die ersten Tage nach Bosambos Thronbesteigung verhältnismäßig ruhig. Die Frauen arbeiteten in den Feldern. Vor den Türen der Hütten wurde des Abends noch lange geschwatzt. Es schien, als sei man mit dem neuen König ganz zufrieden.

Da näherte sich Bosambo, der eben mit einem Dutzend bewaffneter Ochori ein neues Viertel besichtigte, ein Mensch, der ihm als Zeichen seiner besonderen Loyalität zwei getrocknete Fische anbot. Bosambo sah das Blinken einer Messerklinge und griff zu. Unter seinem furchtbaren Druck ließ der Mann das mit wahrer Taschenspielerkunst verborgene gehaltene N'gombimesser fallen. Er wurde zu Boden geschlagen und gebunden, obwohl er von dem Ölüberzug, mit dem er den ganzen Körper geschützt hatte, schlüpfrig wie ein Aal war.

»Wer hat dich gesandt?« fragte ihn Bosambo.

»Rimilaka, der Häuptling der Tofolaka«, antwortete der Mann gleichmütig. Er war ein berufsmäßiger Totschläger.

»O ko«, sagte Bosambo betroffen. »Dies ist ein Staatspalaver, das vor Sandi gebracht werden muß.«

Aber der Bezirksamtmann sollte niemals dazu kommen, den Gefangenen abzurichten. Auf dem Wege zum Ufer streifte der Tofolaka seine ölichen Gelenke aus den Fesseln und rannte auf den Busch zu. Bosambo schwang seine Lanze über dem Kopf und sandte sie in sausendem Fluge hinter dem Flüchtling her.

»Nun wird er nicht mehr reden können«, sagte Bosambo bedauernd. Er ahnte, daß eine geheime Verschwörung sein und seiner weißen Beschützer Leben bedrohte.

Er machte sich nun auf den Weg, um Hamilton von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen. Der Major besichtigte die neuen Verteidigungsanlagen im Norden der Stadt, und Bosambo hielt

es für besser, wenn er gewarnt war.

Aber dort, wo er ihn vermutet hatte, fand er ihn nicht.

»Ich habe den weißen Herrn gesehen«, berichtete ein Feldarbeiter. »Er schaute durch seine Zauberröhre. Dann schlug er den Pfad zu dem kleinen Hügel ein, von dem aus man den Limbi sieht.«

»War Hamatini allein, oder hatte er Soldaten bei sich?«

»Er war allein, o König, aber er trug ein großes Gewehr unter dem Arm und zwei kleine am Gürtel.«

Seiner kleinen Truppe voraus eilte Bosambo in den Busch. Bald fand er eine halbausgebrannte Zigarette. Also mußte der Major hier vorübergekommen sein. Angst im Herzen, setzte Bosambo seinen Weg fort. Hatten Rimilakas Mordbuben Hamatini überrascht? Er hielt sich nur auf dem Hügel auf, um einen suchenden Blick durchs Buschland zu schicken. Nichts Auffälliges war zu sehen. Doch seine dumpfen Befürchtungen erhielten neue Nahrung, als er quer über dem Pfad einen Verwundeten fand, dem eine Kugel die Schulter durchschlagen hatte. Auch sein Körper war eingeoilt, und neben ihm lag das Gegenstück zu dem Messer, das Bosambo dem ihm bestimmten Mörder aus der Hand gewunden hatte. Der Mann war ohne Besinnung. Etwa hundert Meter davon entfernt stieß Bosambo auf den zweiten Zeugen eines blutigen Kampfes. Er war tot. Offenbar hatte er mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt und war dann in seine gegenwärtige Lage herabgeglitten. Bosambo schenkte ihm nur einen kurzen Blick und eilte weiter. In einer kleinen Lichtung fand er Hamiltons verbeulten, blutbefleckten Helm. Nahe dabei lag der dritte Verwundete. Doch dies war kein Totschläger in Rimilakas Dienst, sondern ein Soldat der Leibwache des alten Königs im vollen Waffenschmuck seiner Stellung. Er blutete aus einer Brustwunde und hatte offenbar den Schuß aus nächster Nähe erhalten; denn das Fleisch war versengt. Er schien nicht

lebensgefährlich verletzt zu sein, und sein Stöhnen mochte mehr der Furcht als einem unerträglichen Schmerz entspringen.

Bosambo riß ihn schonungslos auf die Füße und hielt ihm die Spitze seines Kampfspeers unter das Kinn.

»Rede, du Hund«, herrschte er ihn an, »oder ich durchbohre dir die Zunge, und du wirst deinen Mund nie wieder auftun. Wo ist der weiße Herr?«

»Häuptling«, erwiderte der Krieger, der augenscheinlich Bosambo zum erstenmal sah und nichts von seiner neuen Würde wußte. »Der weiße Herr wurde genommen und gezeichnet!«

»Genommen und gezeichnet?« fragte Bosambo, der in vielem noch ein Neuling war, verständnislos. »Was meinst du damit, du Narr?«

»Er wurde genommen und gezeichnet als Fleisch der Alten Frau«, war die ebenso unverständliche Antwort. »Wir waren in den Büschchen versteckt, als er hier vorbeilief. Einige Leute niederen Standes verfolgten ihn, aber er tötete sie mit seinem Gewehr, das taktak sagt. Dann fielen wir über ihn her und schlugen ihn nieder, aber bevor er auf den Boden sank, richtete er sein kleines Gewehr auf mich, und ich dachte, ich sollte sterben.«

Bosambos Herz bebte vor Zorn und vor Kummer. »Wie lange ist das her?« wollte er wissen.

Der verwundete Krieger öffnete mit Mühe die Augen. »Herr, der Schatten der Bäume lag über jenem Stein.«

Bosambo stellte eine rasche Berechnung an. Eine Stunde mochte seit dem Überfall verstrichen sein. Es war Wahnsinn, die Verfolgung mit seiner kleinen Streitmacht aufzunehmen.

»Dies ist ein böses Palaver«, sagte er zu dem Krieger. »Du wirst jetzt mitkommen zu Sandi und ihm wiederholen, was du mir gesagt hast!«

»Herr, wie kann ich gehen«, klagte der Mann, »ich bin schon

jetzt eine Leiche!«

»Noch bist du keine, aber du kannst eine werden«, verhieß ihm Bosambo unfreundlich.

Diese Drohung wirkte wie ein Lebenselixier. Der Mann lief wie ein Wiesel. Nur seine Zähne schlugen wie im Frost zusammen.

Zwei Stunden später hatte Bosambo als Sanders' Stellvertreter das Kommando der ›Zaire‹ übernommen, während der Bezirksamtmann, bleich und in sich gekehrt, den Pfad entlangeilte, der in unzähligen Windungen durch Gestrüpp und Unterholz zum Limbi führte. Bones schritt finster und verbissen neben ihm. Ein Dutzend Haussa und einige Ochori als Träger folgten. Sanders traute den Eingeborenen nicht mehr über den Weg. Die kleine Kolonne führte reichlich Gewehre und eine Kiste Handgranaten mit.

Während die Halme unter seinen Stiefeln hinsanken und die Zweige ihm ins Gesicht schlugen, suchte Sanders aus seinem Gedächtnis alle Bruchstücke seines Wissens über die Teufelin von Limbi zusammen.

Sie hauste in einer geräumigen Höhle mit einer weiten, aber niedrigen Öffnung. Niemand wußte, woher sie kam oder wer ihre Sippe war, es sei denn, daß sie Leopardenblut in ihren Adern gehabt hätte. Diese großen, gefleckten Katzen waren ihr noch am ähnlichsten. Sie töteten wie sie, nicht nur aus Hunger, sondern aus unstillbarem Blutdurst.

Im allgemeinen hielt sich die Unholdin in ihrer Höhle verborgen, aber bereits bei dem Tode Fergusons sollte sie, so ging das Gerücht, von ihrem Berge herabgekommen sein, um sich an seinem Untergang und an der Zerstörung seiner Hütte zu weiden.

Bei der Gelegenheit hatte sie, so erzählte man, mit Mofobolo gesprochen.

»Ich sehe dich, Häuptling«, hatte sie zu ihm gesagt, »ich

weiß, daß dein Vater Dabobo war, und der war der Sohn Kafus. Kafu war der Sohn Tifilinis. Tifilini war der Sohn N'kemas. N'kema aber habe ich gut gekannt, ihn und seine Mutter.«

Wenn das keine eitle Prahlerei war, zählte die seltsame Frau mehr als hundert Lebensjahre.

Kein lebender Mensch hatte je ihr Gesicht gesehen. In ihrer großen Höhle lebte sie ganz allein. Ihre Kraft aber wuchs mit dem Blute jedes ihrer unglücklichen Opfer. Immer wenn sie danach Verlangen trug, brachte man ihr einen der Gezeichneten, Mädchen oder Jüngling, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, das Opferschwert an einem Gurt um die Hüften geschlungen, am Hals einen Strick, dessen anderes Ende das zweite Opfer, eine junge Ziege, gefesselt hielt, das dazu bestimmt war, die Jujus zu versöhnen, die mit der Altmutter in der Höhle hausten. War der dem Tode Geweihte erst in der Höhle verschwunden, so sah man ihn nie wieder.

Statt seiner trat die Teufelin selber, eine greisenhaft zitternde Frau im starren Gewand aus Stroh, vor dem Gesicht eine schauerlich grinsende Fratze, aus der Höhle heraus und bespritzte die schaudernde Menge mit dem noch warmen Blut der Opfer, das in dicken Tropfen von dem breiten Schwert fiel.

Nur an solchen Festtagen war es dem gewöhnlichen Volke erlaubt, die Speere zu überschreiten, die die Jungfrauen sonst in weitem Umkreis um den Limbi legten. Wer diese Jungfrauen eigentlich waren, wußte Sanders nicht. Ebenso seltsam wie diese Amazonenleibwache waren die Tschu, die die Befehle und Botschaften der Teufelsfrau austrugen und ihre Opfer zeichneten. Sie gehörten nicht zur Leibwache, und ein noch undurchdringlicheres Geheimnis umgab sie. Vielleicht waren sie Opfer gewesen, die die Teufelin verschont hatte, um sich ihrer Dienste zu versichern. Dafür sprach schon, daß sie selber das Opferzeichen auf der Stirn trugen.

Sanders setzte den Marsch bis zum späten Nachmittag fort. In

der Nähe eines kleinen Dorfes am Ufer eines schmalen Wasserlaufs schlug er sein Lager auf. Obwohl er im Staub der Dorfstraße deutlich den Abdruck eines gestiefelten Fußes fand, stritten die Dorfleute ab, daß Hamilton hier durchgebracht worden sei, auch wollten sie die Soldaten von des Königs Leibwache nicht gesehen haben. Als gar der gefürchtete Name der Frau von Limbi fiel, verstummten sie völlig, und keine Drohung öffnete ihnen den Mund.

Um Mitternacht brach Sanders sein Lager ab. Einer der Dorfbewohner folgte ihm als Führer. Damit er ihm nicht in der Dunkelheit entschlüpfen konnte, hatte der Bezirksamtmann eine Laterne angezündet, die er in Hauptes Höhe hielt. Einmal kreuzte ein männlicher Löwe den Weg der Expedition - eine unerwartete Begegnung, denn nur selten ließ sich der König der Tiere in dieser Gegend sehen. Er stand einige Sekunden vollkommen still. Seine Augen blinkten im Licht der Laterne. Dann peitschte sein Schweif den Boden. Er stieß ein kurzes Gebrüll aus und entwich dem unbekannten Feinde, indem er mit mächtigem Satz in den Busch sprang. Auch ein Leopard ließ sich einmal sehen. Doch das huschende Licht verscheuchte ihn rasch. Nur einen Atemzug lang trat die herrliche Schönheit seines gefleckten Fells aus der umhüllenden Finsternis hervor.

Bei Tagesanbruch wurde P'pie erreicht, ein Dorf, das bereits am Abhang des Limbi liegt. Schon die letzten drei Wegstunden hatten bergauf geführt. Sie befanden sich jetzt im nördlichen Zipfel von Rimi-Rimi.

Ein kleines Scharmützel mit der Leibwache des alten Königs verlief unentschieden, da sich die Angreifer zurückzogen. Sanders hätte dies Zusammentreffen gern vermieden, denn er wollte zunächst versuchen, die Teufelin von Limbi zur freiwilligen Herausgabe ihres Gefangenen zu bewegen, einem offenen Kampf war er mit seiner kleinen Leibwache nicht gewachsen.

Noch vor Sonnenaufgang hatte Bones sich entfernt, um das

Gelände zu erkunden. Er kehrte todmüde und erschöpft zurück. Das Terrain stieg steil bis zu einer terrassenartigen Hochfläche empor, die von einem zweiten Felsplateau überragt war. Und dort oben lag anscheinend unerreichbar die Höhle der alten Frau. Etwa zwölf Meilen zur Linken erhob sich ein Hügel, von dem aus sich der Eingang zur Höhle überblicken ließ. Aber sie im Sturm zu nehmen war unmöglich. Die Leibwache und die Amazonentruppe lagerten auf dem Plateau, dessen Wände zudem steil in die Tiefe abfielen. Ein geheimer Weg mußte natürlich hinaufführen, aber vom Hügel aus konnte man ihn nicht sehen.

Sanders nickte zu diesem Bericht.

»Ich habe einen der Dorfbewohner als Unterhändler zur Leibwache geschickt. Obwohl er der Überbringer einer durchaus friedlich gehaltenen Botschaft war, kam er verstümmelt zurück. Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Und morgen schon soll der Tag des Schauens sein!«

Bones preßte die Lippen zusammen. Eine harte Linie legte sich um seinen Mund.

»Wir werden um Mitternacht aufbrechen«, sagte er kurz.
»Weit haben wir es nicht, aber der Weg ist schwierig!«

Über das Schicksal ihres fehlenden Kameraden sprachen die beiden Männer nicht. Bones trank seine Tasse Tee mit gesenkten Augen, und auch Sanders mied seinen Blick. In beider Herzen wühlte die gleiche Angst.

Zu der nämlichen Zeit stieg Hamilton langsam einen steilen Zickzackweg empor, der tief in den harten Felsen gehauen war. Seine Glieder waren zerschunden, seine Füße schwer wie Blei. Er atmete auf, als er endlich die Anhöhe erreicht hatte. Man hatte ihn unterwegs nicht grausam oder boshaft behandelt, ja, man war ihm sogar mit seltsamer Höflichkeit begegnet, aber der lange, ununterbrochene Marsch hatte seine Kräfte aufgezehrt. Der steinharte Boden, auf den er jetzt sank, dünkte ihn ein

Labsal.

Oben trat ihm Okaso, der Hauptmann der Leibwache entgegen.

»O Amatini, ich sehe dich!«

Als Hamilton die Umformung seines Namens hörte, mußte er lächeln, obwohl sein Sinn nicht nach Heiterkeit stand. So war er also auch schon hier bekannt geworden.

»Ich sehe dich, Okaso«, erwiderete er. »Das ist ein böses Palaver. Was will die Frau von mir?«

»Herr, weiß ich es?« fragte Okaso achselzuckend, indem er sich ihm gegenüber niederkauerte. »Wer kennt die Geheimnisse der alten Frau? Aber sage, bist du nicht gezeichnet worden?«

Hamilton schüttelte verneinend den Kopf.

»So wurde ein anderer für dich gezeichnet. Auch das kommt vor. Jedenfalls bist du ihr Fleisch. Das ist ihr eigenes Wort. Es kam jemand zu mir mit dem Befehl, dich, die beiden weißen Herren und Bosambo, den neuen König, durch meine Soldaten festnehmen und hierher bringen zu lassen. Denn wenn die Sonne wiederkehrt, Amatini, dann ist der Tag des Schauens, dann verlangt die Alte nach ihren Opfern.«

»Also morgen schon«, sagte Hamilton gedankenvoll. »Vielleicht ist auch das gut!«

»Es muß gut sein, weil es sein wird«, versetzte der philosophische Okaso. »Jedes Jahr geht ein Opfer in die Höhle des alten Weibes. Dafür gedeiht unser Korn, und unser Vieh ist fruchtbar.

In den letzten Jahren hat die Altmutter allerdings kein Menschenopfer mehr begehrte. Sie wollte nur Milchziegen haben. Vielleicht ist sie zu alt, um Blut zu trinken. Doch es scheint, als sei jetzt ihr Durst danach wieder erwacht.«

Hamilton dachte noch lange über das Gespräch nach, aber schließlich überwältigte ihn die Müdigkeit und hüllte ihn in

tiefen Schlaf. Die Sterne waren noch nicht verblaßt, da wurde er geweckt. Er badete das Gesicht in einem kleinen Teich. Dann führten ihn seine Häscher bis an den Rand der Felsenmauer, die auf ihrem Scheitel die Höhle der Altmutter trug. Wieder tat sich vor Hamilton ein künstlicher Pfad auf, nur daß dieser weniger steil war als der Engpaß, den er am Abend vorher aufwärts gekeucht war.

Das Hochplateau, das nach einer Stunde erreicht wurde, maß eine Breite von höchstens einer Viertelmeile, die Höhle, ein länglicher Schlitz, klaffte auf der Vorderwand des Felsens wie ein boshaf verzerrter Mund. Man band Hamilton die Hände auf dem Rücken zusammen, und dann kam Okaso, der ihm den Gürtel mit den beiden langläufigen Selbstladepistolen um die Hüfte schnallte. Selbst die Magazine fehlten nicht. Sie bauschten ihm die Tasche.

»Du läßt mir meine Waffen, Okaso?« fragte Hamilton verwundert.

»Ja, Herr! Das ist so Brauch bei der Alten. Wenn ein Krieger gezeichnet wird, trägt er bei seinem Opfergang stets sein eigenes, schönes, blankgeschliffenes Schwert an der Seite. ›Laß den weißen Mann mit seinen kleinen Gewehren kommen, sprach die Alte zu mir, als ich vor der Höhle auf dem Bauch lag, um ihre Stimme zu hören. ›Man erzählt mir, sie speien Tod und Hölle. Ich möchte sie gerne sehen.‹ Du siehst, ich gehorche ihr nur, wenn ich dir diesen Gürtel zurückgebe.« Er warf einen scheuen Blick auf den schwarzen Schlitz der Höhle. »O Herr«, bat er plötzlich eindringlich. »Sprich gut über mich zu M'shimba M'shaba und zu Bimbis furchtbaren Brüdern, die den Mond verzehren.«

Dann trat er einen Schritt zurück und ließ die Schlinge eines Stricks über Hamiltons Hals gleiten. Am andern Ende war das Zicklein befestigt, das Hamiltons Schicksalsgeführte auf dem Weg in die Höhle war.

»Ich denke, Amatini«, sagte Okaso, »du gehst, auch ohne daß es eines Speerstoßes bedarf.«

»Du sprichst ein wahres Wort«, sagte Hamilton ernst und gelassen. »Auch ich bin ein Krieger!«

Steten Schrittes ging er auf die Höhle zu. Einen Atemzug lang zögerte er am Eingang und versuchte, mit seinem Blick das gähnende Dunkel zu durchdringen. Er konnte nichts erkennen. Da bückte er sich und schritt in die Felsenöffnung hinein. Hinter ihm zerrte die Ziege an seinem Strick.

Als er sich jetzt aufrichtete, nahmen seine mehr an die Finsternis gewöhnten Augen eine Gestalt in einem Strohgewand wahr. Eine Schwertklinge leuchtete auf, erst tief am Boden, dann hoch über seinem Kopf. Er reckte sich stolz auf und schloß die Augen. Der letzte Ton, den sein Bewußtsein auffing, war das klägliche Blöken der Ziege und das Mark und Bein durchschneidende Sausen des Schwertes. Dann kam das Dunkel, das alle Sinneswahrnehmungen auslöscht...

Oben auf dem Gipfel des Hügels, der dem Felsplateau am nächsten lag, hielten zwei Männer Wache. Sie sahen Hamilton in der Höhle verschwinden. Der Atem stockte ihnen. Sie warteten. Sie konnten später nicht sagen, wie lange sie gewartet hatten. Dann erschien am Eingang der Höhle eine unförmige Gestalt, unheimlich und hexenartig in ihr Strohgehäuse verummummt. In der Hand schwang sie ein Schwert, das in der Morgensonnen wie Silber blinkte. Aber auf dem leuchtenden Silber schwammen dunkle Flecke. Sanders sah sie durch sein Fernglas und stöhnte auf. Bones umklammerte ächzend den Kolbenhals seines Gewehres. Seine Mündung richtete sich fest auf jene ferne Gestalt, die eben jetzt die vor ihr hingestreckte Leibwache mit dem Blut bespritzte, das ihr das Schwert befleckte. Bones' Hand lag am Drücker. Aber ehe er abfeuern konnte, drehte Sanders das Gewehr aus seiner Hand.

»Wir haben noch manche Arbeit in diesem Leben zu leisten,

Bones«, sagte er ruhig. »Wenn Sie schießen, wird die Leibwache uns den Weg abschneiden, noch lange bevor wir den Fuß des Hügels erreicht haben.«

Bones starrte Sanders aus leeren, übernächtigten Augen an. Sein Blick ging noch einmal, flackernd vor Schmerz, zur Höhle zurück. Dann preßte er sein Gesicht in die Beuge seines Arms und erstickte die bitteren Tränen, die ihm die Kehle abwürgten.

Der Zaubervogel

An Bord der ›Zaire‹ zurückgekehrt, erfuhr Sanders als erstes, daß sich die Gesamtlage inzwischen verschärft hatte. Späher berichteten über fortschreitende Kriegsvorbereitungen bei den Tofolaka und von geheimen Bündnissen, die zwischen ihnen und ihren Nachbarstämmen geschlossen worden waren. Nur die Fongini hatten sich noch nicht gerührt und verhielten sich abwartend. Sie waren, das hatte Sanders schon früher erkannt, bei allen ausbrechenden Krisen dieses Landes das Zünglein an der Waage. Bei aller Zurückhaltung waren sie ein stolzes und kriegerisches Volk, das sich mehrfach in seinen Kämpfen ausgezeichnet hatte. Sie hatten als einziger Stamm dem Großkönig mit Erfolg Trotz geboten, so daß er einen sehr demütigenden Frieden mit ihnen schließen mußte. Seit jener Zeit zahlten sie nur die Hälfte der Abgaben, zu denen die anderen Stämme verpflichtet waren. In einer großen, blutigen Schlacht - etwa um 1860 - hatten sie die Tofolaka besiegt, und als der Großkönig versuchte, selbst ihre Häuptlinge einzusetzen, hatten sie sich diese Eimmischung in ihre staatlichen Hoheitsrechte ganz energisch verboten.

Gleichwohl waren die Fongini bei aller kriegerischen Gesinnung ein durchaus gutgeartetes Volk, anderen gegenüber höflich und gerecht. Grausame und herrschsüchtige Häuptlinge waren bei ihnen selten und wurden stets bald beseitigt. Die Erschießung Mofobolos hatte daher nicht den von Sanders gefürchteten Sturm aufgewirbelt, vielmehr war sein vorzeitiges Ende von seinen Untertanen mit Genugtuung hingenommen worden.

Die Fongini waren geschickte Jäger und Schmiede, auch in der Kunst der Stahlbearbeitung waren sie bewandert. Ihre Äcker waren fruchtbar und ertragreich, die Jahre der Dürre selten. Sie besaßen außer den landesüblichen Ziegen zahlreiche Rinder,

eine Kostbarkeit, um die alle Nachbarstämme sie beneideten.

So geschah es denn in jeder Generation, daß einer dieser Stämme ein großes Palaver berief und einen Einfall in das Korn- und Herdenland der Fongini beschloß. Etwas später pflegten die kampfeslustigen Krieger dann mit blutigen Köpfen heimzukehren, soweit sie nicht die Rückkehr ganz aufgaben.

Rimilaka, zu dessen Truppen bereits sechs Scharen der Bubujala gestoßen waren und der ebenso auf die Hilfe der königlichen Leibwache und der Kasala zählen durfte, bemerkte mit Mißbilligung, daß von den Fongini weder Speere noch Korn gesandt waren. Selbst ein Bündnisangebot war nicht eingelaufen.

»Herr, wir wollen ohne sie zu Feld ziehen«, riet ein weißhaariger Ratgeber des Häuptlings. »Die Fongini sind boshafte und unberechenbare Menschen. In den Tagen meines Vaters führten die Tofolaka Krieg gegen sie, doch leider waren es unsere Hütten, die schließlich zerbrochen wurden.«

»O ko«, entrüstete sich ein jüngeres Mitglied des Rates, »die Fongini sind Feiglinge. Man sagt, daß die Männer bei ihnen aussterben, so daß bereits auf einen Mann vier Frauen kommen, und diese wenigen Männer sind Schwächlinge.«

»So sprach man auch in den Tagen meines Vaters«, beschied ihn der greise Ratgeber mit bitterem Lachen, »doch die schönen Scharen, die auszogen, um diese Schwächlinge zu besiegen, kehrten nicht wieder zurück.«

»Du redest wie ein zahnloser Greis«, warf ihm der Jüngling unhöflich ins Gesicht. »Wir Jungen dürsten nach Taten. Unser Magen ist von Mut geschwollt. Was kümmert uns die Vergangenheit und die Niederlage unserer Väter? Wenn die Fongini in diesem Kampf nicht auf unserer Seite stehen wollen, so werden wir ein Sklavenvolk aus ihnen machen und einen Häuptling unseres Blutes auf ihren Thron setzen. Wenn Rimilaka mich zu ihrem Oberhäuptling entsenden will, so soll er

aus meinem Munde hören, was den Fongini bevorsteht, und er wird froh sein, mit uns ein Bündnis schließen zu dürfen.«

Diese Rede gefiel der Versammlung wohl. M'jibi wurde zum Unterhändler ernannt. Er bestieg sein Kanu und betrat beim ersten Fischerdorf der Fongini das Land. Nach einem zwölfstündigen Marsch erreichte er ihre Hauptstadt.

Auch die Fongini hatten inzwischen unruhige Zeiten durchlebt. Gleich nach dem Tode Mofobolos hatte Bufali, ein Sohn des noch immer beim Volke in Ehren stehenden Lubomala, mit einer großzügigen Wahlpropaganda für seine Person begonnen. Teils ließ er das Andenken seines gepriesenen Vaters Wiederaufleben, teils versprach er den Wahlberechtigten das Blaue vom Himmel. Er hatte sich selbst zu allen Unterhäuptlingen bemüht und sich eines so entgegenkommenden, fast demütigenden Wesens befleißigt, daß er schließlich alle Stimmen auf sich vereinigte. So wurde er denn zum Oberherrn des Stammes gekürt und feierlich mit dem Blute eines Affen, einer Ziege und eines jungen Hahns bespritzt, damit er weise, behende und fruchtbar werde. Weise wurde er indessen nicht, und seine Behendigkeit in der Verstellungskunst nahm eher ab als zu. Hingegen entwickelte er Laster, die einen Nero hätten erblassen machen können. Er war ein Vielfraß, ein Übeltäter und Lüstling, wie ihn das Land noch nicht gesehen hatte. Er gestattete sich die Launen eines Heliogabal und die blutigen Scherze eines Caracalla. Entsetzt, wie von einem Schlangenblick hypnotisiert, ertrug das Volk diesen Herrn. M'jibi hörte vieles auf dem Wege zur Hauptstadt, und sein Herz hüpfte ihm im Leibe; denn das war der Mann, den er brauchte.

Bufali empfing ihn freundlich und fand in ihm eine verwandte Seele.

»Sage Rimilaka«, sprach Bufali, »daß ich die weißen Männer hasse, die meinen Vater erschlugen. Alle waffenfähigen Fongini werden an diesem gerechten Kampfe teilnehmen. Es sind die tapfersten Krieger der Welt; denn sie können ohne Herz leben

und sterben langsamer als irgendein Mensch auf der Welt.«

M'jibi entgegnete hierauf, daß die Tofolaka den Fongini an Tapferkeit nicht nachstünden.

Da ließ Bufali, um seine Behauptung zu bekräftigen, einen Soldaten seiner Leibwache auseinandergespreizt auf den Boden legen, während Bufalis Vertraute ihn gräßlich verstümmelten. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang wurde Bufali es müde, auf das Sterben des Gemarterten noch länger zu warten, und er zog sich mit M'jibi in seine eigene prächtige Hütte zurück.

Kaum hatte sich ihrer der Schlaf bemächtigt, da betrat ein Kriegshäuptling der Fongini namens M'lapa in Begleitung von drei Anhängern die Hütte, ergriff Bufali und erwürgte ihn langsam vor M'jibis entsetzten Blicken.

Der Tofolaka öffnete die Lippen zu einem Schrei.

»Schweig«, herrschte ihn der Kriegshäuptling an, »wenn dir dein Leben lieb ist.«

Da verhielt M'jibi sich mäuschenstill, nur in den Gliedern hatte er ein kaltes Zittern. Als Bufali tot war, wurde ihm die Schlinge über den Hals geworfen.

»O Häuptling«, zeterte er, »du hast mir versprochen, mich am Leben zu lassen.«

»Das tat ich nicht«, hohnlachte M'lapa. »Ich verhieß dir nur einen Aufschub, und jetzt kommt die Reihe an dich.«

So blieb M'jibi nichts anderes übrig, als sich in das Sterben zu schicken, und er tat es mit weniger heroischem Mut als der junge Krieger, an dessen Qualen er sich am Tage vorher geweidet hatte.

M'lapa ließ die beiden Leichen in die Dunggrube werfen und trommelte ein Palaver zusammen, das ihn zum Oberhäuptling ausrief.

»Es wird Krieg geben«, verkündete der neu gewählte Herr, »darum sollen sich alle jungen Männer fleißig im Springen,

Tanzen und Speerwerfen üben, bis ich wiederkehre.«

»Herr, wohin gehst du?« fragte ihn die Versammlung.

»Ich gehe zu Sandi«, sagte der Häuptling, »denn nach meiner Berechnung ist er der Stärkere in dem bevorstehenden Kampf.«

Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht von Bufalis jämmerlichem Ende. Rimilaka vernahm sie mit Bestürzung. Er erriet richtig, daß es den Entschluß, sich der Tofolaka anzuschließen, gewesen war, der seinen Tod herbeigeführt hatte.

»M'lapa haßt mich, ich weiß es«, sagte er gedankenvoll. »In den alten Tagen, als wir beide in Rimi-Rimi waren, ich als der Häuptling einer Hundertschaft, er als kleiner Höfling, schlug ich ihn ins Gesicht. Ich wünschte, ich hätte ihn damals getötet.«

Wieder waren zwei Wochen vergangen. Sanders fühlte, daß er die unerträgliche Spannung des Wartens nicht mehr länger ertragen konnte. Die Tofolaka hatten die Feindseligkeiten noch immer nicht eröffnet. Endlose Kriegspalaver füllten ihre Zeit aus. Krieg lag wie ein elektrischer Funke in der Luft. Jeden Augenblick mußte er zünden. Sanders wußte, ein Geplänkel würde es diesmal nicht werden, sondern ein Kampf auf Leben und Tod, der nur mit der Zerschmetterung der aufrührerischen Kräfte oder der eigenen Vernichtung enden konnte.

An Hamilton wagte er nicht zu denken. Immer wenn ihm das Schicksal des treuen Kameraden einfiel, schloß er mit einem eiskalten Grauen die Augen. Noch wußte er nicht, wie er seiner Frau den Tod ihres geliebten Bruders mitteilen sollte.

Wie es seine Art war, tadelte er sein eigenes Verhalten und maß sich ein gut Teil Schuld bei. Aber wie er sich auch in schlaflosen Nächten das Hirn mit nutzlosen Fragen zerquälen mochte, er hielt mit eiserner Energie an seinen einmal gefaßten Entschlüssen fest. Nichts Persönliches durfte an den politischen Zielen rütteln, die er sich gesteckt hatte. Auch das war Sanders' Art.

Eines Nachmittags ging er mit Bones an Land, um einem

Gerichtspalaver Bosambos beizuwohnen. Sie überschritten das Feld, das Hamilton den ›Paradeplatz‹ genannt hatte.

Da sagte Sanders plötzlich: »Wir haben lange nicht mehr von der kleinen Ferguson gesprochen, und doch will mir auch das nicht aus dem Sinn. Nur ist so viel geschehen, seit wir ihre geheimnisvolle Botschaft fanden, daß mir diese kurze Spanne wie eine Ewigkeit vorkommt.«

Bosambo saß auf seinem Richtstuhl, das Instrument des Strafvollzugs, ein aus Rhinoceroshaut gefertigter Stock, lag quer über seinen Knien. Er, der selbst einmal ein Sträfling gewesen war, machte weder mit streitsüchtigen Klägern noch mit schuldigen Beklagten viel Federlesens. Er liebte vor allen Dingen die Kürze des Vertrags, und ein Griff zum Stock genügte schon, um allzu beredten Parteien das Wort abzuschneiden. Der Benachteiligte kam rasch zu seinem Recht, der Übervorteiler schnell zu seiner Strafe. Wer am Morgen ein Unrecht beging, legte sich abends unter Schmerzen schlafen. Ein Streit, der mittags entstand, wurde bei Sonnenuntergang geschlichtet. Diese Gerichte hatten außerdem noch einen bildenden Zweck. Dorfoberste und kleine Häuptlinge kamen nach Rimi-Rimi, um von Bosambo zu lernen, wie man am eindringlichsten Recht spricht, ja es waren sogar schon etliche Bubujalahäuptlinge dagewesen, die mit sichtlichem Nutzen an den Gerichtssitzungen teilgenommen hatten.

Es kamen auch andere, die nach besonderen Einzelheiten der neuen Regierungsform forschten und Gesuche aller Art vortrugen. Sanders behandelte alle diese Gäste mit gleicher Freundlichkeit, bewies ihm doch ihr Kommen, daß die lähmende Furcht, die der alte, grausame König rings um seinen Herrschersitz verbreitet hatte, im Schwinden begriffen war.

Aber noch niemals war ihm eine ähnliche Bitte vorgetragen worden, wie sie heute am Schlüsse des Palavers an ihn gerichtet wurde. Eben hatte sich Bosambo im Schweiße seines Angesichts bemüht, einem Wißbegierigen die Frage zu beantworten: Wie

viele Seiten hat diese Welt? - da erhab sich ein Mann, den sein Affenschwanzschmuck und das Schwert an der Seite als Häuptling kennzeichneten. Er trug eine Binde von geflochtenem Stroh um den Kopf, die in Rimi-Rimi gar nicht, im Norden des Landes häufig anzutreffen ist - ein fremder Kriegshäuptling!

»Herr«, sagte er. »Wir haben auch in unserem Dorf von den Wundern der weißen Herren gehört, besonders aber von den klagenden Vögeln, die sich auf die Hand setzen, wenn man ihnen pfeift. Meine Leute glauben daher, daß es die Geister abgeschiedener Menschen sind, und sie haben beschlossen, einen solchen Vogel zu besitzen, um ihn anzubeten und zum Schutzgeist des Dorfes zu erhöhen. Darum bitte ich dich, gib mir einen solchen Vogel, damit er sich auf meine Hand setzt und ich froh werden kann.«

Er hatte sich an Bosambo gewandt, aber diesmal antwortete Sanders für ihn. Er hatte es schon früher im Mündungsgebiet des Stromes erlebt, daß den Brieftauben von den Eingeborenen göttliche Ehren erwiesen wurden. Ja, man hatte sich sogar erzählt, sie seien die Geister toter Haussa, die noch nach ihrem Ableben ihren weißen Herren dienten, indem sie auf geheimnisvolle Weise von Station zu Station flogen.

»Vieles würde ich dir geben, Häuptling«, erwiderte Sanders, »doch die grauen Vögel sind mir um keinen Preis feil. Sie sind Diener der ›Vielen, die wie einer reden. Doch einem anderen Herrn folgen sie nie.«

»Herr«, bat der Häuptling dringend, »schlage mir meinen Wunsch nicht ab. Ich komme nicht mit leeren Händen, nicht mit geringer Gabe; denn das wäre eine Schande für mich und mein Dorf. Ich habe als Kaufpreis für den kleinen grauen Vogel einen großen Elfenbeinzahn mitgebracht.«

Sanders war ehrlich überrascht. So einfältig die Eingeborenen auch in vielen Dingen seien mochten, der Wert des Elfenbeins war ihnen genau bekannt. Der Mann bot zwanzig Pfund für

einen Vogel, der in England für fünf Shilling zu haben war.

Sanders versuchte, ihm seinen Wunsch auszureden, aber er bestand weiter darauf.

»In meinem Hause ist nichts, das ich dir nicht geben würde« sagte er erregt. »Ich habe zehn Ziegen, das ist der Preis für eine gute Ehefrau. Ich will auf die Ehefrau verzichten und dir die Ziegen geben.«

Sanders lächelte über die Hartnäckigkeit des Bittstellers. Er hätte ihm gerne eine Brieftaube geschenkt, aber vorläufig konnte er nicht eine entbehren.

»Freund«, sagte er beschwichtigend, »heißt es nicht, daß eine gute Ehefrau alles kann außer Fliegen? Der klagende Vogel kann außer Fliegen - nichts. Daher meine ich, es ist besser, du kaufst dir mit deinen Ziegen eine Frau!«

Damit endete der kleine Zwischenfall - oder schien damit beendigt. Sanders dachte noch einmal daran, als er auf seinem Liegestuhl an Bord der ›Zaire‹ lag und am Mast emporschaute, der an seiner Spitze den hölzernen Taubenschlag trug. Einer der so sehr begehrten Vögel saß auf dem Dach seines Heims und putzte sich sorgsam sein schimmerndes Gefieder, ein anderer kreiste hoch droben im blauen Äther.

Sanders schloß ermüdet die Augen, doch er hatte kaum ein halbes Stündchen Mittagsrast gehalten, da meldete ihm ein Späher, daß vier große Fongini-Kanus im Anzug seien. Sanders bereitete alles zum Empfang vor, aber erst gegen Abend traten die Boote in das Gesichtsfeld seines Fernglases.

Immer näher und näher kamen die Kanus. Jetzt erkannte der Bezirksamtmann ein helles Sonnensegel, ein Zeichen, daß ein Führer von Rang die Flottille befehligte.

»Vermutlich der Häuptling der Fongini in höchsteigener Person«, sagte Sanders und atmete erleichtert auf, »das gibt den Dingen eine neue Wendung!«

»Wer mag es sein?« forschte Bones. »Mofolobo wird doch sicher einen Nachfolger erhalten haben.«

»Der Himmel weiß es, nicht ich«, seufzte Sanders. »In diesem Lande steigen und stürzen die Häuptlinge schneller, als ich sie zählen kann.«

Das Führerboot legte am Fallreep an, und ein Mann kam an Bord, der in edler Haltung ein weißes Gewand trug, dessen Saum purpurn gefärbt war.

Sanders erwartete ihn am Podest. »O Häuptling, ich sehe dich«, begrüßte er ihn freundlich, »dein Besuch erfreut mein Herz, denn du bist kein gewöhnlicher Mann. Du gehörtest zum Kriegsrat des Großkönigs.«

»Herr«, sagte M'lapa, »deine Ohren müssen größer sein als die des Elefanten, da du auch das gehört hast. Es ist wahr, ich habe bei manchen Palavern des alten Königs gesessen, und oft fiel mein Rat zu seinem Nutzen aus. Darum wurde mir dies Gewand mit der schönen Farbe verliehen, das dem Rock des Alten gleicht.«

Sanders unterdrückte mühsam ein Lächeln über diesen Schwarzen, der so stolz in einer Drapierung einherschritt, die vor zweitausend Jahren modern gewesen war. Mit der Höflichkeit des Gastgebers führte er ihn auf das Oberdeck.

»Du bist ein Häuptling«, sagte er zu ihm. »Führst du den Oberbefehl über die Fongini?«

»Ja, Herr«, gab M'lapa zu und ließ sich auf einen Wink des Bezirksamtmanns auf Deck nieder. »Ich bin es jetzt, denn Bufali wurde zu den Geistern versammelt. Herr, ich will keine erdichteten Geschichten erzählen, sondern dir freimütig offenbaren, daß ich ihn selber mit eigenen Händen erwürgte.«

Er blickte auf seine schlanken, dunklen Finger nieder und runzelte in der Rückerinnerung seiner Tat die Brauen.

»Herr, er war ein Mensch, der sich verstehen konnte wie kein

zweiter, aber unter seinem glatten Lächeln barg er eine ganze Schlangenbrut von Lastern.«

M'lapa begann an den Fingern alle die Verbrechen aufzuzählen, deren sich Bufali in der kurzen Zeit seiner Herrschaft schuldig gemacht hatte.

»Da gingen wir des Nachts in sein schönes Haus«, fuhr der Häuptling mit tiefem Atemzug fort. »Ich legte ihm einen starken Riemen um den Hals. Er sagte Uff und starb. Ein Abgesandter Rimilakas war bei ihm, und ihn töteten wir auch, denn er wollte den Krieg mit dir, wir aber wollten ihn nicht!«

»Das sind gute Nachrichten für mich«, sagte Sanders. »Aber so sehr ich auch verstehe, daß euer König euch verhaßt war, in Zukunft darf in diesem Lande niemand getötet werden ohne Urteilsspruch des Gerichts!«

»Herr, du sprichst nur meine Meinung aus. Ich bin kein Mann, der am Töten Gefallen findet, und ich liebe das Gesetz. Aber nicht nur dazu kam ich, dir das zu sagen. Was du wissen sollst, Sandi, ist dies: Ich und mein Volk, wir halten zu dir. Wenn die Tofolaka gegen dich ziehen, so findest du uns an deiner Seite.«

Sandi mußte sich Gewalt antun, um die Freude zu verbergen, die ihm die Brust zu sprengen drohte. Das Wunder, auf das er bisher vergeblich gehofft hatte, war geschehen. Das Zünglein an der Waage hatte sich für ihn entschieden. Nun konnte er der Zukunft voll Ruhe entgegensehen.

»O M'lapa«, sagte er. »Du hast mir eine große Kunde überbracht. Gestatte, daß ich zu diesem Palaver den König hinzuziehe!«

Er sandte nach Bosambo und hatte seine heimliche Freude an der Begegnung der beiden Riesen. Sie sahen prächtig aus, wie sie voreinander standen und sich die Hände reichten.

»Dieser Mann ist dein Freund, Bosambo«, sagte Sanders. »Nimm ihn auf, wie er es verdient, und gemäß seinem Range. Denn er soll der Zweite nach dir sein und das Volk der Fongini

nach seiner Weisheit beherrschen!«

»Was für einen Tribut sendet dein Volk dem König?« fragte Bosambo, der sehr praktisch veranlagt war.

»Herr, seit Anbeginn der Welt«, entgegnete der nicht minder praktische M'lapa, »haben die Fongini nur die Hälfte des Tributes entrichtet, den andere Länder zahlen. Außerdem stellt es fünf Trupps in allen großen Kriegen. Dafür haben wir das Recht, im Nordgebiet der Tofolaka zu fischen, da sie träge sind und sich schlecht darauf verstehen!«

Auf einen Wink des Bezirksamtmanns bestätigte Bosambo sogleich dies alte Vorrecht und manches anderes noch. Dann aßen die beiden Männer Salz miteinander, schnitten sich in den Vorderarm und rieben die Wundränder aneinander, damit ihr Blut sich vermische. Als Gastgeschenk gab Bosambo dem Häuptling einen Pelzrock und ein Fernrohr, das ihm Sanders zu diesem Zweck überlassen hatte. Doch als der Häuptling sich später verabschiedete, waren diese Gegenstände auf unerklärliche Weise abhanden gekommen.

»Ich werde sie suchen und dir zusenden, zugleich mit vielen anderen schönen Geschenken, die ich in meinem Hause für dich habe«, vertröstete ihn Bosambo.

Die Nacht war hereingebrochen, und der Halbmond stand am Himmel, als Bones mit seinem Vorgesetzten allein war.

»Woher wußten Sie, daß M'lapa im Rat des Großkönigs gesessen hat?« erkundigte sich Bones neugierig bei Sanders.

Der Distriktgouverneur lächelte. »Ich habe eben noch meinen Geschichtsunterricht im Kopfe und erinnerte mich an die Bedeutung, die der Purpursaum im alten Rom hatte!«

»Bei der römischen Geschichte habe ich wegen Masern gefehlt, liebe alte Exzellenz«, entschuldigte sich Bones mit einem Anflug seines alten Humors. Doch da niemand da war, der ihn mit trockenen Bemerkungen zu weiteren Spaßen aufstachelte, versank er bald wieder in Schweigen.

Um ein halb zwölf Uhr suchte er seine Kabine auf und warf sich halb angekleidet auf das Bett. Seit Hamiltons Verschwinden hatte er keine Ruhe zum Schlaf mehr. Er lag im unruhigen Halbschlummer, als jemand anhaltend an seine Tür klopfte. Im Nu war er auf den Beinen.

»Abibu klopft«, erwiederte eine leise Stimme auf seine Frage, und die Tür wurde zurückgeschoben. »Dies habe ich am Fallreep gefunden«, sagte der Haussa-Unteroffizier.

Er hielt ein feuchtes Kleidungsstück in die Höhe.

»Was ist das?« fragte Bones und blinzelte mit den Augen.

»Herr, es ist ein Hüfttuch, und es trieft von Wasser.«

»Dann hat sich jemand an Bord geschlichen«, erwiederte Bones und nahm Pistole und Taschenlampe an sich.

»Die Wachen haben nichts gehört, und es sind vertrauenswürdige Leute«, verteidigte der Unteroffizier seine Stammesgenossen.

Bones wollte den Kabinengang durchheilen, da stand er still, wie an den Boden genagelt. Hamiltons Kabine, die bestimmt geschlossen gewesen war, stand jetzt offen. Niemand außer Hamilton selber hatte den Schlüssel dazu besessen. Ein Rätsel!

Bones trat ein und drehte das Licht an.

Ein Kasten war aufgebrochen worden, und sein Inhalt lag auf dem Boden verstreut.

»O ko«, sagte Abibu erschrocken. »Ein Einbrecher! Doch ich schwöre dir, Herr, daß meine Leute ehrliche Kerle sind!«

Bones strengte sein Gedächtnis an: Was war in der Kiste gewesen? Er hatte eine Liste über das gesamte Kabineninventar aufgestellt, aber an die Einzelheiten vermochte er sich nicht mehr zu erinnern. Er weckte zunächst Sanders. Dann ging er, um die Liste zu holen.

»Da haben wir es«, sagte er, auf eine Eintragung deutend. »Schwarze Kiste.« Und er zählte ihren Inhalt auf, während er

Stück für Stück die verstreuten Gegenstände vom Boden aufhob. Eine kleine braune, verschlossene Schatulle fehlte. Doch was sie enthielt, ging aus der Liste nicht hervor.

Inzwischen hatte Sanders das Kabinenschloß untersucht. Ein Ruf des Erstaunens entchlüpfte seinen Lippen. Es war anscheinend ohne Anwendung von Gewalt geöffnet worden. Aber Einbrecher, die mit einem Dietrich zu arbeiten verstanden, gab es bestimmt in ganz Rimi-Rimi nicht.

Bones zog Schubladen auf, öffnete Kästen und Schränke, aber nichts fehlte außer der Schatulle.

Abibu, der auf Deck gegangen war, um ein Verhör mit der Schiffswache anzustellen, kam jetzt eilig zurück.

»Herr, einer deiner Vögel ist fort«, meldete er erregt. »Die Tür zum Verschlag, die wir des Nachts der Habichte wegen schließen, ist erbrochen, und Mimi, die so schön Eier legte, ist verschwunden. Am Mast sieht man deutlich Spuren eines nackten Fußes.«

Sanders und Bones tauschten einen Blick des Erstaunens.

»Und die Wache will nichts gehört haben?«

»Herr, die grauen Vögel haben eine Zeitlang ärgerlich miteinander geschwatzt, aber die Leute glaubten, eine Nachtschwalbe hätte die Tiere beunruhigt.«

Eine sorgfältige Durchsuchung des Schiffes erbrachte keinen neuen Anhaltspunkt. Yoka, der Maschinist, der bei seiner Maschine schlief, war nicht gestört worden, und außer dem Lendentuch am Fallreep und den feuchten Spuren am Mast wurde nichts gefunden, was auf einen nächtlichen Besucher schließen ließ.

»Meine Ansicht, liebe alte Exzellenz, geht dahin«, ließ sich Bones mit einem Anflug seiner alten Lebhaftigkeit hören, »irgend so ein schwarzer Bursche hat vom Wasser aus das Deck erklimmen und den Mast erklettert...«

»O Bones«, unterbrach ihn Sanders und legte seine Hand liebevoll auf die Schulter seines jungen Kameraden. »Nur Hamilton hätte darauf die richtige Antwort geben können!«

Da verstummte Hauptmann Tibbets, und ein Schatten so tiefer Schwermut lagerte sich auf seiner Stirn, daß Sanders seine voreiligen Worte bereute.

Am nächsten Morgen sandte er nach dem Häuptling, der bei Bosambos Palaver seinem Wunsche, einen der »klagenden Vögek zu besitzen, so dringenden Ausdruck gegeben hatte. Er war über Nacht verschwunden, niemand wußte wohin. Selbst in den umliegenden Dörfern wollte man ihn nicht gesehen haben.

Sanders nahm das zur Kenntnis, ohne den Meldungen den geringsten Glauben zu schenken. Schon längst war es ihm aufgefallen, daß über das ganze Land ein wohltausgeklügeltes Schweigesystem wie ein feinmaschiges Netz ausgebreitet war. Ereignete sich etwas, dessen Geheimhaltung im Interesse des Häuptlings lag, so versammelte er seine Dorfleute zu einem Palaver um sich.

»Wer hat dies gesehen?« fragte er mit drohender Stimme.

»Keine Augen!« antwortete man ihm im Chor.

»Wer hat dies gehört?«

»Keine Ohren!«

»Was ist geschehen?«

»Nichts!«

So wurden selbst tiefgreifende Geschehnisse aus der Geschichtstafel dieses Landes gelöscht.

Drei dunkle Regentage folgten der Ankunft des Häuptlings M'lapa. Die Zeit dehnte sich endlos, die Spannung war kaum noch zu ertragen. Jede Stunde brachte ihre Drohung, und jede floß mit gleichmäßigem Geplätscher dahin. Am vierten Tage endlich klärte sich der Himmel auf. Die Sonne drang durch die Wolken und verscheuchte die Nebelbank, die auf dem Flusse

lag. Der Tag begann mit demselben einförmigen Gleichmaß wie seine Vorgänger, aber am Nachmittag traf eine Meldung ein, die alle Signalpfeifen ertönen ließ. »Klaaar Schiff zum Gefecht«, ratterten die Trommeln, gellten die Hörner, und im Bauch der »Zaire« wurden alle Kessel unter Dampf gesetzt. Kohlen wurden geschleppt, Laufkatzen geschoben und aus dem Artilleriehellegatt Munition für die Handfeuerwaffen an die Haussa verteilt. Dann kam der Befehl »Volldampf voraus«, und die »Zaire« steuerte mit dicker Rauchfahne und fliegendem blauen Wimpel dem Feinde entgegen.

Fünf Meilen weiter südlich wurde die Kanuflotte gesichtet.

Sechshundert Tofolakakanus hatten sich in voller Kriegsbemalung aufgemacht, um die weißen Männer zu überfallen. Nun sahen sie sich verraten, und ihre Gefechtslinie geriet in Unordnung. Jetzt bedeckten die Boote den ganzen Fluß wie unzählige rote Flecke, die in der Sonne wie Feuerfunken glühten.

»Meine Herren«, sagte Bones, die Schulter an den Bremsklötzen der Kanone, die Augen am Visier, »die Parole lautet: Für das, was wir heben! Los!«

Der erste Schuß krachte.

»Elfhundert! Salve! Feuern!«

»Gut! Schnell! Wirkung! Feuern! Feuern!«

Die beiden Hotchkissgeschütze spien Feuer und Tod, die Luft erbebte unter dem lang nachhallenden Donner des Abschusses und dem Heulen der auf ihrer Flugbahn befindlichen Geschosse. Es war ein wildes Lärmen und Toben, dem das unheimliche »Taktaktak« der Maschinengewehre den Takt gab.

Chaos herrschte auf dem Strom. Überall schwammen gekenterte und durchschossene Boote. Verletzte und Sterbende verschwanden mit emporgeworfenen Armen in den aufgewirbelten Fluten. Das Toben des Geschützfeuers deckte die Schreie der Besiegten zu, die mit ihren unversehrten Booten

dem rettenden Ufer entgegenpaddelten. Aber als sie den Fuß an den Strand setzten, empfing sie ein Sperrfeuer von Granaten. Sie rannten verzweifelt hierhin und dorthin, bis das Feuer schwieg. Die ›Zaire‹ hatte ihren Kiel mitten unter die treibenden Boote gesetzt. Dann stoppte sie. Eine Landungsabteilung setzte in der Barkasse ab und begann, die am Ufer zurückgelassenen Boote zu zerstören.

Schneller als Sanders hoffen durfte, war der Aufstand der Tofolaka niedergeschlagen worden. Hätten sie anstatt des Flußwegs den Landweg gewählt und einen konzentrischen Angriff auf Rimi-Rimi unternommen, wer weiß, wer dann schließlich der Sieger gewesen wäre...

Noch während die ›Zaire‹ beigedreht lag, ereignete sich ein kleiner Vorfall, der die größten Folgen haben sollte.

Sanders beobachtete eben das Ufer durch sein Fernglas, als Abibu ihm aufgeregt ein paar Worte zurief.

Sanders setzte das Glas ab und folgte der ausgestreckten Hand des Haussa.

Ein dunkler Punkt, der schnell größer wurde, schwebte in langer Spirale aus der Höhe hernieder.

»O Herr«, schrie der Sergeant, außer sich vor Freude. »Es ist unsere Mimi!«

»Mimi?« fragte Sanders erstaunt.

Der Name der Taube war ihm ganz entfallen.

Nun aber sah er sie. Müde fiel sie auf den Rand des Taubenschlags nieder. Abibu kletterte sofort am Mast hinauf und kam mit dem zahmen Tierchen wieder.

»Herr, sie ist es«, rief er jubelnd. Denn es gibt keinen Mohammedaner auf der Welt, der die Tauben nicht liebt und hegt. »Schau, sie ist dem bösen Häuptling entflohen und zu ihren Vätern zurückgekehrt.«

Sanders nahm den Vogel in seine Hand und stieß einen Ruf

des Erstaunens aus. Ein feines Stück Papier war mit einem dünnen Hautstreifen am Fuße des Tierchens befestigt.

»Von Bosambo?« fragte Bones in atemloser Spannung.

Sanders gab keine Antwort. Mit zitternder Hand öffnete er das gefaltete Blatt und starre mit weit aufgerissenen Augen auf die verwischte Schrift: »Rendezvous Tonkinifischerdorf siebzig Meilen südlich von Rimi-Rimi!«

Eine Unterschrift fehlte.

Bones schaute seinem Vorgesetzten über die Schulter und las mit.

»Hamilton!« schrie er plötzlich und stieß ein Freudengebrüll aus.

»Hamilton?« fragte Sanders mit klopfendem Herzen.
»Unmöglich! Ich erkenne seine Handschrift nicht!«

»Hamilton! Hamilton!« jauchzte Bones und brach in einen wilden Kriegstanz aus. »Hamilton, liebe alte Exzellenz! Ich weiß es! Ich weiß es!«

Die Schlacht an den Geisterbergen

Wenn ein Fongini oder ein Tofolaka im Gerücht stand, ein unverbesserlicher Schmutzfink zu sein, so sagte man von ihm, er habe sich in der Mala gewaschen. Die Mala war ein meist unsichtbares Flüßchen, das selbst nach Regenperioden nur einen Kochtopf voll Wasser führte. Aber ihr Bett war breit und mit Geröll bedeckt, zweifellos war sie in ihren stürmischen Jugendtagen ein reißender Strom gewesen. Wahrscheinlich wurde im Laufe der Zeit ihr Gewässer hoch droben in den Bergen von Felsgeröll und Sand abgefangen und eingedämmt, wodurch ein Stausee entstand, dessen überschüssige Fluten zwei sprudelnde Flüsse bildeten, von denen der eine am Höllentor in den großen Fluß mündete, der andere im Kasalalande. Einmal vielleicht in hundert Jahren bricht dieser von Natur gebaute Damm unter dem Druck eines Wolkenbruches, und die Wasser ergießen sich in die Mala, die eine Wiederverjüngung erlebt und zum wirklichen Strom wird, bis einige Jahre später die Lücke im Damm sich wieder geschlossen hat. Aber kein Lebender hat dieses Wunder gesehen, es sei denn die hundertjährige Frau von Limbi.

Als der Häuptling der Fongini von seinem Besuch in Rimi-Rimi zurückkehrte, fand er seine Kriegerscharen kriegsbereit. Er berief die Führer der Hundert- und Tausendschaften zu einem Palaver, dem ein Tanz von hundert Mädchen und ein üppiger Festschmaus vorangingen.

»Wir ziehen gegen die Tofolaka. So will es der König, der ein wahrer Mann ist«, verkündete M'lapa den Erschienenen.

Stille herrschte. Dann erhob sich die krähende Stimme eines skeptischen Greises.

»Ist dieser König auch ein König?« fragte er. »Ich habe noch nichts davon gehört, daß die Heilige Frau vom Berge herabgestiegen ist, um ihn mit ihren Zaubern zu weihen!«

»Mir genügt, daß Sandi Ingondi ihn König und seinen Freund nennt«, versetzte M'lapa kühl.

»Herr«, entgegnete der greise Ratgeber von oben herab, »ich weiß nichts anderes von diesem Sandi, als was die jungen Leute mir erzählen, und das ist schlimm genug. Auch Bosambo kenne ich nicht. Wohl aber kenne ich die Sitten meiner Väter und ihre heiligen Bräuche, und ich sehe keinen König, der diesen Bräuchen gemäß geweiht ist!«

»Dann siehst du auch deinen Häuptling nicht«, war M'lapas drohende Antwort. »Und willst du etwa an diesem Feuer aufstehen und sagen, du sähest mich nicht?«

Der alte Mann verstummte, denn er liebte das Leben, und unter dem Blick des Häuptlings kroch ihm ein Frösteln über die Glieder.

»Ich werde die Krieger an die Mala führen«, erklärte der Häuptling, als er die Opposition niedergekämpft hatte. »Dort lagern wir und warten, bis von Sandi Nachricht kommt oder die Hunde von Tofolaka kriegswütig werden.«

Beim ersten Schein des dämmерnden Morgens marschierten die langen Heeressäulen westwärts. Die Nachricht erreichte Rimilaka durch Dorfbewohner, die vor den herannahenden Truppen geflüchtet waren.

»Dies ist ein böses Palaver«, sagte Rimilaka zu seiner Tochter Egeni, »ich werde zu Sandi gehen und ihm mein kummervolles Herz ausschütten!«

»Warte lieber«, riet die ränkesüchtige Tochter, »wer weiß, welcher Zauber sich noch gegen unsere Feinde auswirken wird. Vergiß auch nicht, daß Sandi von der Alten gezeichnet wurde und daß sie ihn haßt!«

»O ko«, entgegnete ihr Vater mit beißendem Spott, »dieser gleiche Sandi, der von der Alten gehaßt wird, hat alle meine schönen Boote versenkt und meine Leute getötet. Es scheint, daß die Teufel dieses Landes einen sehr merkwürdigen Zauber

ausüben.«

Rimilaka hatte Grund zu seiner Bitterkeit. Die Überreste der Streitmacht, die er gegen Sandi ausgeschickt hatte, waren noch immer im Rückmarsch begriffen. In ihren vorausgesandten Berichten verringerten sie weder die ausgestandenen Gefahren noch die Zauberkraft der Vernichtung, die von den Waffen der weißen Männer ausging.

Das gesamte Volk der Tofolaka hatte sich inzwischen erhoben. Zu den Truppensammelplätzen strömten mehr Speere, als die Geschichte des Landes je verzeichnet hatte. Auch die Kampfscharen der Bubujala waren zu den Tofolaka gestoßen. Sie kamen allerdings nicht aus Sympathie für ihre Nachbarn, sondern nach dem alten afrikanischen Grundsatz der Klugheit und Zweckmäßigkeit, der da lautet: »Wenn dein Nachbar in Waffen geht, dann nimm auch du deine Waffen und bereichere dich mit ihm gemeinsam an deinem dritten Nachbarn!«

Die Lage war also nicht ganz hoffnungslos für die Tofolaka. Aber so laut sie auch die Fongini angeifern und Feiglinge schelten mochten, in den geheimen Winkeln ihres Herzens hockte die blasse Furcht.

»Laß mich allein, Weib«, sagte Rimilaka schließlich zu seiner Tochter, »damit ich mich mit den Geistern der toten Häuptlinge beraten kann.«

Egeni ging widerwillig, während Rimilaka dasaß und Sandi zu allen Teufeln wünschte.

Sanders selber beschäftigte sich weniger mit Rimilaka und der Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte. Während die Fongini sich auf dem Marsche an die Mala befanden, gab er der Stadt Rimi-Rimi zur Feier seines Sieges ein großes Fest. Bones trug viel zum allgemeinen Vergnügen bei. Die Tatsache, daß Hamilton am Leben war und bald in ihrer Mitte weilen würde, hatte einen neuen Menschen aus ihm gemacht. Emsig war er damit beschäftigt gewesen, das Schiff mit einer Menge bunter

Wimpel und Nationalitätenflaggen in einen schwimmenden Basar umzuwandeln. Sogar ein paar Lampions hatte er ausgegraben, und jetzt, da die Dunkelheit hereingebrochen war, veranstaltete er eine stimmungsvolle ›italienische‹ Nacht. Doch das staunende Ah der Zuschauer wollte kein Ende nehmen, als er abwechselnd Signalraketen abbrannte und den Scheinwerfer spielen ließ.

Die Festtafel war auf dem Oberdeck aufgestellt. Bones setzte sich mit trockenen Lippen und ausgedörrter Kehle an den Tisch und trug Sorge dafür, Sanders seinen beklagenswerten Zustand merken zu lassen.

»Schon gut, Bones«, winkte Sanders beschwichtigend, »heute wollen wir uns mal einen guten Tropfen leisten!«

Bones' Augen leuchteten auf. Seine Zungenspitze erschien und befeuchtete die Oberlippe. »Wir haben - einen - guten Tropfen?« stammelte er.

»Einen guten Tropfen Ingwerbier«, ergänzte der unbarmherzige Sanders.

»O ko«, sagte Bones mit langem Gesicht, »ich dachte, Sie würden heute mal etwas draufgehen lassen, liebe alte Exzellenz. Könnten wir uns nicht aus den medizinischen Vorräten irgend etwas Herzstärkendes zusammenbrauen?«

»Es bleibt bei Ingwer«, beschied ihn Sanders. »Auch das wird zur Fidelitas beitragen!«

Bei Tisch erhob Sanders sein Glas. »Auf Hamiltons Wohl«, toastete er, »wo er auch sein mag! Möge er bald zurückkehren!«

»Heil ihm«, sagte Bones, »das Gesöff ist zwar scheußlich, aber dennoch: Heil ihm!«

»Mir ist die ganze Sache ein Rätsel«, meinte Sanders. »Warum zum Beispiel hat der Kerl, der die Taube stahl, Hamiltons Botschaft nicht gleich mitgebracht? Wozu der Umweg? Das Risiko? Der Diebstahl?«

Bones nickte und machte ein Gesicht wie eine alte Eule. »Natürlich muß Ihnen das ein Rätsel sein, liebe alte Exzellenz«, begann er gönnerhaft. »Ich hingegen - hupp! - O Verzeihung!« Er führte seine Hand krampfhaft an den Mund. »Ingwerbier ist nichts für meinen Magen«, entschuldigte er sich und errötete wie ein kleines Mädchen. »Ich hingegen kann Ihnen im Handumdrehen eine Erklärung geben. Mein Gott, wer so viele Kreuzworträtsel geraten hat- hupp - o Verzeihung! Ham ist natürlich aus der Höhle entkommen und sitzt jetzt in einem Negerdorf als Gefangener. Da hat er den alten Wackelköpfen von Ratsmännern eingeredet, daß die Tauben große Juju wären und daß er mit ihnen einen ganz faulen Zauber treiben könnte. Da hat sich denn einer von den Idioten hupp - hupp - ! O Verzeihung! einer von den Idioten auf den Weg gemacht - hupp - hupp - hupp! O Pardon! Verzeihung! Entschuldigung - hupp!«

Aber Bones sollte nie seine Erklärung zu Ende führen. Es ging ihm wie immer, das Schicksal kam dazwischen und schnitt ihm den lang ausgesponnenen Faden durch.

Das Schicksal war diesmal Bosambo. Er hatte sein Gesicht mit einem breiten Lächeln und seine Schultern mit einem kostbaren roten Brokatmantel geschmückt.

»O Sandi«, sagte er, »ich bringe erfreuliche Nachrichten. Dein Herz wird lachen!«

»Setze dich, Bosambo. Mein Herz lacht schon beim Anblick deines Mantels, denn der gleicht aufs Haar einem schönen Vorhang, der an der Tür meiner Kabine hing und seit ein paar Tagen spurlos verschwunden ist!«

»Herr«, erwiderte Bosambo seelenruhig und drapierte den Mantel so, daß man die Ösen nicht sehen konnte, an denen noch vor kurzem die Ringe des Vorhangs befestigt gewesen waren, »diese Leute von Rimi-Rimi sind große Diebe. Erst gestern habe ich ein schönes Seidentuch vermißt, das abwechselnd rot und blau gefärbt war - ein Geschenk von Mister Tibbetti«, fügte er in

einiger Verwirrung hinzu, als er den vorwurfsvollen Blick auffing, den Bones ihm zuwarf.

»Lügen kannst du wie gedruckt, mein guter Bosambo«, sagte Bones auf englisch.

»Ich nicht lügen, ich sein immer wahr und wahrhaftig so wie Matti, Marki, Luki, Hansi«, verteidigte sich Bosambo in derselben Sprache.

»O du unverbesserlicher Lümmel«, murmelte Bones kopfschüttelnd.

Sanders klatschte in die Hände und befahl dem Diener: »Bier für den König!«

»Aber in einem großen Glas«, setzte Bosambo eilig hinzu. »Meine Hände sind so groß und ungeschickt, daß mir die kleinen Gläser aus den Fingern gleiten und zerbrechen.«

Bones lachte hell auf, und Bosambo stimmte gutmütig ein.

»Herr«, sagte er zu Sanders, plötzlich ernst werdend, »die Alte hat wieder von sich hören lassen!«

»Die Teufelin von Limbi?« fragte Sanders interessiert. »Was ist mit ihr, Bosambo?«

»In den Tagen des Großkönigs«, holte Bosambo weitschweifig aus, »gab es drei Kriegerscharen, die die Hütte des Königs bewachten und in Rimi-Rimi lebten. Als dein Zauber den alten Bösewicht vernichtete, zogen sich die Krieger zurück und ließen sich auf den Hängen des Limbi nieder; denn sie hatten ebenso wie dem König auch der Teufelsfrau gedient und betrachteten sich als ihre Leibwache.«

»All das ist mir bekannt«, sagte Sanders ungeduldig. »Was weiter?«

Bosambo konnte nicht gleich antworten. Man hatte ihm sein Bier gebracht, und er ließ es sogleich zur Hälfte in seine durstige Kehle gleiten. Dann wischte er sich behaglich den Mund.

»Diese Krieger ziehen gegen die Stadt, Herr«, sagte er, »und

sie sind in voller Kriegsbemalung, denn sie haben sich ihre Gesichter rot gefärbt und ihre Schilde angeräuchert!«

»Und das nennst du erfreuliche Nachrichten?« fragte Sanders stirnrunzelnd.

Mit der Einmischung der Leibwache hatte er bisher nicht gerechnet. Da erwachsen ihm neue Feinde, gegen siebentausend Speere stark, deren Kampfkraft der aller anderen weit überlegen war. Ein niederschmetternder Gedanke!

Plötzlich kam ihm ein neuer Einfall. »Vielleicht hat Hamilton die Teufelsfrau getötet, und sie kommen, um sich Genugtuung zu holen?«

Bosambo schüttelte den Kopf. »Nein, Herr, die Alte lebt! Sie selber ist es, die die Regimenter entsandt hat!«

»Sie hat die Leute gesandt?«

Bosambo nickte. »Sie stehen unter dem Befehl Okasos, der ein kluger Häuptling und ein tapferer Krieger sein soll!«

»Glaubst du, daß du Rimi-Rimi gegen eine solche Übermacht halten kannst?«

Bosambos Gesicht wurde ernst. »Herr, du hast mein Weib aus den Händen des Großkönigs befreit. Ich halte die Stadt für dich, bis ich falle. Aber ich habe nur achtzig Mann, auf die ich mich verlassen kann. Meine Ochori!«

Sanders blickte zu Boden.

Bosambo beugte sich vor. »Herr, ich ahnte, daß es zu einem sehr ernsten Treffen kommen würde. Darum habe ich Fitema Nachricht gesandt!«

»Nachricht - an Fitema?« Er sah Bosambo verständnislos an.

»Auch ich besitze Tauben, Herr. Eine davon habe ich mitgeführt, als ich über die Berge kam, und diese habe ich mit einer Botschaft fliegen lassen!«

»Wie lautete die Botschaft?« fragte Sanders erregt, denn er sah ungeheure Verwirrungen voraus.

Bosambo wurde verlegen. »Herr, ich habe ihr geschrieben, daß uns ein großer und blutiger Krieg bevorstünde. Denn damals wußte ich noch nicht, für wen sich die Fongini entscheiden würden!«

Sanders warf Bones einen beunruhigten Blick zu. Im Mündungsland des Stroms fehlte im Augenblick eine zielbewußte Leitung. Ein Windhauch konnte da leicht zum Orkan werden.

Er war zum Orkan geworden, doch in anderem Sinne, als Sanders befürchtete.

Kaum hatte Fitema den Brief ihres Gatten »an die Frau mit den Augen der Taube und der Stimme freundlicher Winde« erhalten, da erdröhnten bereits die Lokoli der Ochori, und bald brannten im ganzen Lande die Beratungsfeuer. Jetzt zeigte es sich, was Sanders wert war. Es gab kein Dorf, das nicht seine besten Krieger aufgeboten hätte, um Sandi Ingonda in der größten Gefahr seines Lebens beizustehen. Kanus kamen und gingen, Bewaffnete zogen durch den Wald, und das Land erzitterte von wilden Kriegstänzen und Schlachtliedern. Die Akasava, die Isisi und N'gombi marschierten in breiter Front den Geisterbergen entgegen, um sich mit den Ochori zu vereinigen. Nun trat an ihre Spitze Fitema selbst, die zarte junge Frau mit dem Herzen des Mannes. Auf einer Sänfte ruhend, die von acht starken Männern getragen wurde, erteilte sie ihre knappen, aber wohlüberlegten Befehle, und die Männer, die gewohnt waren, ein Weib wie ein Stück Herdenvieh zu behandeln, unterwarfen sich blindlings ihrer Führung. Den Häuptlingsspeer ihres Gatten in der Faust, hatte sie die Blicke auf die fernen Höhen gerichtet und wünschte sich Flügel.

In der Nacht nach dem Fest tat Sanders kein Auge zu. Die Nachrichten, die Bosambo ihm überbracht hatte, füllten sein Hirn mit bedrückenden Vorstellungen. Er war wach, als um Mitternacht eine neue Hiobspost eintraf.

Der andauernde Regen der letzten Zeit hatte das Wunder bewirkt, das nur alle hundert Jahre einmal wiederkehrte. Die Mala führte Hochwasser und war zu einem breiten Strom angeschwollen, der die Fongini von Rimi-Rimi abschnitt und ihrem Weitemarsch in das Tofolakagebiet ein vorläufiges Ziel setzte.

Sanders klopfte bei Bones an und setzte ihn von dieser Neuigkeit in Kenntnis.

Der Hauptmann kratzte sich mißmutig den harten Schädel.
»Der Teufel soll die Regenrinne holen! Jetzt wird Rimilaka natürlich auftrumpfen!«

»Das hat er schon getan«, erwiderte Sanders grimmig. »Seine Kriegsfeuer brennen, und er sammelt eine neue Flotte, um von zwei Seiten her in Rimi-Rimi einzufallen!«

Sanders instruierte eben einen Haussa-Unteroffizier, der Bosambo zu einer eiligen Besprechung an Bord holen sollte, da erschien, wie durch einen Zauber gerufen, der König in höchsteigener Person, und nach ihm erstieg ein Mann im Waffenschmuck der königlichen Leibwache das Fallreep.

»Herr«, sagte Bosambo und deutete auf seinen Gefährten, »dieser Mann suchte mich um Mitternacht auf, und wir hatten ein langes Palaver miteinander.«

»Wer ist es?« fragte Sanders mit wohlgefälligem Blick auf die schöne, schlanke Gestalt mit den ungewöhnlich klugen und feinen Gesichtszügen.

»Es ist Okaso, Herr, der Befehlshaber der königlichen Leibwache. Er wünscht dir zu dienen.«

Um Sanders' Lippen zuckte der Spott. »Um mir zu dienen, wie er Amatini gedient hat, als er ihn in die Höhle des alten Weibes hineinstieß?«

»Herr«, sagte Okaso, »kannst du einem Soldaten vorwerfen, daß er dem Befehle folgt, der ihm zuteil wird? Hat ein Krieger

zu überlegen, ob er recht oder unrecht tut? Er hat zu gehorchen. Das ist seine einzige Pflicht. Ich gehorche auch jetzt. Denn ich stehe hier auf Befehl der Heiligen Frau, der wir dienen!«

»Auf Befehl der Frau von Limbi?« wiederholte Sanders ungläubig. »O ko! Ich habe ihre Gunst nicht begehrt! Doch in welcher Weise willst du mir dienen?«

»Herr, ich führe dir meine Krieger zu, die unter ausgesuchten Hauptleuten stehen und vor Kampfbegier brennen.«

»Woher soll ich wissen, daß dies nicht eine Kriegslist ist, Okaso? Wenn ich deine Leute in Rimi-Rimi hereinlasse, wer bürgt mir dafür, daß sie sich nicht gegen mich wenden und meine Soldaten vernichten?«

»Ich habe deinen Einwurf vorausgesehen, Herr«, antwortete Okaso ruhig und stolz. »Daher habe ich meine Lieblingsfrau und weine drei Kinder mitgebracht. Sie sollen auf deinem schönen Schiff sitzen und dein Fleisch sein, wenn du mich für unehrlich befindest!«

Der Mann meinte es offenbar aufrichtig mit seinem Bündnisangebot. Selbst der mißtrauische Bones, der sonst in allem eine Falle sah, konnte sich dem günstigen Eindruck nicht entziehen, den Okaso auf ihn machte.

»Ich begreife nicht«, sagte Sanders kopfschüttelnd. »Die Alte haßt mich, sie hat mich zum Tode gezeichnet, und jetzt schickt sie mir ihre Krieger?«

»Herr, die Tofolaka haßt sie noch mehr. Sie haben eine Hexe zu Amt und Würden erhoben und einen Zauberer anerkannt, der sich in unehrerbietigster Weise über ›Ihre Heiligkeit‹ geäußert hat!«

Sanders überlegte. Wenn Hamilton noch am Leben war, konnte die Frau von Limbi nicht ganz so teuflisch sein, wie die Phantasie der Eingeborenen sie hinstellte. Vorläufig war es wenigstens gut, sich ihren Beistand zu sichern.

»Ich will dir Vertrauen schenken, Okaso«, sagte er endlich. »Aber deine Frau und deine drei Kinder sollst du mir bringen. Sei gewiß, du siehst sie nie wieder, wenn du mich betrügst. Binde deine Kanus aneinander, so daß sie eine lange Kette bilden. Mein Schiff nimmt sie ins Schleptau. Morgen verlasse ich Rimi-Rimi!«

»Wir fahren wieder den Tofolaka entgegen?« wollte Bones wissen. Er benutzte die englische Sprache.

»Ja«, erwiderte Sanders ebenso. »Wir steuern Tonkini an, das kleine Fischerdorf, in dem Hamilton uns erwartet. Der Ort könnte für unsere Zwecke nicht besser gewählt werden. Von dort aus kann ich eine Streitmacht in das Herz des Tofolakalandes werfen, die das Gros der feindlichen Kräfte zurückdrücken wird. Außerdem wird dieser Schachzug den Fongini die erforderliche Zeit geben, über den Fluß zu setzen.«

Der von Sanders entworfene Schlachtplan begann programmgemäß. Zeitig am andern Morgen dampfte die ›Zaire‹ ab und schlepppte mehr Kanus in ihrem Kielwasser hinter sich her, als selbst der älteste Einwohner von Rimi-Rimi je beieinander gesehen hatte. In jedem Boot saßen zwölf grinsende Krieger, die an dieser bequemen Fahrt den größten Spaß hatten.

Tonkini wurde gegen Mittag erreicht. Ohne jeden Widerstand seitens der Bevölkerung ging die Landung vonstatten. Okaso schob als kriegserfahrener Häuptling einen Schützenschleier vor.

Es kam zu keiner Gefechtsberührung mit dem Gegner. Das Land war vom Feinde geräumt. Nur ein Dorf zeigte Kampfbereitschaft und wurde niedergebrannt.

Sie befanden sich jetzt in dem Hügelland, das dem Geistergebirge vorgelagert ist. Etwa zwanzig englische Meilen trennten sie von dem Paß, der in das Ochoriland führte. Mit einem Drittel seiner Streitmacht sicherte Sanders den wichtigen Gebirgsübergang. Mit den übrigen beiden Dritteln deckte er

seine Rückzugslinie zum Landungsplatz.

Aber Rimilaka war durch seine Späher von dem Aufmarsch des Gegners unterrichtet worden, und kaum hatte die königliche Leibwache die ihr zugewiesenen Gefechtsposten erreicht, da griff er kräftig mit fünftausend Speeren an und schlug die Eindringlinge bis zur Hälfte des gewonnenen Geländes zurück. Bosambo erkannte die Gefahr und ging gedeckt vor, um den rechten Flügel des Feindes zum Stehen zu bringen. Das Umgehungsmanöver hatte aber nur einen Teilerfolg. Wohl gelang es ihm zunächst, in die gegnerische Flanke vorzustoßen und dort Verwirrung anzurichten. Dann aber wandte sich sein Schlachtglück. Rimilakas Gros hatte sich inzwischen in Marsch gesetzt, griff ihn mit weit überlegenen Kräften an und zwang ihn unter blutigen Verlusten zum Rückzug.

»Herr, unsere Sache steht schlecht«, sagte Bosambo zu Sanders. In seinen Armen trug er Okaso, der aus einer schweren Brustwunde blutete. Seine eigene Schulter war von einer Schwertspitze aufgerissen, aber seine Augen leuchteten.

»Sie haben mich König genannt, als sie in das Gefecht zogen, das wiegt alle Schmerzen und alle Mühen auf. Auch Okaso nannte mich König, sonst hätte ich ihn liegen lassen, damit ihm der Feind den Garaus macht«, fügte er mit naiver Aufrichtigkeit hinzu.

Sanders verband erst Bosambos Schulter. Dann widmete er sich Okaso. Der Mann war lebensgefährlich, aber nicht tödlich verletzt.

»Ich werde dich sogleich aufs Schiff zurückbringen lassen. Ich hoffe, du bleibst am Leben, Okaso!«

»Du tust Seltsames, Herr«, staunte der Kriegshäuptling, »du nimmst dich derer an, die zu Tode verwundet sind.«

»Das ist der Segen des neuen Gesetzes, das mit dem König ins Land gekommen ist«, sagte Sanders.

Das war die letzte Atempause in dem Gefecht dieses Tages.

Bald danach griff Rimilaka an der Spitze seiner Hauptmacht mit solcher Wut und solchem Glück an, daß er durch die Sperrlinie des Gegners brach. Das Leben der beiden Weißen und ihrer Verbündeten hing an einem Haar. Da brachte Bones, der in solchen Augenblicken der Höchstspannung sich selbst übertraf, zwei seiner Maschinengewehre in so günstige Stellungen, daß die Angreifer reihenweise niedergemäht wurden und zurückwichen.

Spät am Nachmittag führte Rimilaka seinen dritten und heftigsten Schlag. Er hatte seine letzten Reserven herangeführt und zwang Sanders, sich in breiter Front zu entwickeln, eine Taktik, die seine dünne Verteidigungsline noch mehr schwächte. Heroisch warfen sich die wenigen Ochori wieder und wieder in die entstehenden Lücken. Doch das Ende schien nah.

Sanders sandte nach Bones. Der Hauptmann stellte seine Maschinengewehrabteilung unter den Befehl eines Haussa-Unteroffiziers und erstattete von seinem Frontabschnitt Meldung.

Die Dinge sahen düster genug aus. Sanders sah stirnrunzelnd zu Boden. »Wenn wir jetzt auskneifen, ist das Prestige der weißen Rasse in diesem Lande für lange Zeit erschüttert. Versuchen wir, uns zu behaupten, so wird das unser Untergang sein. Halten Sie für alle Fälle die Barkasse bereit und die Kessel der ›Zaire‹ unter Dampfdruck!«

Der Geländestreifen, den seine Streitmacht hielt, war kaum noch eine Meile breit, und im Rücken hatte er den Strom. Das Spiel stand böse für ihn, und der einzige Trumpf, den er noch in Händen hielt, waren die Kanonen seines Schiffes.

Rimilaka hatte seinen Feldherrnstand auf einen nahen Hügel verlegt. Er folgte dem Kampf mit glühender Spannung.

»Jetzt ist mein Tag gekommen«, jubelte er. »Bald werde ich König sein und in der Hütte des Alten wohnen!« Er rief einen

grauhaarigen Kriegshäuptling zu sich. »Meine Hauptleute sollen ein Ende machen. Lasse alle Trommeln ertönen. Sandis Soldaten verteidigen sich nur noch schwach. Ein neuer Angriff wird sie in die Flucht treiben. Dann schicke deine schnellsten Läufer voraus, daß sie ihnen den Rückweg zum Schiff abschneiden!«

Rimilaka hatte keine schlechte Taktik befolgt, als er diesen Befehl gab. Sandis Kampfelinie begann in ihrer ganzen Breite zu wanken. Die stolze Leibwache des Königs war zu kläglichen Trümmern zusammengeschmolzen und kämpfte nur noch um ihr nacktes Leben.

Schon wollte Rimilaka in ein lautes Freudengeheul ausbrechen, da riß ihn jemand am Arm und deutete nach rückwärts. Vom Gebirgspaß her strömte wie ein Wanderzug schwarzer Ameisen, schmal an seiner Ursprungsstelle, und breit an der Mündung, ein unabsehbares Heer ebenholzfarbiger Krieger, Akasava, N'gombi, Isisi und Ochori, mit blitzenden Speerspitzen und einem Wald gelber Schilder, in das umstrittene Kampfgelände herab.

»Meine Tochter«, rief er, zitternd wie Espenlaub, »kannst du mir erklären, was das bedeutet?«

»Das Ende«, sagte Egeni mit dem Stolz und der Ruhe der geborenen Amazone.

»Du hast mich zu einem toten Manne gemacht«, sagte Rimilaka, heiser vor Haß und Enttäuschung. Dann griff er den Speer fester und stieß ihn ihr in die Brust.

Egeni empfing den Todesstoß mit freier Stirn und verachtungsvollem Lächeln. Sie folgte nur dem Manne, den sie geliebt hatte, ins Geisterreich.

Rimilaka stürzte dem Feinde entgegen und fand den Tod, den er suchte.

Von seinem Standort aus beobachtete Sanders, wie der siegreiche Feind ihm plötzlich den Rücken zukehrte und

verschwand. Dann hörte er aus der Ferne das Zusammenkrachen von Schilden und die gellenden Kriegsrufe der kämpfenden. Da er weder den Engpaß überblicken noch den Aufmarsch der Bundesgenossen verfolgen konnte, stand er vor einem Rätsel. »Bosambo«, rief er, »weißt du, was das zu bedeuten hat?«

»Gott allein weiß es«, erwiderte Bosambo salbungsvoll. »Vielleicht ist das die Antwort auf die vielen Gebete, die ich an die verschiedenen Götter gerichtet habe.«

Er eilte trotz seiner Wunde vor, stieß aber auf keinen Feind mehr. Doch dann blieb er wie angewurzelt stehen und ließ ein Freudengeheul vernehmen, das einen Löwen hätte mit blassem Neid erfüllen können. Er hatte die Schilde der Truppe erkannt, die im Laufschritt auf ihn zueilte. Als er sich gefaßt hatte, hob er grüßend die Arme. Da öffnete sich die Front und ließ eine Frau durch, die in Bosambos Augen an Schönheit jedes Weib der Erde weit übertraf.

Blutend und bestaubt kehrte er zu Sanders zurück. Seiner Wunde nicht achtend, trug er in seinen Armen Fitema.

»Herr«, rief er glücklich, »sieh hier den obersten Kriegshäuptling von zehn herrlichen Kriegerscharen. Sie hat die Leute des ganzen Stromlaufs zu den Waffen gerufen und führt sie zu uns.«

Bosambo ließ die strahlende Frau auf die Füße gleiten. Lächelnd streckte Sanders die Hände aus, um ihr beizustehen.

»Allah hat dich zur Königin geschaffen, Fitema! Du wirst deinen Platz ebenso gut ausfüllen wie Bosambo den seinen.«

Fitema zeigte das lieblichste Lächeln über dieses wohlverdiente Lob.

»Herr, ich will nichts, als meinem Gatten dienen und an seiner Seite stehen in guten und bösen Tagen. Bald werden meine schönen Söhne uns folgen, und dann erst werden wir vollkommen glücklich sein! - O Bosambo, was tust du?«

Der König hatte seine Speerspitze in den Boden gestoßen und umging sie mit tänzelnden Schritten, wobei er rhythmisch mit den Füßen scharrete und den Takt klatschend auf seine Schenkel schlug. Es war der Siegestanz der Kruneger. Dabei sang er im Ton einer Litanei.

»Seht mich, ich bin ein großer König, und ich habe das beste Weib auf Erden. Seht mich, der ich ein treuer Anhänger des Propheten und aller Heiligen und Apostel bin!«

Sanders überließ ihn seinem Siegesjubel und kehrte auf die »Zaire« zurück.

Er saß lange schweigend auf dem Oberdeck.

»Heute haben wir den Schlußstein zu unserem Werk gelegt, Bones«, sagte er unvermittelt. »Aber es bekümmert mich sehr, daß von Hamilton noch immer keine Nachricht vorliegt.«

Bones nickte stumm. Er hatte die ganze Zeit mit angestrengten Augen auf den Flußlauf gestarrt, der bis zur nächsten Krümmung ziemlich weit zu überblicken war.

Sanders zernagte sich die Lippen.

»Wir müssen Geduld haben. Hamilton hat uns nur den Ort des Zusammentreffens angegeben, einen genauen Zeitpunkt hat er nicht genannt. Ein paar Stunden mögen vielleicht noch vergehen!«

»Natürlich, liebe alte Exzellenz. Wir können nicht erwarten, daß er fahrplanmäßig einläuft!«

Bones versuchte ein Lächeln. Aber es fiel kläglich aus. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Nach einer Weile wechselte er den Gesprächsgegenstand.

»Es müssen noch irgendwo feindliche Krieger stehen!«

Sanders schüttelte den Kopf. »Sie meinen die Krieger, die gegen Mala Front machten? Auch die werden um diese Zeit vernichtet sein. Als ich an Bord kam, berichteten meine Späher, daß die Fongini bereits über den Fluß setzen. Nein, ich glaube,

die Tofolaka werden uns niemals mehr beunruhigen!«

Dann sprach Sanders von der Heimat und daß sie dahin zurückkehren würden, sobald nur Bosambo fest im Sattel säße. Eine tiefe Sehnsucht sprach aus seinen Worten. Bones hörte zu. Seine Gedanken waren bei Hamilton.

Die Nacht brach herein, ohne daß auch nur eine Spur des Vermißten sich gezeigt hätte. Die Scheinwerfer spielten ununterbrochen, die beiden Männer verließen ihre Posten nicht. Mit jeder Stunde, die ereignislos verstrich, bröckelte ein Stück ihrer Hoffnung ab. Die graue Dämmerung fand sie übernächtigt, zerschlagen, der Verzweiflung nahe. Es war gut, daß neue Meldungen sie etwas ablenkten. Die Fongini hatten den Fluß überschritten, die Krieger, die sich ihrem Vordringen entgegengestellt hatten, waren nicht mehr. Sanders sandte M'lapa sofort eine Botschaft, die ihn zum Stehen bringen sollte. Erwünschte kein Gemetzel von Frauen und Kindern, keine Zerstörung von Feldern und Hütten.

Als die Sonne sich über den Waldessaum erhob, ließ Bosambo sich hinübergliedern. Er hatte seinen Siegesrausch ausgeschlafen und die feindlichen Verluste abschätzen lassen. Sie waren erschreckend. Auch Rimilakas und Egenis Leichen hatten sie gefunden.

Nicht minder hatten die Sieger gelitten. Es war höchste Zeit, daß Frieden ins Land kam. Er würde kommen - Sanders fühlte instinktiv, daß die so schmerzlich und unter so großen Opfern gesuchte Lösung gefunden und seine Mission beendet war.

Er stand noch im Gespräch mit Bosambo, als dieser plötzlich und unzeremoniell seinen Arm packte. »Da! Da!« schrie er mit vor Erregung heiserer Stimme. Er deutete flußaufwärts. Um die Krümmung schoß ein Kanu, das ein Mann in zerfetzten Kleidern aus Leibeskräften vorwärts trieb, als flöhe er vor unsichtbaren Verfolgern.

Sanders riß sein Fernglas an die Augen. »Hamilton!« keuchte

er.

Es war Hamilton. Wie ein Wahnsinniger stieß er sein Paddelruder ins Wasser. Von Zeit zu Zeit blickte er über die Schulter.

Sanders stürmte zum Fallreep. Jemand rief nach der Barkasse. Aber ehe es zur Ausführung auch nur eines einzigen Befehles kam, hatte Hamilton mit mächtigen Ruderstreichern das Boot längsseit des Schiffes getrieben. Er fing das Tau auf. Sanders packte ihn an den Armen und riß ihn an Bord.

»Du lieber Kerl...«, brachte er mühsam hervor. Seine Stimme versagte.

Hamilton lag einen Augenblick an seiner Brust, ohne zu sprechen, dann faßte er Sanders am Arm und schob ihn freundlich beiseite.

»Geschütze!« keuchte er. Allen anderen voraus jagte er zur Hotchkißkanone, riß das Verschlußstück auf und schob eine Granate hinein.

Sanders starnte ihn an. Hatte sein Verstand gelitten? Nirgends war ein Gegner zu sehen. Doch als er schon die Lippen zur Frage öffnete, fegte ein einzelnes Kanu um die Flußkrümmung, dem in einem Abstand von fünfzig Metern zwanzig weitere Kanus staffelförmig folgten. Sanders schraubte sein Fernglas ein und hätte es vor Schreck und Staunen beinahe fallen lassen. Der Ruderer des ersten Kanus trug eine Vermummung aus Stroh und einen Kopfputz, der einem Vogelkäfig am meisten ähnelte.

Mit einem halblauten Fluch griff Sanders nach einem Lee-Matford, das neben ihm in den Gewehrstützen stand. »Die Teufelsfrau!« rief er und schob hastig die Patrone in den Lauf.

»Mein Gott, was willst du tun?« schrie Hamilton auf.

»Das Land von seiner letzten Seuche befreien!«

Sanders hob den Lauf.

»Auf wen schießt du?« brüllte Hamilton und sprang zu ihm

hin.

»Auf die Frau von Limbi«, sagte Sanders, den Finger am Drücker. Er feuerte, doch im gleichen Augenblick traf Hamiltons Faustschlag den Gewehrlauf, daß er hoch in die Luft flog.

»Sanders«, keuchte er zwischen zwei Atemstößen, »Sanders, sie ist meine Frau! Wenn du durchaus schießen mußt, dann triff die schwarzen Teufel, die sie verfolgen!«

Die Teufelshöhle

Als Hamilton das Aufblitzen des Schwertes gesehen hatte und mit schwindenden Sinnen in die Knie zusammengebrochen war, fing statt seiner das Zicklein den Todesstreich auf. Der Sterbeschrei des Tieres war das letzte, was er in seine Ohnmacht mit hinübernahm. Dann kam das seltsam traumhafte Durcheinander eines schier endlosen Tunnels, jenseits dessen in blendendem Licht Leben und Bewußtsein lag. Als er die Mündung des Tunnels erreichte, hatte er sich wiedergefunden und schlug die Augen auf. Vor dem Eingang der Höhle stand die Teufelsfrau und schwang ekstatisch ihr blutbeflecktes Schwert. Dann kehrte sie langsam zu ihm zurück und blieb wartend vor ihm stehen.

»Mach ein Ende mit mir«, stieß Hamilton hervor. Er bediente sich der Bomongosprache.

Die verummummte Gestalt antwortete nicht. Sie schaute jetzt zur Höhle hinaus, und Hamilton, der ihrem Blick folgte, sah die Leibwache abziehen. Erst als der letzte Mann verschwunden war, bückte sich die Frau zu ihm nieder. Hamilton biß die Zähne zusammen, um dem Tod würdig zu begegnen. Da fühlte er eine plötzliche Befreiung seiner Gelenke. Seine Fesseln waren durchschnitten. Instinktiv zuckte seine Hand nach dem Gürtel, der seine Pistolen hielt.

»Es tut mir so unendlich leid, daß ich Sie so erschreckt habe«, sagte eine melodische junge Stimme in englischer Sprache.

Hamilton sprang auf die Füße und starrte in fassungslosem Erstaunen die Erscheinung an.

Die Gestalt hob die Hände, die in Leopardentatzen steckten, zum Kopf empor und nahm das Gehäuse ab, das ihr Antlitz verbarg. Schneeweisse Haut leuchtete auf, ein schmales, rundes Kinn, ein junger, lieblicher Mund, eine feine Nase, edel gezeichnete Brauen über herrlich strahlenden Augen und Haar von der Farbe reifer, sonnenbeglänzter Ähren.

»Diana Ferguson«, schrie Hamilton auf. Er hatte sie nach ihrem Bilde wiedererkannt. Sie streifte die grotesken Handschuhe ab und legte warnend den Finger auf den Mund.

»Nicht so laut«, bat sie. »Ich bringe Sie an einen sicheren Ort. Da können wir ungestört über alles sprechen.«

Sie band jetzt die Strohhülle ab, die ihr bis zu den Füßen reichte und so steif war, daß sie aufrecht stehen blieb, als Diana sie in eine Ecke niedersetzte. Das junge Mädchen war nur mit einem hals- und armfreien Hemd und einem kaum knietiefen Röckchen bekleidet. Doch nun löste sie den Knoten ihres prachtvollen Haares, und es strömte wie eine goldene Woge herab, Schultern und Brust bedeckend. Sie winkte Hamilton, der wie verzaubert dastand und sich fragte, ob er denn wirklich bei Sinnen sei. Sie lächelte und ergriff seine Hand, um ihn zu führen. Er folgte willenlos wie ein Schäflein dem Hirten. Der Weg führte über den unebenen Boden der Höhle durch einen gewundenen Stollen, der völlig im Dunkel lag.

Das Mädchen ging sicher wie eine Schlafwandelnde, Hamilton hingegen stolperte recht kläglich vorwärts. Endlich brach ein trübes Licht durch die ferne Öffnung des Stollens. Eine zweite, größere Höhle tat sich auf, deren Höhe in der schwachen Beleuchtung nur schwer abzuschätzen war, aber sie mochte mindestens dreißig Meter betragen. Die Bodenfläche, die ein unregelmäßiges Oval bildete, erreichte, wie er später berechnete, einen Durchmesser von dreizehn Metern. Die Wände stiegen fast lotrecht empor. Roh behauene Treppenstufen führten auf der anderen Seite zu einem unsichtbaren Ziel. Der Rauch des Feuers stieg merkwürdigerweise steil in die Höhe, und entgegen aller Voraussetzung war die Luft gut und rein. Die eine Felsenwand war zu zwei tiefen Nischen ausgehöhlt, und in eine dieser Nischen war eine strohgedeckte Hütte gebaut, deren Zweck in dieser Höhle Hamilton ein Rätsel war.

Diana Ferguson war stehengeblieben. Ihre Augen hafteten mit kühnem, ehrlichem Interesse auf seinem Gesicht.

»Sie sind der erste weiße Mann, den ich seit fünf Jahren sehe«, sagte sie mit stockender Stimme, als müsse sie erst nach Worten suchen. »Der erste fremde weiße Mann«, ergänzte sie hastig.

»Und ich«, erwiderte Hamilton mit glücklichem Lächeln, »kann noch immer nicht meinen Augen trauen. Ich hoffe, ich träume nicht.«

Sie antwortete mit einem Lächeln. Doch dann wurde sie plötzlich ernst und umklammerte seine Hand: »Sagen Sie mir eines: Lebt meine Mutter noch?«

Hamilton nickte. »Sie lebt, sie ist in London. Nur ihren flehentlichen Bitten verdanken Sie das Zustandekommen der Expedition!«

Diana lächelte unter Tränen. »Daran erkenne ich Mutter«, sagte sie leise. »Ich wußte, sie würde uns nicht im Stich lassen.«

Sie atmete auf, halb schluchzend, halb schon beschwichtigt. Dann deutete sie auf die grobe Decke, die neben dem Feuer lag. Sie gab das Beispiel und kauerte sich nieder. Hamilton streckte sich neben sie.

»Ich habe mir solche Mühe gegeben, Sie alle drei gefangen zu nehmen«, sagte sie mit einem tapferen Versuch, ihre furchtbare Lage durch Schelmerei vergessen zu machen. »Sogar Herrn Sanders habe ich gezeichnet...«

»Sie selbst?«

Sie schüttelte den Kopf. »Lazai hat es für mich getan. Bei den abergläubischen Eingeborenen hieß sie Tschu. Sie war vor Jahren zum Todesopfer gezeichnet worden. Aber ich rede und rede«, unterbrach sich das junge Mädchen, »und ich frage Sie gar nicht, ob Sie Hunger haben!«

»Ich hungere nach Aufklärung«, sagte er lächelnd und hielt ihre Hand fest, denn sie hatte eine Bewegung gemacht, als ob sie aufstehen wollte. »Ich weiß ja nun, wer Sie sind. Aber alles

Übrige ist mir ein Rätsel. Wo zum Beispiel steckt denn die Teufelsfrau?«

»Ich bin selbst die Teufelsfrau«, erklärte sie einfach.

Hamilton war verblüfft. »Sie?«

»Diana!« rief in diesem Augenblick eine schwache Stimme.

Hamilton sprang auf. »Wer - ?«

»Mein Vater«, erwiederte sie und legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. Dann ging sie in die Hütte.

Nach einer Weile kam sie wieder. Ihr Gesicht hatte sich verdüstert. Ihre Augen zeigten einen Ausdruck der Qual. »Vater ist seit einiger Zeit so hinfällig«, sagte sie leise, indem sie sich neben Hamilton niederließ. »Ich habe solche Angst um ihn!«

»Ihr Vater?« fragte Hamilton staunend. »Also wurde er nicht getötet?«

»Nein«, erwiederte sie, »er blieb am Leben, und das Schicksal führte uns wieder zusammen. Ohne ihn hätte ich sicher diese grauenvolle Einsamkeit nicht ertragen. Aber ich werde Ihnen alles der Reihe nach erzählen.«

Sie zog erschauernd das dünne Röckchen über die Knie und warf ein paar Holzscheite ins Feuer.

»Wir hatten eine Missionsstation in der Nähe von Rimi-Rimi, das wissen Sie ja. Der König legte uns damals keine Hindernisse in den Weg, und wir hatten gute Erfolge. Aber je größer der Einfluß meines Vaters wurde, desto mehr stiegen der Neid und die Eifersucht der Teufelsfrau von Limbi. Sie ließ das Opferzeichen auf unsere Stirn malen und forderte vom König unser Leben. Wir hatten keine Ahnung, was das Zeichen zu bedeuten hatte, wenn auch einer unserer Diener, der sehr an uns hing, geheimnisvolle Anspielungen machte. Eines Morgens trat plötzlich Mofobolo, der Jäger des Königs, mit geschwungenem Schwert in die Hütte und führte gegen meinen Vater einen heimtückischen Streich. Doch gelang es Vater, der sehr gewandt

war, dem Hieb auszuweichen. Er sprang Mofobolo an und packte seinen Arm, um ihm die Waffe aus der Hand zu ringen. Mutter flüchtete laut schreiend zum Fluß. Was dann folgte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch, daß Mofobolo plötzlich aus dem Dunkel der Hütte kam mit einem Ausdruck im Gesicht, der mir das Blut zu Eis erstarren ließ. Ich hatte mich nicht entschließen können zu fliehen, solange Vater in so tödlicher Gefahr war. Nun aber rannte ich, so schnell ich konnte. Ich wollte zum Strom hinab, doch Mofobolo verlegte mir den Weg. Da wandte ich mich dem Walde zu. Ich war damals ein wildes Ding und kletterte für mein Leben gern auf Bäume. Ich war darin wie eine Eichkatze. Als mich der verschlungene Waldpfad für kurze Zeit den Blicken meines Verfolgers entzog, ergriff ich den nächsten Zweig und schnellte mich mit einem kühnen Klimmzug in die Höhe. Dann schmiegte ich mich eng an den Stamm. Es war an jenem Tag ein leichter Wind, und so durfte ich hoffen, daß Mofobolo nicht durch die Bewegung der Blätter auf mein Versteck aufmerksam gemacht würde. Und da kam er schon mit offenem Munde und schrecklichen Augen. Ich kauerte auf meinem Ast in Todesangst. Gott erhörte mein Gebet und machte seine Augen blind für mich. Er rannte weiter. Ich regte kein Glied und wagte kaum, den Atem auszustoßen. Nach einigen Minuten kam er jedoch zurück. Er kniete auf den Boden nieder und verfolgte meine Spur. Ich weiß nicht, warum er keinen Augenblick an den Baum dachte, dessen Äste quer über den Pfad hingen. Aber nicht einmal sandte er den Blick nach oben. Er richtete sich dann auf und stieß mit beiden Speeren in die Büsche. Plötzlich erfüllte ein so jammervolles Gekreisch die Luft, daß mir der Herzschlag stockte. Er hatte einen Affen getroffen.«

Hamilton nickte mit dem Kopf.

»Also deswegen säuberte er seinen Speer!«

»Als es Nacht war«, fuhr Diana Ferguson fort, »ließ ich mich aus meinem Versteck herab und suchte meinen Weg durch den

Wald. Ich hoffte, das Flußufer zu erreichen und mich in den Besitz eines Kanus zu setzen, mit dem ich durch das Höllentor in das Ochoriland zu entkommen dachte. Dort war, wie ich wußte, Mr. Sanders. An ihn klammerten sich daher alle meine Gedanken. Aber in dem Dunkel verlor ich die Richtung, und beinahe hätte ich mich in ein Dorf verirrt. Menschenansiedlungen mußte ich aber vermeiden, denn längst hatten die Lokoli des Königs mein Todesurteil über das ganze Land verbreitet. So wanderte ich drei Tage und drei Nächte, bis ich mich eines Morgens an den Nordabhängen des Limpisi befand. Ich wußte, daß dort die Teufelsfrau hauste und litt Todesangst. Den ganzen Tag hielt ich mich im Gebüsch verborgen. In der folgenden Nacht gelang es mir, den Berg zu umgehen, und damit war ich in ein Gebiet gelangt, das als Geisterland und unfruchtbare Wüste von Menschen gemieden wurde. Dafür wimmelte es von reißenden Tieren, und nur mit knapper Not entrann ich einer Leopardenmutter, die zum Sprunge angesetzt hatte. Am schwersten war es für mich, etwas Eßbares zu finden. Quellen gab es auf den Hügeln am Rand der Wüste genug, aber meine feste Nahrung bestand nur aus den Nüssen, die ich im Wald in meine Schürze gesammelt hatte, und einem Bündel Bananen aus einer weit in die Wildnis vorgeschobenen Negerpflanzung. Mein ganzes Bestreben war nun, ein nahes Versteck zu finden, das mir einen sicheren Unterschlupf böte. Denn einmal wöchentlich wenigstens mußte ich in das flache Land herab, um mir Nahrungsmittel zu verschaffen. Der Berg selbst trug nur einen dünnen Bestand von Fichten und Wacholderbüschchen. Nach meiner Schätzung befand ich mich etwa in einer Höhe von dreihundert Metern über der Wüste, als ich den Eingang einer Höhle entdeckte, der so überwachsen war, daß er nur bei sorgfältigem Forschen zu entdecken war. Ich kroch hinein, nachdem ich mich vorher durch den Geruch überzeugt hatte, daß keine wilden Tiere darin hausten. Ich befand mich in einer Felsenkammer, von der ein

Stollen in das Innere des Berges lief. Mit klopfendem Herzen tastete ich mich in das Dunkel. Ich ging mit kleinen Schritten zuerst gradeaus, dann in langsamem Windungen bergab. Die Finsternis wurde so unheimlich, daß ich schon wieder umkehren wollte, als meine Ohren einen schwachen Laut auffingen. Es hörte sich an, als ob jemand mit einem Stock gegen die Felsenwand schläge. Nun trieb mich die Neugier vorwärts, obwohl mein Herz wie rasend hämmerte. Ich tat ein halb Dutzend Schritte, da trat mein Fuß ins Leere. Ich legte mich flach auf den Boden nieder und fühlte mit der Hand. Das, was ich für einen Abgrund gehalten hatte, war nur eine Treppenstufe gewesen. Allmählich wich das Entsetzen, das mich umkrallt hielt, und ich konnte meinen Weg fortsetzen. Sehr langsam zwar, denn ich mußte vorsichtig tasten, ehe ich einen sicheren Halt fand. Dabei entdeckte ich, daß jede einzelne Stufe in einer scharfen Kante endete. Menschenhände hatten die Treppe in den Felsen gehauen. Dort ist sie!«

Sie deutete nach rückwärts, wo Hamilton bereits einzelne mächtig gequaderte Stufen wahrgenommen hatte.

»Vater glaubt«, erzählte Diana mit leisem Schauder, »daß hier vor Tausenden von Jahren eine Minenanlage bestanden hat. Splitter von Granatsteinen und Diamanten finden sich noch jetzt. Aber hören Sie nun, was weiter geschah. Die Treppe hat fünfhundert Stufen, und je tiefer ich stieg, desto weniger Aussicht hatte ich, die nötigen Kräfte für den Rückweg aufzubringen. Endlich - ich verzweifelte fast - sah ich ein schwaches Licht, das den Umriß der Stufen aus dem Dunkel hob und einen schnelleren Abstieg gestattete. Ich ging so leise wie möglich. Glücklicherweise hatte ich Gummisohlen an den Schuhen. Aber manchmal kam es doch vor, daß ich ein Steinchen in die Tiefe stieß, und dann blieb mir jedesmal vor Angst das Herz stehen.

Endlich blickte ich in diese Höhle hinab, und vor Entsetzen hätte ich beinahe aufgeschrien. Denn an dem Feuer, von dem

das kümmерliche Licht ausging, saß ein uraltes Weib von schauerlichem Aussehen - die Teufelsfrau von Limbi!

Sie muß weit über hundert Jahre alt gewesen sein. Ihr Körper war so klapperdürr, daß ich noch aus der Entfernung jede Rippe zählen konnte, ihr Gesicht runzlig wie verschrumpeltes Leder. Sie wiegte sich wie ein Derwisch in den Hüften und sang dazu mit krähender Stimme eine eintönige Litanei. Sicher war sie geistesgestört, war es schon seit vielen Jahren, und gerade dadurch hatte sie Macht über die Eingeborenen gewonnen. Ich wagte kaum, Atem zu holen, und preßte mich schaudernd an die Wand, deren Schatten mir Schutz bot. In diesem Augenblick stand ich unter dem Eindruck, daß sie wirklich ein Wesen von übernatürlichen Kräften war. Endlich erhob sie sich und verschwand in dem Stollen, der zu der äußeren Höhle führte. Sie hatte sich ein Huhn gebraten, der Geruch des Fleisches stieg einladend in meine Nase. Allmählich betäubte der Hunger das hämmernde Angstgefühl. Ich wußte, daß meine Kräfte dieser schwächlichen Greisin weit überlegen waren. Die einzige Gefahr für mich bestand darin, daß sich ihre Dienerschaft in Rufweite befand. Aber diese Erwägung hielt meinem Hunger gegenüber nicht stand. Ich huschte die letzten Stufen hinab, riß das noch unberührte Fleisch an mich und verschlang es gierig. Ich fürchte, ich habe mich wie ein Ferkel benommen», setzte sie kindlich verschämt hinzu.

Hamilton lächelte.

»Nachdem ich meinen Hunger gestillt hatte, ließ ich meine Blicke umherschweifen und entdeckte an einer Wand eine Sammlung rostiger Schwerter. Sie wissen ja, daß jedes Opfer sein Richtschwert selber in die Höhle trug.«

Hamilton bejahte. Er erinnerte sich, daß Sanders es einmal erzählt hatte.

»Ich faßte Mut, griff nach dem leichtesten und zückte es zur Probe.« Sie schauderte in der grauenvollen Erinnerung. »Die

Klinge war rostig von Blut, aber ich achtete nicht darauf. Kein Laut drang zu mir. Ringsum war die Stille des Grabes. Da schlich ich durch den Stollen, in den die Teufelsfrau verschwunden war. Unbemerkt gelangte ich in die äußere Höhle. Schon von weitem hörte ich die blecherne Stimme des alten Weibes. Ich spähte um die Felsenkante und sah die Frau am Eingang der Höhle stehen, wo sie den Kriegern der Leibwache mit wilden Gesten eine Ansprache hielt. Eben war ihr ein Opfer zugeführt worden.

Es war ein Mädchen, fast noch ein Kind, das jämmerlich schluchzte. Man hatte ihm die Hände auf dem Rücken festgebunden. An der Hüfte baumelte das Schwert, und an dem Strick, dessen Schlinge dem Mädchen fast die Kehle abwürgte, zerrte eine kleine Ziege. Nun, Sie kennen das ja aus eigener bitterer Erfahrung! Ich weiß nicht, was über mich kam, aber beim Anblick dieses unglücklichen Mädchens kochte der Grimm in mir über. Ich dachte an meinen Vater, an meine Mutter. Es flimmerte rot vor meinem Gesicht. Ich umklammerte das mitgebrachte Schwert. Jetzt trat die grausige alte Hexe in die Höhle zurück und stieß ihr Opfer mit sich. Dann band sie mit schadenfrohem Kichern das Schwert los. Das Mädchen schrie vor Schreck laut auf. Ihr Schrei war für mich wie eine Fanfare. Ich sprang in die Höhle hinein und schlug die Hexe mit aller Kraft nieder.«

Diana hielt inne und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Ihre Augen waren von Schatten umringt, als sie wieder aufsah. »Es war der fürchterlichste Augenblick meines Lebens, und immer wenn meine Gedanken dahin zurückkehren wollen, zwinge ich sie in eine andere Richtung.

Gott sei Dank war mein Hieb tödlich. Die Frau stürzte wie ein Stein und regte sich nicht mehr. Ich nahm Lazai bei der Hand und zerrte sie in den rettenden Stollen. Doch dann fiel mir eine alte Sitte ein, von der mein Vater mir erzählt hatte. Wenn das Opfer getötet war, pflegte die Alte vor die Höhle zu treten und

die wartenden Krieger mit Blut zu bespritzen. Ich war wie gelähmt vor Schreck bei diesem Gedanken. Wenn die Frau nicht erschien, wurde sie vielleicht von ihren Jungfrauen oder den Soldaten der Leibwache gesucht. Ich wußte, sie hielten jeden Blutspritzer für glückbringend. Was blieb mir übrig, als mich der Sitte zu fügen? Mit widerstrebenden Händen nahm ich den Kopfputz, das Strohgehäuse auf, in dem die Hexe gestorben war. Alles klebte vor Schmutz. Aber es mußte sein, ich überwand meinen Ekel. Niemand konnte mich in dieser Vermummung erkennen. Selbst das Weiß meiner Hände war durch die Leopardenhandschuhe verdeckt. Ich nahm das Schwert auf, biß die Zähne zusammen und trat in die Höhlenöffnung. Sofort fielen die Leute auf ihre Gesichter. Das erleichterte mir meine Aufgabe.

Ich spritzte das Blut über ihre Köpfe und fand noch die Kraft, das rettende Dunkel der Höhle zu erreichen. Dann aber fiel ich in eine tiefe Ohnmacht. Als ich endlich zu mir kam, befreite ich mich zunächst von der übelriechenden Vermummung. Dann suchte ich das Opfer. Lazai saß, vor Angst bebend, am Feuer. Es dauerte Stunden, bis sie zu fassen vermochte, daß sie am Leben bleiben durfte. Nun erzählte ich ihr, daß ich die Teufelsfrau umgebracht hatte. Vor Entsetzen bekam sie Krämpfe, und es vergingen Tage, ja Wochen, bis sie sich völlig beruhigte und einsah, daß die böse Macht der Alten mit ihrem Leben verflackert war.«

»Lazai war Ihre Tschu?« fragte Hamilton, dem plötzlich die Zusammenhänge klar wurden.

Diana nickte.

Die Alte hatte bereits früher das eine oder das andere Opfer verschont und zu Botendiensten verwandt, bis sie der Genossin überdrüssig wurde und sie mit einem heimtückisch geführten Hieb ums Leben brachte.

»Ich gewann allmählich Lazais Vertrauen«, erzählte Diana,

»sie hing mit rührender Dankbarkeit an mir und war immer willig und gutgelaunt. Sogar als sie schwer krank wurde, wollte sie durchaus nicht zulassen, daß ich ihre Pflichten übernahm...« Das junge Mädchen schwieg. Tränen stiegen in ihre Augen. »Vorige Woche ist sie gestorben«, setzte sie still hinzu.

»Sie also hat uns gezeichnet?« fragte Hamilton.

»Ja, Mr. Hamilton. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse. Ich wußte keinen anderen Weg, um Sie gegen die Machenschaften der Häuptlinge zu schützen und Ihnen sicheres Geleit zu meiner Höhle zu geben. Als Lazai zu Ihnen kam, legte sie übrigens eine Botschaft auf den Tisch, deren versteckten Sinn Sie, wie ich hoffte, verstehen würden. Offenbar hat diese Botschaft Sie nie erreicht.«

»Mofobolo hat sie an sich genommen, als er mit seinen Kriegern die Stadt überfiel«, erklärte Hamilton. »Als sie endlich in unsere Hände gelangte, war sie kaum noch zu entziffern!«

»Ist es nicht um so seltsamer«, fragte Diana mit einem sinnenden Blick ins Feuer, »daß Sie nun doch unversehrt bei mir sitzen und daß ich einen Freund gewonnen habe, der eine ganze schwarze Leibwache aufwiegt?«

Sie lächelte ihn schelmisch an. Ganz sacht legte Hamilton seine Hand auf die ihre und drückte sie sanft.

»Und nun erzählen Sie mir, wie Ihr Vater hierher fand«, bat er sie nach einer Weile. »Das scheint mir noch das größte aller Wunder zu sein!«

Diana schüttelte den Kopf. »Das Wunder erklärt sich auf die natürlichste Weise der Welt, wenn es auch für mich ein Erlebnis war, von dem ich meine Gedanken lieber abwende. Hören Sie: Es mochten zwei Tage nach meinem Eindringen in die Höhle verflossen sein. Ich reinigte gerade das Strohgehäuse der alten Hexe. Da hörte ich Rufe an der Höhlenöffnung. Rasch warf ich mir das schützende Strohgewand über, vermummte meinen Kopf und trat hinaus. Diese schwarzen Teufel, Mr. Hamilton,

brachten ein neues Opfer, meinen armen, schwerleidenden Vater. Es brach mir das Herz, daß ich unbeweglich vor ihm stehenbleiben mußte, ohne durch eine Geste verraten zu dürfen, wer ich war. Wieder mußte ich töten, um Blut für die gräßliche Opferzeremonie zu gewinnen, und ich erschlug mit geschlossenen Augen die arme kleine Ziege. Mein Gott - was habe ich alles durchgemacht...!«

Sie barg das Gesicht schaudernd in die Hände.

»Das war das allerschwerste, Mr. Hamilton. Hätte die Hexe jedesmal von neuem vor mir gestanden, ich hätte den Streich mit leichterem Herzen geführt! - Vater war wie irre von dem Wundfieber, das ihn schüttelte, und von den Mißhandlungen, unter denen er zu leiden gehabt hatte. Er verstand nichts von dem, was um ihn vorging, und erst viel später erwachte er unter meiner Pflege zu vollem Bewußtsein.«

Hamilton fragte sie nach Kufusa, Sanders' Boten, den die Leibwache geköpft hatte.

Sie wußte nichts von seinem Schicksal, noch hatte sie je von ihm gehört.

»Das machen die Leute im Interesse der Teufelsfrau unter sich ab«, sagte sie fröstelnd.

Plötzlich sprang sie hastig auf und eilte zur Hütte hinüber, von woher ihr Name erklang. Ein grauhaariger Mann stand in zerlumpten Kleidern und blickte mit einem erschütternden Ausdruck in dem blassen Leidensgesicht zu Hamilton hinüber.

»Major Hamilton?« fragte Ferguson. »Ich glaube, ich habe Sie schon einmal vor Jahren gesehen.«

Hamilton bestätigte die Begegnung. Was hatte das Schicksal in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit aus dem Manne gemacht!

»Ich höre von meiner Tochter, daß meine Frau sich gerettet hat«, sagte er mit tiefer Wärme im Ton. »Das ist die erste Freude, die ich seit Jahren habe. Es geht ihr gut?«

Hamilton erzählte alles, was er von Mrs. Ferguson wußte. Er schilderte ihren Besuch in Sanders' Haus und den Einfluß, den dieser Besuch auf die Entschließung des Distriktgouverneurs gehabt hatte.

»Woher beschaffen Sie Ihr Essen?« fragte Hamilton, nachdem alle Ereignisse der letzten Zeit besprochen worden waren.

»Ein Mann der Leibwache setzt es täglich vor den Eingang der Höhle. Aber wer weiß, ob es Ihnen munden wird«, fügte Diana zweifelnd hinzu.

»Gibt es keine Möglichkeit, den Limpisi zu verlassen? Sie gelangten doch unbemerkt in die Höhle?«

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf. »Der Stollen ist noch vorhanden, ich habe ihn mehrmals betreten, wenn das ewige Dunkel der Höhle mich an die Sonne trieb. Aber inzwischen sind am Nordabhang die Dörfer der Leibwache entstanden, und es ist nicht ganz ungefährlich, sich ins Freie zu wagen. Ein Fluchtversuch würde nur mit unserer Gefangenschaft enden, zumal mein Vater sehr gebrechlich ist!« Die Nacht verbrachte Hamilton am Feuer. Als er nach erquickendem Schlaf erwachte, erstieg er die Felsentreppe. Auf dem schier endlosen, mühevollen Weg dachte er an Diana, wie sie zum erstenmal das schauerliche Dunkel des Bergesinnern betreten hatte. Er atmete auf, als er die Mündung des Stollens erreichte. Einen Wacholderbusch als Deckung wählend, schaute er mit sehnseitigen Augen ins Land. Eine niedrige Bergkette setzte der Wüste in einer Entfernung von achtzig Kilometern eine scharf gezeichnete Grenze. In der klaren Luft war sie mit allen Schrunden und Kuppen deutlich zu sehen.

Vorsichtig umging Hamilton den Berg und kam bald in Sicht eines Dorfes, jenseits dessen der Strom sein silbernes Band durch üppige Vegetation zog.

Am nächsten Tag erkundete er die andere Seite des Berges, aber auch hier fand er die gesuchte Lösung nicht. Allein hätte er

sich mit Hilfe seiner beiden Pistolen vielleicht durchschlagen können, mit seinen beiden Freunden nicht. Da er sich nicht dazu entschließen konnte, sie zurückzulassen, gab er seinen Fluchtplan vorläufig auf.

Eine Woche mochte seit Hamiltons Opfergang verstrichen sein, da erlitt Ferguson einen schweren Anfall von Herzschwäche, und seine beiden Gefährten bereiteten sich auf das Schlimmste vor. Aber der Kranke erholte sich wie durch ein Wunder. Diana pflegte ihn mit einem Zartsinn und einer Liebe, die Hamiltons tiefste Bewunderung erregten.

Aber auch sie brach eines Abends am Feuer zusammen.

»Wenn wir nur Medizin hätten«, klagte sie verzweifelt.

»Ich habe eine Reiseapotheke in meiner Kabine«, sagte Hamilton mit zusammengebissenen Zähnen. »Es ist zum Wahnsinnigwerden, daß man hier untätig hocken muß!«

Er hätte das Mädchen, das ihm in seinem Kindesschmerz doppelt und dreifach als Heldin erschien, am liebsten in seine Arme genommen und mit den zärtlichsten Liebesworten getröstet.

Am nächsten Tag erkletterte Hamilton zum drittenmal die Steintreppe. Auf einem Felsbrocken sitzend, beobachtete er lange Zeit zwei junge Leoparden, die einander in munterem Spiel jagten. Dabei kam ihm eine Erleuchtung. Eilends trat er wieder den Weg in die dunkle Höhle an.

»Wer vermittelt Ihre Befehle, Diana?« fragte er das junge Mädchen, noch atemlos von seinem raschen Gange.

»O Mann«, erwiderte sie mit einem schwachen Versuch zu scherzen, »alle Männer dienen mir!«

»Aber angenommen, Sie hätten einen besonderen, schwierigen Befehl zu übermitteln, zum Beispiel den, daß Sanders gefangengenommen werden soll...«

»Dann lasse ich durch die Jungfrauenwache, die ständig vor

der Höhle Dienst tut, Okaso herbeirufen. Aber was versprechen Sie sich von Sanders' Gefangennahme?«

»Würde Okaso die Anweisungen, die Sie ihm geben, wortgetreu ausführen?« lautete Hamiltons Gegenfrage.

»Solange er nicht Zweifel in meine Identität setzt - ja!« antwortete Diana mit großer Bestimmtheit.

»Nun, dann hören Sie, was ich ausgedacht habe!«

Hamilton entwickelte seinen Plan. Sie lauschte aufmerksam, in ihrem Gesicht drückten sich abwechselnd Hoffnung und Zweifel aus.

»Es ist eine schwierige Aufgabe für ihn«, sagte sie nach einer Weile des Nachdenkens. »Wenn etwas über ihr Verstehen hinausgeht, versagen sie in den meisten Fällen. Also dies ist der Schlüssel zu Ihrer Kabine? Mein Gott, wie lange ist es her, daß ich einen Schlüssel gesehen habe!«

Sie ging mit Hamilton in die äußere Höhle, verkleidete sich und trat hinaus, während er im Schatten wartete.

Eines von den Mädchen, die auf der Hochfläche lagerten, eilte auf sie zu und warf sich vor ihr aufs Gesicht.

»Sende nach Okaso!« befahl Diana kurz und mit hohlklingender Stimme.

Der Hauptmann der Leibwache erschien noch vor Sonnenuntergang.

»O Okaso, Hauptmann meiner Leibwache«, sprach ihn das Mädchen in den schrillen Lauten der Bomongosprache an, während er die Stirn in den Staub legte, »nimm dieses Teufelsding und gib es einem, der sehr gewandt ist. Er soll damit nach Rimi-Rimi gehen. Zuerst soll er einen der klagenden grauen Vögel von dem weißen Manne Sandi kaufen und jeden Preis bieten. Will Sandi den Vogel nicht hergeben, so soll er ihn stehlen; denn mein Geist befiehlt mir, einen grauen Vogel zu opfern.«

»O heilige Frau«, schwur Okaso, »dein Wille soll geschehen!«

»Wohl dir, Okaso«, sagte Diana königlich. »Ich wußte, daß du mein treuer Diener bist. Doch das Schwerste hast du noch nicht gehört. Auf dem großen Kanu, das die weißen Männer bewohnen, sind drei kleine Häuser aus Holz. In ein Loch der mittleren Tür paßt dieses Teufelsding.«

Sie warf den Schlüssel neben sich auf den Boden.

»Wenn man es hineinstößt und umdreht, geht die Tür auf. Nun soll dein Bote in das Häuschen hineinschlüpfen und einen großen Kasten suchen. Den soll er aufbrechen. In dem großen Kasten befindet sich ein kleinerer, der von der Farbe einer überreifen Banane ist. Diesen Kasten und den grauen Vogel sollst du mir bringen, Okaso!«

»Herrin, dein Wille ist mein Wille! Aber deine Worte summen in meinem Kopf wie wilde Bienen. Darum, o Heilige, wiederhole deine Befehle!« bat Okaso demütig.

Diana wiederholte sie zwei-, dreimal. Endlich konnte Okaso sie wie eine Litanei nachleieren.

Noch während er sprach, kam Diana ein neuer Einfall. Es war eine tolle und zugleich kühne Idee, die sie allein nie auszuführen gewagt hätte. Aber Hamiltons Gegenwart flößte ihr Sicherheit und Mut ein.

»Höre nun meinen letzten Befehl, Okaso! Lasse die Trommeln durch deine Dörfer gehen und sammle die Soldaten, um mit ihnen nach Rimi-Rimi zu marschieren!«

»Herrin, es gibt Krieg?« fragte Okaso in zitternder Erregung. »Meine jungen Leute werden sich freuen. Denn sie hassen ihre Untätigkeit!«

»Es gibt Krieg«, verkündete Diana feierlich, »aber diesmal ist es des weißen Mannes Krieg!«

Okaso lag wie versteinert vor Entsetzen. Seine Rippen hoben

und senkten sich.

»Herrin, wir sollen für unsere Feinde kämpfen?«

»Ihr sollt gegen die Tofolaka kämpfen, die ich hasse, denn sie haben einem Zauberer mehr Glauben geschenkt als mir«, beschied ihn Diana kaltblütig. »Geh, es ist mein Befehl!«

Okaso wagte keine Frage, keinen Widerspruch. Wortlos erhob er sich und eilte von dannen.

Diana kam langsam in die Höhle zurück.

Hamilton erwartete sie ungeduldig. »Was für eine geniale Idee, Diana!« rief er strahlend. »Ich danke Ihnen im Namen meines Vorgesetzten.« Er küßte ihre Hand. Sie kehrten wieder an ihr Feuer zurück.

»O Diana«, fragte der Major, dessen Blicke immer wieder heimlich zu ihr zurückkehrten. »Warum sind Sie nicht damals, als Sie in Rimi-Rimi waren, auf unser Schiff gekommen, oder warum haben Sie sich nicht Tibbetts offenbart?«

»Ich war ja gar nicht in Rimi-Rimi!«

»Sie waren nicht da? Aber ich habe Sie doch gesehen. Sie standen am Strand und trugen das Kostüm der alten Frau?«

»Nicht ich«, sagte Diana kopfschüttelnd. »Lazai hat mich vertreten. Als Okaso mir eröffnete, daß ich den neuen König weihen müßte, packte mich große Angst. Weder mochte ich meinen Vater allein lassen, noch wagte ich mich auf eine größere Reise. Wie leicht konnte mich meine Hautfarbe verraten, wenn meine Vermummung sich auch nur ein wenig verschob. Ich überredete Lazai, meine Rolle zu spielen. Sie war gefeit, ihr drohte keine Gefahr. Es gelang ihr vorzüglich, aber sie war doch nur eine arme Schwarze. Die weißen Männer flößten ihr Furcht und Grauen ein. Und dann hatte sie die schwarze Meute im Rücken. Eine stumme Überbringerin meiner Botschaften konnte sie sein, doch sich offen für Sie zu erklären oder Ihnen gar ihr furchtbares Geheimnis zu verraten, das hätte

sie nie gewagt!«

Es verging ein Tag. Fergusons Zustand verschlimmerte sich wieder. Als er nach einem neuen Anfall sein Ende nahen fühlte, sandte er Diana fort und blieb mit Hamilton allein.

Er sah ihn lange Zeit stumm und ernst an, als wollte er in den Tiefen seines Herzens lesen.

»Was ich Ihnen zu sagen habe, ist schwer in Worte zu fassen. Meine Stunden sind gezählt, Hamilton - und wenn ich sterbe, lasse ich Sie mit meiner Tochter allein. Ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann«, setzte er hastig hinzu, als er die Erwiderung auf Hamiltons Lippen treten sah. »Aber bedenken Sie, es kann Jahre dauern, ehe Sie diese Höhle verlassen können!«

»Sie sehen zu schwarz«, versuchte Hamilton den alten Mann zu beruhigen. »Unsere Gefangenschaft hier kann höchstens noch Tage dauern!«

»Das habe ich auch gedacht, als ich hierherkam - und jetzt sind es zwei Jahre, daß wir in diesem Verlies schmachten«, seufzte Ferguson. »Ich habe Sie in all den Tagen beobachtet, lieber Hamilton, und ich habe wohl die Blicke gesehen, mit denen Sie jedem Schritt meiner Tochter folgten. Eines Tages wird aus Ihrer Freundschaft Liebe werden, und Diana wird sie erwideren. Das Kind hat ein warmes Herz. Wenn sie liebt, wird sie es mit ganzer Seele tun!«

Hamilton erwiderte nichts. Sein Herz schlug so stürmisch, daß er nicht sprechen konnte.

»Und wenn Sie selbst nur Freunde blieben, lieber Hamilton, niemand würde es Ihnen glauben, wenn man hört, wie lange und in welcher Einsamkeit Sie miteinander gelebt haben!«

Da fand der Major seine Sprache wieder. »Sie sind Geistlicher« sagte er leise. »Könnten Sie uns nicht trauen?«

»Das ist mein Herzenswunsch«, erwiederte Ferguson schlicht. Diana wurde gerufen. Sie sank stumm an Hamiltons Brust,

und er küßte sanft ihre Stirn.

Gegen Mitternacht, als am fernen, nicht sichtbaren Himmel die ganze goldene Pracht der Sterne aufgegangen war, traute der alte Missionar in dunkler Höhle sein einziges Kind, während das flackernde Feuer gespenstische Schatten an die Wand warf. So waren sie denn Mann und Weib, Hamilton, der Haussamajor, und Diana, die Teufelsfrau von Limbi. Sie saßen Hand in Hand, nachdem sich der Vater in der Hütte zum Schlaf niedergelegt hatte. Als Diana ein wenig später zu ihm ging, hörte Hamilton ihren schwachen Aufschrei. Er eilte zu ihr und fand sie neben dem Lager des Vaters knien. Er lag in starrer Ruhe. Ein halb entsagendes, halb friedliches Lächeln spielte um seine Lippen. Der Tod hatte seine Hand im Schlaf ergriffen und ihn sanft über die Schwelle der Ewigkeit geführt.

Sie begruben ihn neben der Hütte, rostige Schwerter dienten ihnen als Grabschaufeln. Dann trugen sie viele Steine zusammen und legten sie in Form eines Kreuzes auf seine letzte Ruhestätte.

Zwei Tage später hörten sie Okasos Stimme am Eingang zur Höhle. Diana zeigte sich ihm und empfing aus seiner Hand die entwendete Taube und die Reiseapotheke. Sie nannte ihn ihren lieben Sohn, und Okaso bebte vor Freude.

Als sie später die Reiseapotheke öffnete, flossen ihre Tränen von neuem. Die Hilfe war zu spät gekommen.

Hamilton streichelte das hübsche Köpfchen des Vogels, der sich zärtlich an ihn schmiegte.

»Du kennst dieses Land besser als ich, Diana«, sagte er, um sie abzulenken. »Welche Aussicht bietet sich für unser Entkommen, vorausgesetzt, daß wir den Fluß erreichen?«

Sie überlegte. »Wenn es nur gelänge, an Tonkini vorbeizukommen, wären wir geborgen. Vor Tonkini patrouillieren die Kanus der Leibwache, und ihnen zu entrinnen dürfte nicht leicht sein.«

Hamilton nickte vor sich hin. Dann entriß er einem kleinen

Taschenkalender, den er bei sich trug, ein leeres Blatt und warf ein paar Zeilen darauf. Da er nur das kleine Büchlein als Unterlage hatte, fielen die Buchstaben ungelenk aus. Aber sie waren leserlich. Seinen Namen vergaß er unter die Botschaft zu setzen. Erst später fiel ihm das ein, aber da hatte er die Taube schon aus dem rückwärtigen Höhlenausgang fliegen lassen. Das Tierchen zog erst unruhige Kreise, schien sich dann über die Richtung sicher zu werden und hob sich hoch in die Luft. Hamilton kehrte in die Höhle zurück und erzählte Diana jetzt erst, was für eine Botschaft er gesandt hatte.

»In vier Tagen verlassen wir diesen Ort«, sagte er mit unerschütterlichem Entschluß.

Diana starre ihn fassungslos an. »Das ist doch ganz unmöglich«, stieß sie hervor.

Er schüttelte den Kopf. Dann teilte er ihr seinen Fluchtplan in knappen Worten mit.

Mit den kleinen Gewehren, deren Wirkungskraft jetzt im ganzen Lande bekannt war, konnte er sich den Weg durch das Dorf der Leibwache erzwingen. Dann wollte er das erste beste Kanu am Landungsplatz losbinden und davonrudern. Später sollte ihm Diana im Kostüm der Teufelsfrau folgen und der Wache, die Okaso sicher zu ihrem Schutz zurücklassen würde, befehlen, in einem gewissen Abstand nachzukommen.

»Schon aus Angst vor dir«, erläuterte Hamilton, »wird man sich in respektvoller Entfernung halten. Sobald du an den Fluß gelangt bist, steigst du in ein zweites Kanu und ruderst mir nach. Man wird glauben, daß du dein Opfer wieder einfangen wolltest, und dir nichts in den Weg legen. Fliehen wir zusammen, so geben wir womöglich dein Geheimnis preis, und dann ist unser beider Leben verwirkt.«

Sie sah ein, daß er recht hatte. Vor dem Unabwendbaren gewann sie ihre Ruhe wieder. Als sie sich trennten, hatte sie nur ein tapferes Lächeln und hoffnungsvolle Worte für ihn.

Hamilton brach als erster gegen Abend auf. Er begegnete im Dorf nur schwachem Widerstand, da alle jüngeren Männer sich auf dem Kriegszug befanden. Unbehelligt sprang er in ein Kanu und war längst zur Mitte des Stromes hinausgerudert, als seine Widersacher ans Ufer herabließen. Nach einer Weile sah er Diana auftauchen. Trotz des unbequemen Kostüms kam sie rasch vorwärts. Schon glaubte er sie und sich in Sicherheit, da wehte ein Windstoß ihre Strohmaske beiseite. Die Leute, die sie in ihren Kriegskanus begleiteten, sahen staunend ihre weiße Haut und ihre goldenen Haare. Sie stutzten einen Augenblick. Dann aber fiel ihnen ein, daß die Teufelsfrau die Gabe besaß, sich nach Belieben zu verwandeln. Erst als sie die Schornsteine der ›Zaire‹ erblickten, wurde ihnen klar, daß man sie geprellt hatte. Vielstimmige Schreie der Wut erschollten, und die zurückgebliebenen Kanus nahmen mit aller Energie die Verfolgung auf. Es wäre um Diana geschehen gewesen, wenn Hamilton nicht rechtzeitig die ›Zaire‹ erreicht hätte. Er feuerte nur einen Schuß ab, doch der genügte, um die Verfolger mit verwirrender Plötzlichkeit zur Umkehr zu zwingen.

Zwei Monate später frühstückte eine aus vier Köpfen bestehende muntere Reisegesellschaft in dem auf Pfählen erbauten Patio des ›Reads' Hotel‹. Tief unter dem Fußboden plätscherte das Wasser. Vor der offenen Fensterwölbung dehnte sich in paradiesischer Bläue die Bai von Funchal. Glyzinien und Kletterrosen rahmten in verschwenderischer Fülle die Aussicht ein und erfüllten den ganzen Raum mit ihrem süßen Duft. In den Gärten blühte Heliotrop.

Man hatte den köstlichen einheimischen Wein getrunken und freute sich der Stunden, die man noch bis zur Abfahrt des Dampfers den Naturschönheiten Madeiras widmen konnte.

Merkwürdigerweise ging Bones' Ausgelassenheit allmählich in eine recht merkwürdige Stimmung über.

»Ham«, fragte er endlich mit heroischem Entschluß, »köönntest du nicht deine Höhlenabenteuer und den ganzen damit

zusammenhängenden Kram zu Papier bringen?«

»Der Himmel behüte mich, Bones, ich bin kein Federfuchser!«

Bones' Augen leuchteten auf. Das eben hatte er hören wollen.
»Dann bist du wohl damit einverstanden, daß ich es für dich tue, Ham, altes Haus?«

»Einverstanden? Untersteh dich, Bones! Wenn ich meinen Namen in irgendeinem deiner Elaborate finde, ziehe ich dir deine langen Ohren noch länger.«

»Du alter Brausekopf! Ich habe ja gar nicht die Absicht, dich zu erwähnen. Ich will ja nur meine eigenen Abenteuer in der Höhle beschreiben!«

»Deine ei...« Hamilton machte große Augen. »Mann Gottes, du hast ja mit keinem Schritt die Höhle betreten!«

Bones winkte gnädig ab. »Ist ja auch gar nicht nötig, alter Freund. Aber ich muß mich ehrlich wundern. Du hast eine lange Leitung - Ham! Damit kann man ja ein Kabel nach Amerika legen! Was ich mich bemühe, dir klarzumachen, ist dies: Ich will deine Abenteuer als meine eigenen niederschreiben. Das hat schon mancher Reiseschriftsteller so gemacht. Warum nicht ich?«

»Und wie wollen Sie sich mit meiner Person abfinden?« fragte Diana neckend. »Wollen Sie etwa behaupten, daß Sie mein Mann sind?«

Bones blieb der Mund offen stehen. Er sandte Hamilton einen raschen Blick zu. »Hm!« räusperte er sich und brachte seinen Fuß aus Hamiltons Reichweite. »Diese Frage dürfte allerdings zu Komplikationen führen, verehrte Teufelsdame!«

Sanders, der bisher belustigter Zuschauer geblieben war, mischte sich jetzt ein.

»Wie wäre es, Bones, wenn Sie den Bericht an den Völkerbund verfaßten? Denken Sie, wie viele Nationen ihn da

zu lesen bekommen!«

Bones strahlte. »Ein Gedanke, der Ihrer würdig ist, geliebte alte Exzellenz!«